literatur

5 MARK HERBST 1979

BUKOWSKI UND GANZ ANDERE:
Die 2001 Kultur

MARTIN WALSER:
Gallistls Rede vom Fernseher herab

PETER BICHSEL:
Literaturkritik als Fußball-Reportage

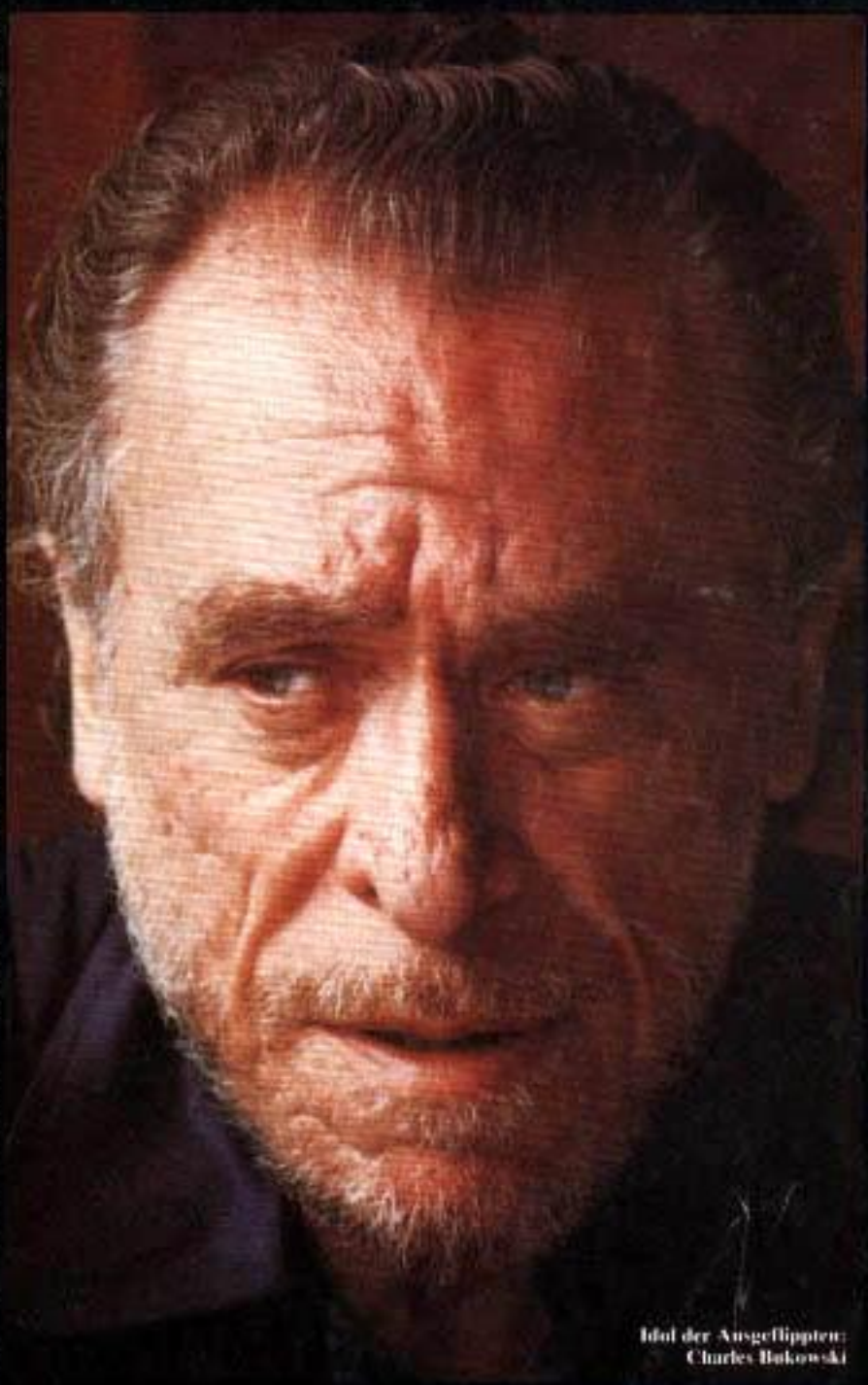
INTERVIEW MIT:
Hermann Kant, Präsident des Schriftsteller-Verbands der DDR

WALTER BOEHLICH:
Zwerenz' Tucholsky

H.C. BUCH UND PETER SCHNEIDER:
Gespräch über Kritik

UMFRAGE:
Zehn Jahre nach der »Kultur-Revolution«

VOLKER V. TÖRNE:
Enzensberger zum Fünfzigsten

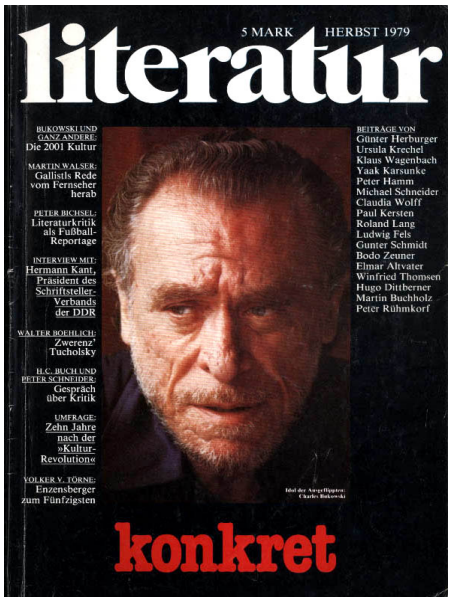


Idol der Ausgeflippten: Charles Bukowski

BEITRÄGE VON
Günter Herburger
Ursula Krechel
Klaus Wagenbach
Yaak Karsunke
Peter Hamm
Michael Schneider
Claudia Wolff
Paul Kersten
Roland Lang
Ludwig Fels
Gunter Schmidt
Bodo Zeuner
Elmar Altvater
Winfried Thomsen
Hugo Dittberner
Martin Buchholz
Peter Rühmkorf

konkret

in Literatur konkret 1979



Editorial

BEIM LESEN NEUER GEDICHTE von Volker von Törne

TERZINE von Volker von Törne
HANS MAGNUS ENZENSBERGER ZUM FÜNFZIGSTEN

Bemerkungen zum Sportjournalismus von Peter Bichsel
Von der Verantwortungslosigkeit der Leser und Autoren gegenüber den Literaturkritikern

»Zehn Jahre Kulturrevolution« von Peter Hamm
Es ist gerade zehn Jahre her, daß sie in Mannschaftsstärke die Literatur totgesagt haben. LITERATUR KONKRET befragte die bekanntesten Leichenbestatter von damals. Die meisten schwiegen beredt. Nur zwei antworteten

»Zehn Jahre Kulturrevolution« von Michael Schneider
Es ist gerade zehn Jahre her, daß sie in Mannschaftsstärke die Literatur totgesagt haben. LITERATUR KONKRET befragte die bekanntesten Leichenbestatter von damals. Die meisten schwiegen beredt. Nur zwei antworteten

Die Rede des vom Zuschauen erregten Gallistl vom Fernsehapparat herunter, daß es keine Wirklichkeit geben dürfe von Martin Walser

Pumpeldipumpel von Hartmut Schulze
Piwitt meint im »Spiegel«, Zweitausendeins sei »infiziert von dem, was man ruhigen Gewissens 'amerikanischen Kulturimperialismus' nennen kann«. Aber was ist mit dem Dorfjungen auf dem Moped, der sich da nicht nur die »Dire Straits«, sondern auch das beste Lehrbuch über den Faschismus kauft

UNSER DICHTER von Volker von Törne

Big Daddy is watching you von Karin Huffzky
Ist es die Angst vorm Abgesang auf den Mann, die Bukowski bei uns so beliebt gemacht hat? Der US-amerikanische Freak in den Augen einer Feministin

»Die Ausschlüsse waren der gewünschte Endpunkt« von Hermann Kant, Hermann L. Gremliza
Ein LITERATUR KONKRET-Interview mit Hermann Kant, dem Präsidenten des Schriftstellerverbandes der DDR / Von Hermann L. Gremliza

Die EVA ist tot, es lebe die EVA von Frank J. Heinemann
Wie es der mächtige DGB schaffte, seinen einzigen Buchverlag erst zu kastrieren und dann abzuschieben

Heiner Müllers »Endspiele« von Michael Schneider
Vom aufhaltsamen Abstieg eines sozialistischen Dramatikers

Identifikation von Walter Boehlich
Eine Biografie gibt oft ein erstaunlich gutes Bild von dem Biografen: Hier Gerhard Zwerenz (Tucholsky) und Barthold C. Witte (Niebuhr)

Ein unordentliches, schlampiges, unzuverlässiges Buch von Walter Boehlich
Ein Geschichts-Taschenbuch will zeigen daß alle auf Hitler »hereingefallen« sind

Säuberungsbuchkunst von Claudia Wolff
Einst bei Hitler, jetzt bei Springer: Albert Speer stattet aus. Bemerkungen zur jüngsten Neu-Inszenierung

Der Farbrikaffe und die Bäume von Tommaso di Ciaula
Leseproben aus dem Wagenbach-Taschenbuch 51

Der Fortschritt und die Tränen beim Schreien der Frösche von Hermann Peter Piwitt
Ein apulischer Bauernsohn, Kommunist, wird ins »stählerne Labyrinth der Fabrik« gesteckt. Er sinnt auf Ausbruch

Die entwaffnete Sinnlichkeit von Ludwig Fels
1950 starb in London der Wiener Dichter Albert Ehrenstein - »eine Alarmsirene, die von den Rüstungsexperten geschlachtet wurde«

Eine Untergrundkarriere von Ursula Krechel
Apo 1970 in Berlin: Mama und ihre drei Söhne drehen arbeitsteilig Dinger. Das ist die Rahmenhandlung von Peter Paul Zahls neuem Roman, in dem er mit seinen Zensoren Katz und Maus spielt

Hoffen auf Rühmkorf von Michael Zeller

BLEIB ERSCHÜTTERBAR UND WIDERSTEH von Peter Rühmkorf

Was nicht im linken Regelbuch steht von Klaus Wagenbach
Als Kolumnist hat Peter Bichsel der Versuchung widerstanden, Mitgliedsbücher zu verteilen

Das spannende Spiel der Silhouetten von Roland Lang
Der Österreicher Michael Scharang hat einen spannenden Kriminalroman geschrieben. Aber er hat nicht nur das gewollt

Bei den neuen Indianern von Günter Herburger
Während Reinhold Messner auf den K 2 stieg, war Ernst Alexander Rauter als westdeutscher Gast-Arbeiter in Sibirien

Der Mönch in der Lederjacke von Christoph Buchwald
Die Erinnerungen eines ehemaligen linken Geheimbündlers als Distanzierungs- und Trauerarbeit

Fegefeuer in Beirut von Hugo Dittberner
Nicolas Born hat einen Kriegsroman geschrieben. Darin steht der Satz: »Der Sinn sollte zurückkehren, notfalls auch als schreiende Sinnlosigkeit«

Schöner reisen

Die Schlechten ins Kröpfchen von Stephan Reinhardt
Der Liedermacher F. J. Degenhardt macht es als Romancier seinen Lesern nicht leicht. Hat er sich es diesmal selbst zu leicht gemacht?

Eine Ruhrpott-Fabel von Manfred Behn-Liebherz
Max von der Grün hat einen neuen Roman geschrieben. In einem typischen Milieu, mit einem typischen Helden

Politische Lieder von Thomas Rothschild

Ich bin Kommunist von Thomas Rothschild
sagt Paul Elflein in seinen authentitischen Erinnerungen. Deswegen wird sein plastisches »Geschichtsbuch« wohl leider keins der vielen faden Schulbücher

ablösen

Die Trümmer vieler Untergänge von Yaak Karsunke
Endlich hat man die Chance, zu erfahren, wer der Schriftsteller war, den Tucholsky einen »Großen« genannt hat: Walter Mehring

Lob des Laub von Winfried Thomsen
Auch was hinauffällt, geht häufig kaputt -ein Aphorismus, den Gabriel Laub zufällig noch nicht gedichtet hat. Oder doch?

Die große Föderation der Schmerzen von Uwe Timm
Wieder einmal ist es nicht einer der großen Buchverlage, der einen blinden Fleck des literarischen BRD-Sortiments sichtbar macht

Auf Teufel komm raus von Warner Poelchau
Die »Washington Post« sorgte sich um die »entsetzten Leser«, als der ehemalige CIA-Agent Philip Agee auspackte

Ein Branchenbuch deutschen Größenwahns von Henryk M. Broder
In Weimars letzten Jahren zog die SA auf, wenn Emil Julius Gumbel sprach. Die Nazis haben ihn ausgebürgert, ihre Testamentsverwalter haben ihn vergessen gemacht

Ein Klassiker wird recycled von Elmar Altvater
Drei Jahrzehnte nach seiner Erstveröffentlichung in den USA wird ein früher Theoretiker der Ökologie endlich aktuell

Sexuelle Folklore von Gunter Schmidt
1929 war es eine Sensation, 1979 ist es immer noch aktuell: Malinowskis »Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien«

Wider die sexuelle Ignoranz von Emma Moersch
Die Abteilung für Sexualwissenschaft des Klinikums der Frankfurter Universität präsentiert ihren jüngsten Forschungsstand

Affentiere und Menschenaffen von Martin Buchholz
Zu Lorenz' Graugänsen und Skinners Ratten packt Dieter E. Zimmer noch Wilsons Ameisen. Raus kommt ein stock-reaktionärer Evolutionismus, der uns erneut weismachen will, daß »wir die sind, die wir waren«

Die Verunsicherung der Staatsbürger von Bodo Zeuner
Literatur zum 30. Geburtstag der Bundesrepublik

Nichts ist vorbei von Paul Kersten
Günter Herburger hat seiner Tochter Anna Katrine einen Gedichtband gewidmet - Liebeserklärungen an »die Möglichkeiten unserer Geschichte«

Zehn Jahre danach: Männer schreiben zurück von Oskar Cöster
Die Frauenbewegung meldet: Erfolge allerorten. Und die Mannsbilder? Die haben nichts mehr zu melden. Die Anmache der Frauen hat offenbar nur eins bewirkt: Eine neue männliche Innerlichkeit, die zur »Krise des Mannes« allgemein degeneriert. Der starke Mann ist tot, der »neue« lebt noch nicht

Der Scharm ist vorbei von Ingrid Klein
In der Szene sind sie »in«: Anja Meulenbelt und die Geschichte ihres Sexuallebens, die ständige Suche nach dem verlorenen Unglück

Ich habe gelesen von Christoph Buchwald
Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:

Ich habe gelesen von Peter Faecke

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:Leonardo Sciascia: »Die Affäre Moro«. Verlag AutorenEdition im Athenäum Verlag, 1979 160 Seiten, 14,80 Mark

Ich habe gelesen von Roman Ritter

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:

Ich habe gelesen von Klaus Wagenbach

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:

Ich habe gelesen von Kurt Neff

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:

Literatur des Exils von Werner Schartel

Schartel, Mitherausgeber der im Konkret Literatur Verlag erscheinenden Reihe »Bibliothek der verbrannten Bücher«, stellt die letzt erscheinenden Bände vor

Bilderbuch-Verschwörung von Peter Bichsel

Nur für und mit Kindern lassen sich Kaninchen aus dem Hut zaubern. Die Erwachsenen nennen es Betrug

Der Rote Elefant von Christiane von der Groeben, Ilse Michaelis

Christiane von der Groeben und Ilse Michaelis beide Mitglieder des »Roter Elephant Arbeitskreis Kinder - Bücher - Medien e.V.«, (s. a. Literatur KONKRET 3/1978) stellen eine Auswahl der Herbstproduktion von Kinder- und Jugendbüchern vor.

Ein Lichtblick von Thomas Rothschild

“Denkfaul, irrelevant, opportunistisch” von Hans Christoph Buch, Peter Schneider

Gespräch der Autoren Hans Christoph Buch und Peter Schneider über Kritiker und Kritik: »Auf die Phase des Existenzialismus folgte ein unverdauter Marxismus, die stereotype Frage nach der 'gesellschaftlichen Relevanz', und letzt sind wir wieder bei der 'existenziellen Betroffenheit' angelangt. Was im Rahmen philosophischer Systeme einen Sinn hatte, wird in den Feuilletons zur nichtssagenden Phrase plattgewalzt«

Literatur-Konkret 1979, S. 4

Editorial

Der widerborstige Horst Tomayer hat uns den Vorschlag gemacht, dieses vierte Heft von LITERATUR KONKRET unter das Titelthema zu stellen: »Die Problematik des nicht inhaftierten Schriftstellers«. Der Stimmung in diesem bundesdeutschen Buchherbst hätte es entsprochen - der Wut auf den Kulturrevolutionär der späten Sechziger, der in den späten Siebzigern als feuilletonistischer Fuffziger über die Seufzerbrücke schreitet, wie jener grassierenden Verantwortungslosigkeit, die nur noch für die Pointe lebt. Aber so lange Peter Paul Zahl seine Literatur ganz konkret im Knast schreiben muß, wohin ihn ein bis heute unerschütterbares Terror-Urteil gebracht hat, muß Tomayers Einfall warten.

Die neueste Stimmung im Westdeutschen ist dennoch Thema dieses Heftes: Die Selbstverständlichkeit, mit der die Couturiers jeglicher neuen Mode ihre gestrigen Dessins der Caritas überlassen; die Chuzpe, mit welcher die bürgerlichen Großkritiker ihr hundertmal bankrottes Gewerbe betreiben; die Routine, mit der eben noch gefeierte Schriftsteller zu Schreibwaren-Produzenten degradiert werden, wenn sie nicht mehr in den politischen Auftrag passen.

Titelthema jedoch ist etwas Neues und - trotz alledem - Erfreuliches. Die Zweitausendeins-Kultur, Erfolg und Wirkung des vor zehn Jahren als Secondhand-Vertrieb gestarteten Unternehmens, das heute hunderttausende Kunden hat und Läden in neun Großstädten der Bundesrepublik betreibt, das Bücher zu Bestsellern macht, die den anspruchsvollen Verlagen zu anspruchsvoll geworden sind, um rentabel zu erscheinen, das zugleich Edel-Kitsch vertreibt und eine US-Kultur importiert, auf die wir gerade noch gewartet haben. In einem Gespräch mit Autoren von LITERATUR KONKRET machte Hermann Peter Piwitt den Vorschlag, über Zweitausendeins unter der Überschrift zu berichten: »Ein zweischneidiges Ei«. (Hätten wir dann nicht über den Männlichkeitsautor Uve Schmidt schreiben müssen: »Zwei schneidige Eier«?) Jetzt heißt die Geschichte (von Hartmut Schulze) ganz rätselhaft »Rumpeldipumpel« (Seite 16).

Bei Zweitausendeins erscheint in diesem Herbst auch ein Buch, das in LITERATUR KONKRET nicht besprochen wird - aus uns zu naheliegendem Grund: Hermann L. Gremlizas gesammelte Lehrlingsstücke unter dem Titel »Was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht«.

Literatur-Konkret 1979, S. 4

Volker von Törne

BEIM LESEN NEUER GEDICHTE

Wenn ich manche eurer neuen
Gedichte lese
Staune ich ehrlich wie euch euer Klein
Kram zu seitenlanger Poesie gerinnt.
Also
Ich will ja nicht so weit gehn wie
Kenneth Koch (Deutsch von Nicolas
Born bei Rowohlt 1976 Seite 25) der
Einige seiner Kollegen am liebsten
Erwürgen würde, aber wie wärs
Wenn ihr mal ne Zeitlang
Die Luft anhieltet?

(Aus: Volker von Törne, Kopfüberhals, Verlag Klaus Wagenbach 1979)

Literatur-Konkret 1979, S. 5

Volker von Törne

TERZINE

HANS MAGNUS ENZENSBERGER ZUM FÜNFZIGSTEN

Mit uns zu teilen der Ebenen Mühn
Stieg er, ein großer Redner vor dem Volke
Zu uns herab von den allgäuer Kühn

Und süßen Schaum schlug er aus jeder Molke
In jeden Fettnapf hat er sich gesetzt
Und saß am End doch weich auf einer Wolke

Ein Luftikus, von jedem Wind gehetzt
Sahn wir auf einem Steckenpferd ihn reiten
Über den Bodensee und dann zuletzt

Als Denkmal ernst im Mittagslichte schreiten
Den weißen Schlapphut tief in dem Gesicht
Nah dem Olymp, in südlichere Breiten

Wo man dem Dichter noch den Lorbeer flicht

(Aus: Tintenfisch 17 - Jahrbuch für Literatur 79, Verlag Klaus Wagenbach)

Literatur-Konkret 1979, S. 6

Peter Bichsel

Bemerkungen zum Sportjournalismus

Von der Verantwortungslosigkeit der Leser und Autoren gegenüber den Literaturkritikern

Wovon jeder Vereinspräsident träumt, worum sich jeder Trainer müht, worauf jeder Fan wartet und was vom Journalisten leider nur selten bescheinigt werden kann - das ist diesmal dem F.C. Kaiserslautern geglückt: die Entdeckung eines jungen, bisher gänzlich unbekannten und zugleich hochbegabten Fußballers.

DER SPORTJOURNALISMUS – man weiß es - lebt von Superlativen. Weil er von der Aktualität lebt, muß er täglich davon berichten, daß gerade diese Zeit, gerade jetzt und heute, besonders bedeutend ist. Wer mit dem Sport lebt, lebt dauernd in einer bedeutenden Zeit und hat es gut. Entdeckungen im Sport haben etwas Absolutes und sie sind risikofrei. Sie müssen vor keiner Geschichte verantwortet werden. Das Publikum wird immer wieder mit dem Journalisten zusammen in der Gegenwart leben. Sportjournalisten schreiben nicht Sportgeschichte, und sie schreiben - und das unterscheidet sie von fast allen andern Journalisten - ausschließlich für ein Publikum von Fachleuten. Es gibt im Sportpublikum nur Insider, nur Kompetente. Der Reiz des Zuschauens liegt in diesem Kompetent-Sein und man ist selbst überrascht, wie schnell man es bei einer neuen Sportart immer wieder schafft. Der Fernsehreporter spricht in seinen Kommentaren zu Kollegen, zu Fachleuten. Wenn er vom Publikum kritisiert wird, dann in der Regel mit den Kriterien, die er ihm selbst beigebracht hat. Der Sportjournalismus ist nicht nur ein Nebenprodukt, er ist recht eigentlich der Mittelpunkt der Szene, denn Zuschauersport ist nur mit dem entsprechenden Code, mit der Terminologie und dem Jargon zu genießen. Sport ist in diesem Sinne viel mehr ein Thema als eine Sache, zum mindesten hat er seine Popularität als Thema und nicht als Sache. Es ist ein erstaunliches Phänomen, daß der Sport zu einem Surrogatintellektualismus geworden ist. Ein Sportbegeisterter ist ein eigentlich Gebildeter auf seinem Gebiet, und letztlich ist es sein Wissen, was ihn begeistert und vor allem sein Besserwissen. Der Journalist vermittelt nicht eigentlich Informationen, sondern er vermittelt vor allem die Muster und Vorlagen für die Diskussion am Biertisch, er liefert die Vorurteile, er »bescheinigt«, wie es im obigen Zitat heißt.

Und dieses Zitat ist gefälscht oder verfälscht und hieß in Wirklichkeit: »Wovon jeder Verleger träumt, worum sich jeder Lektor müht, worauf jeder Kritiker wartet und was leider nur selten bescheinigt werden kann - das ist diesmal dem Walter-Verlag geglückt: die Entdeckung eines jungen, bisher gänzlich unbekannten und zugleich hochbegabten Autors.« Das Zitat stammt aus der »Zeit« und ist 15 Jahre alt. Ich besitze es noch, weil es mich gefreut hat, und ich entschuldige mich in aller Form beim Verfasser*) für die Fälschung. Er hat sie von mir nicht verdient.

Er hat es auch keineswegs verdient, daß man sich über ihn und immer wieder nur über ihn Gedanken macht, wenn man ungute Gefühle gegenüber der deutschen Literaturkritik hat. Wäre diese Literaturkritik vielschichtiger, pluralistischer - hätte sie verschiedene Facetten, er könnte ohne weiteres eine davon sein. Das heißt, ich meine nicht ihn, wenn ich alle meine.

Sport und Literatur scheinen etwas gemeinsam zu haben. Sie sind nicht vor allem nur als Sache interessant, sondern als Thema. Der Kreis der Fachleute ist zwar wesentlich kleiner, und der Kreis der Leser ist nicht unbedingt mit dem Kreis der Fachleute identisch.

Trotzdem, die deutsche Literaturkritik schreibt für Fachleute, für Insider, und sie schreibt, das sei ihr »bescheinigt«, verantwortungsvoll - das unterscheidet sie vom Sportjournalismus -, die deutsche Literaturkritik ist bereit, ihre Bescheinigungen vor der Geschichte (Literaturgeschichte) zu verantworten. Sie schreibt nicht nur über Autoren und ihre Bücher, sondern sie setzt auf sie, sie setzt das ganze Gewicht bedeutender Kritikernamen auf sie, und sie leben - die deutschen Literaturkritiker -seit etwa dreihundert Jahren in einer sehr schlechten Zeit. Sie stellen fest, daß sie sich einen Namen machen könnten, wenn die Autoren das Entsprechende liefern würden. Die deutsche Literaturkritik wird seit dreihundert Jahren von der deutschen Literatur betrogen. Das ist traurig, und es ist ein Elend, in Deutschland Literaturkritiker sein zu müssen.

Da wird einer entdeckt und hält nicht durch - das grenzt an Betrug, denn der Kritiker hat nicht ohne Grund einen Namen, und er riskiert etwas, wenn er ihn einsetzt. Der Augenblick - im Gegensatz zum Fußball - gilt hier nämlich nichts, nur die Geschichte. Man mag ein Buch nicht, weil es Spaß macht oder interessiert, sondern man behandelt es als literaturgeschichtlichen Gegenstand und fragt sich, was folgen wird. Das Buch hat sich in der Literaturgeschichte durch Nachfolgeleistungen zu bestätigen.

Nun, weiß der Teufel, Autoren sind nicht ohne Eitelkeit und Ehrgeiz. Auch sie schreiben mitunter für die Gunst der Frauen, für einen kleinen, mittleren oder größeren Namen. Sie sind nicht ganz frei von biographischen (geschichtlichen) Vorstellungen. Aber ein wenig mehr augenblicklich ist das schon, was sie tun, und sie ergänzen nicht ihr Gesamtwerk,

wenn sie schreiben. (Man könnte ja auch mal das neunte Länderspiel von Beckenbauer mit der »Neunten« von Beethoven vergleichen, in der Annahme, Beckenbauer hätte ein Gesamtwerk zu leisten.

»Literaturkritik kann ich so gut gebrauchen wie den Börsenbericht aus Sydney«

Wenn schon - Beckenbauer: Ich bin überzeugt, er wäre nicht Fußballer geworden, wenn es Fußball nicht bereits gegeben hätte. Ich trau' ihm nicht zu, daß er für sich selbst den Fußball erfunden hätte. Nicht sein Talent hat ihn zum Fußballer gemacht -viel eher der Fußball hat sein Talent gemacht. Wenn nicht der Fußball, dann hätte vielleicht was anderes sein Talent gemacht.

Ich meine, die meisten Autoren werden Autoren, weil es Literatur gibt. Die Vorstellung »Buch«, die Vorstellung »Lesen« gibt es auch ohne Inhalt, so wie es die Vorstellung »Fußball« gibt, ohne an ein eigentliches Spiel zu denken. Man könnte auch schreiben, um Bücher zu füllen. Und schlechte Spiele haben in der Bundesliga ihre Bedeutung. Der schlechte Fußballer betrügt den Journalisten nicht, der »schlechte« Autor betrügt, beleidigt und blamiert den Kritiker - und die deutschen Kritiker leben seit drei Jahrhunderten in einer Zeit, wo leider kaum etwas Bedeutendes geschrieben wird. Die Autoren - die »zu« augenblicklich leben -betrügen die Kritiker um ihren wohlverdienten Platz in der Geschichte.

Eine bösartig verkürzte Gesamtinhaltsangabe der deutschen Kritik würde heißen: »Nein, nein, mit diesen Autoren ist keine Geschichte zu machen.«

Man hat auch schon der Germanistik, der Literaturhistorik einen allzu engen Kontakt zur deutschen Geschichte (zur schweizerischen, zur österreichischen) vorgeworfen -hier bei der Literaturkritik fällt immerhin der enge Kontakt zur Literaturhistorik auf - und sehr schnell ist es halt dann doch »Schreiben für Deutschland«, »Schreiben für die Schweiz«, »Schreiben für Österreich«. Wenn es nach der Literaturkritik ginge, dann bliebe den Autoren wohl der Vorwurf nicht erspart, daß sie sogar ihre Länder um den Platz in der Geschichte betrügen. (Man hat mitunter auch einen gutem Sportjournalismus und eine schlechte Nationalmannschaft. Die Qualität der Nationalmannschaft steht dauernd zur Diskussion, die Qualität des Sportjournalismus nie, und das ist recht so, denn das hat seine Gründe; der Erfolg der Nationalmannschaft ist alles, und auch der Mißerfolg, und der Sportjournalismus ist nur eine Anleitung zum Reden darüber, er kann also gar nicht schlecht sein.)

Nun sicher, der Sport lebt nicht davon, daß man ihn sich anschaut, sondern eben, daß man darüber redet, und in der Literatur ist das nicht viel anders. Auch die Literatur ist ebenso sehr darauf angewiesen, daß man über sie redet. Sie ist also auch angewiesen auf Anleitungen zum Reden. Meine deutsche Seite begreift das.

Und meine deutsche Seele erschrickt, wenn ich auf der Rückseite eines äußerst billigen amerikanischen Pornoromans ein Zitat aus der New York Times mit einem sehr lobenden Satz über das Buch finde. Ich habe das Buch nicht wegen dieser Belobigung gekauft, sondern mit der schalen Begründung, Englisch lernen zu müssen, - meine deutsche Seele - ich gebe das zu - begreift das Lob der New York Times nicht.

Aber ich frage mich, ob die deutsche Literaturkritik die Fähigkeit hätte, eine Françoise Sagan durchzulassen. Ich kenne eine deutsche Autorin, die das Zeug dazu hätte und auch nicht unwillig gewesen wäre - aber in dieser Gegend hat es keinen Sinn, es auch nur versuchen zu wollen: Françoise Sagan gemessen an Thomas Mann hat keine Chancen - und es wäre in dieser Gegend ein Sakrileg, Thomas Mann an Françoise Sagan messen zu wollen. Also lassen wir es - und die deutsche Unterhaltungsliteratur bleibt schlecht und lebt ohne Kritik gut wie Konsalik.

Ich meine nicht, daß Konsalik gelobt werden sollte, ich meine nur, daß man ein klein wenig sensibler für das Unbedeutende werden könnte. Ich könnte mir vorstellen, daß eine Literatur nicht ausschließlich daran gemessen werden müßte, was sie in fünfzig Jahren noch gilt. Und ich könnte mir vorstellen, daß das Schreiben von Literaturkritiken weniger frustrierend wäre, wären sie für den Tag geschrieben.

Und die Frage ist dann schließlich auch: Für wen sind dann Kritiken eigentlich geschrieben. Als Autor habe ich keinen Grund zu Klage. Wenn auch das Kritikerspielchen mit den Rangordnungen vielleicht ab und zu etwas lächerlich ist, so ganz unspannend ist es nicht und letztlich auch gewünscht und gefordert. Dann die Frage, ob man als Autor aus Kritiken lernen könnte - sie ist nicht unberechtigt, weil Kritiker sich gern einen pädagogischen Anstrich geben, - ich weiß nicht, die Zeitung ist wohl der falsche Platz für einen einseitigen Briefwechsel zwischen Kritiker und Autor, und wenn mir der Kritiker mit seinen Hinweisen zu nichts anderem verhelfen will als zu einem Platz in der Literaturgeschichte, dann meint er ohnehin etwas anderes, und ich muß mich weigern, ihn zu verstehen.

Ich meine, Kritiken könnten für Leser geschrieben werden. Leser sind nicht unbedingt Fachleute wie das Sportpublikum. Es gibt Leute, die lesen nicht nur, um in der Szene mitreden zu können, und es gibt Leute, die von einer literarischen Szene

fast nichts wissen - die lesen ganz einfach Bücher, und mit Buchbesprechungen wäre ihnen mehr gedient als mit Literaturkritik.

In englischen, amerikanischen Buchbesprechungen finde ich sogar Hinweise darauf, wem dieses Buch gefallen könnte, wer es lesen könnte oder sollte, in deutschen Besprechungen lese ich, wenn es hochkommt, daß es ihm gefällt oder ihm nicht gefällt -in der Regel aber nur, ob der Kritiker dem Buch den Eintritt in die Literatur gewährt oder verweigert. Literatur in Deutschland ist jedenfalls etwas anderes als die Summe des Geschriebenen. Hier wird etwas gehütet und reingehalten, und mir ist oft schleierhaft, was dieses Gehütete denn eigentlich ist.

Trotzdem, ich plädiere nicht dafür, daß etwas geändert wird - die deutsche Literaturkritik hat ihre Tradition und ihre Berechtigung. Das Ordnungs- und Einordnungsspiel - ich gebe das gern zu - hat seinen Reiz. Spielanweisungen für literarischen Klatsch sind nicht unwichtig für die Szene. Ohne diese Szene - ohne die Erfindung des Spiels Literatur - würde es wohl auch keine Autoren geben - so wie es ohne leeren Fußballfachjargon keinen Fußball geben würde. Als Autor wäre mir mit dem, was heute ist, im Grunde genommen gedient. Man kann es so lassen, es ist so gut genug - mein Ärger ist weg.

Und ich habe jetzt nur noch den Gründen nachzugehen, woher mein unnötiger Ärger kam.

Ich habe vor Jahren in der literarischen Szene gelebt - sagen wir bis 1967, dem Ende der Gruppe 47 - und ich habe recht gern darin gelebt und der literarische Klatsch hat mir gefallen. Ich habe mich auch nie entschieden, diese Szene zu verlassen, sie war nach 68 ohnehin nicht mehr so intensiv und mein Nicht-mehr-drin-Leben empfinde ich eher als geographischen Zufall.

Aber ich bin hier - weg von der Szene -wieder zum Leser geworden. Ich kriege hier am Kiosk auch die deutschen Zeitungen und lese sie, und nun stelle ich fest, daß mir die deutsche Literaturkritik etwas liefert, für das ich hier keine Anwendung habe, Anleitungen und Stoff zum literarischen Gespräch, zum literarischen Klatsch - ich kann sie so gut gebrauchen wie den Börsenbericht aus Sydney.

Ich könnte mir vorstellen, daß es einem amerikanischen Baseballfan, der seit zwanzig Jahren im Berner Oberland lebt, ähnlich geht, wenn er die Sportberichte in einer amerikanischen Zeitschrift liest. Er erinnert sich zwar, aber es löst nichts mehr aus.

Immerhin, ich lese ja noch - im Unterschied zu ihm, der keine Baseballspiele mehr sieht. Nun kann man von ihm sagen, daß es halt so ist, daß Baseball ohne Szene und ohne Klatsch auch keinen Spaß macht. Heißt das, daß man von mir sagen muß, daß Lesen ohne literarische Szene keinen Spaß macht. Dann läge der Fehler an mir, und ich hätte das Lesen aufzugeben. Denn die Literaturkritik erreicht mich als Leser nicht. Sie ist ganz eindeutig nicht für mich, für den Leser gedacht. Lesen als gewöhnlicher Konsum ist nicht vorgesehen.

Deutsche Literaturkritik versteht sich offensichtlich nicht als Dienstleistung am Bücherlesen. Meine schüchterne Frage, ob sie's nicht doch sein möchte, muß in ihren Ohren tönen wie die Frage an den Rosenzuchtexperten nach Blumenkohl. Es geht halt nicht um Bücher, es geht um die Literatur.

Ein kleines Beispiel - ein zufälliges und kein zwingendes. Vor einem Jahr ist ein Buch von Klaus Roehler herausgekommen (»Ein Blick in die Zukunft jetzt gleich, im Oktober«). Ich habe das Buch gelesen, weil ich ihn kenne und weil er mir's geschickt hat. Ich habe es mehrmals gelesen, weil es mich sehr beeindruckt, und ich finde es ein wichtiges Buch. Es gab zu diesem Buch sozusagen keine Besprechungen. Nun ist es das gute Recht von jedem, dieses Buch unwichtig zu finden - nur kann ich mir wirklich nicht vorstellen, daß es mir so sehr gefällt und sonst niemandem. Könnte es vielleicht - eine Frage nur - so sein, daß das Buch von Roehler nicht besprochen wurde, weil Roehler - eine ehemalige 'Entdeckung' - bereits aus der Literaturgeschichte gefallen ist, weil von ihm das Gesamtwerk nicht mehr zu erwarten ist. Ich glaube fast, daß er als Erstling eine bessere Chance gehabt hätte, denn als Erstling wäre er noch so etwas wie eine Hoffnung, wie ein schwarzes Pferd, auf das man setzt, - aber wenn eine Hoffnung, eine Hoffnung für wen? Eine Hoffnung für die deutsche Literatur selbstverständlich.

Sollte es so sein - nur eine Vermutung -dann dienen mir die Auswahlkriterien der Buchkritik sehr wenig. Ich finde, den Befund über den Stand der deutschen Literatur könnte man ohne weiteres der Wissenschaft überlassen. Vielleicht täusche ich mich -ich kenne das zu wenig -,aber ich habe den Eindruck, daß zeitgenössische amerikanische Autoren viel weniger oder gar nicht für *die* amerikanische Literatur zu schreiben haben, sondern für Leser, und mir scheint, daß amerikanische Buchbesprecher sich wirklich an den Konsumenten, den Leser, wenden. Trotzdem, es gibt eine amerikanische Literatur - es gibt sie, obwohl sie nicht täglich von Kritikern gehütet wird.

Vielleicht täusche ich mich, aber ich habe oft den Eindruck, daß es deutschen Kritikern den Schlaf rauben kann, wenn sie daran denken, daß sie einen Großen der späteren Literaturgeschichte verpaßt haben könnten oder einen zu Kleinen gelobt. Oft tun sie mir leid mit ihren sorgenvollen Gesichtern, und oft habe ich den Eindruck, sie spielen nicht einfach etwas vor,

wenn sie fast unter der Last ihrer Verantwortung für die große deutsche Literatur zusammenbrechen. So gesehen ist die Verantwortungslosigkeit der Leser und Autoren ihnen gegenüber und gegenüber der Literatur eine echte Schande.

---

*)niemand anders als Reich-Ranicki zum ersten Buch von Peter Bichsel (Anm. d. Redaktion)

Literatur-Konkret 1979, S. 9

Peter Hamm

»Zehn Jahre Kulturrevolution«

Es ist gerade zehn Jahre her, daß sie in Mannschaftsstärke die Literatur totgesagt haben. LITERATUR KONKRET befragte die bekanntesten Leichenbestatter von damals. Die meisten schwiegen beredt. Nur zwei antworteten

‚KUNST REINIGT, löst, was im Leben unversöhnt, ungerecht, sinnlos ist und bleibt, sie wird zur dekorativen Folie in einer Welt des Terrors`. (Herbert Marcuse). 'Der Großkritiker stirbt aus mit jener Großliteratur, der er sich stets so gern anhängte'. (Peter Hamm). 'Die Kunst ist tot ..., in Wahrheit ist sie nicht tot, sie lebt geschäftig fort, wenn auch als Leiche, als Ware, als Fetisch, und gaukelt weiter eine Zone der Freiheit, der Autonomie, des Sinnes vor, dies zu entlarven gilt als Schwindel.' (Karl Marcus Michel) . ... daß auch heute wieder 'das Gesetz des Marktes sich die Literatur ebenso, ja vielleicht noch mehr unterworfen hat als andere Erzeugnisse.' (H.M. Enzensberger). 'Ich glaube, daß die gegenwärtigen Bedingungen den Schriftsteller am meisten verwildern lassen, der am besten ausgerüstet ist, sie erfolgreich zu bestehen' (Martin Walser). 'Die Kunst jener verzweifelten Einzelleistungen, welche die Verzweiflung der ungeheuren Mehrzahl auf eine schöne Form bringt ..., ist tot und muß zu Grabe getragen werden.' (Peter Schneider.)

Diese Sätze erregten vor zehn Jahren Aufsehen. Sie wurden nicht nur auf Seiten der Linken diskutiert, ernstgenommen; man applaudierte ihnen. Heute scheinen sie in Vergessenheit geraten zu sein, auch bei manchem von denen, die sie einmal verkündeten. Und mancher, der seine literarische Autorität damals im O-Ton von Häftlingen, Trebegängern oder Fabrikarbeiterinnen auslöschen wollte, scheint zehn Jahre danach den Marktgesetzen auf eine Weise Rechnung zu tragen, die er sich damals womöglich nicht hätte träumen lassen, - während seine Klientel von damals womöglich noch immer am Fließband oder schon wieder im Gefängnis sitzt.

Der zehnte Jahrestag des 'Todes der Literatur' ist merkwürdig kleinlaut vorübergegangen. Auf Literatrubeln und Petrarca-Feiern tummelt sich die alte Literatur wieder 'zwischen Allotria und Zauberspruch' (H.M. Michel). Und die Großkritiker hängen sich an.

War die fundamentale Selbstbezichtigung der Literatur vor zehn Jahren nur Episode, Anpassungsstrategie in harscher Zeit in der stillen Hoffnung, daß die absehbare gesellschaftliche Restauration schon bald wieder Platz schaffen würde für 'verzweifelte Einzelleistungen' und die entsprechenden Aufwandsentschädigungen?

Daß die spätbürgerliche Kunst tot sei, wurde 1969 von spätbürgerlichen Künstlern festgestellt. Haben sie es am Ende der 'Tendenzwende' zu verdanken, daß sie sich den Ast nicht absägten, auf dem sie saßen?

'Die Kunst ist tot. Befreien wir unseren Alltag.' Lautete ein Graffiti aus dem Pariser Mai. Die sogenannte 'alternative Kultur` hat mittlerweile, wenn auch erst in Spuren, Ernst gemacht mit einer Kultur der Arbeit und des Alltags. Entsprechend verändert haben sich auch ihre 'literarischen' Verkehrsformen. Haben wir daraus gelernt? Oder empfinden wir mittlerweile einen Zustand als ganz normal, der uns vor 10 Jahren wie ein Alptraum vorgekommen wäre. Daß nämlich heute Marcel Reich-Ranicki als Feuilleton-Chef der 'FAZ', Fritz J. Raddatz als Feuilleton-Chef der 'ZEIT` und Joachim Kaiser als Großkritiker der 'SZ' noch immer darüber befinden, was Kultur ist? Schließlich: 1968 'blieb' von der Literatur der 50er und 60er Jahre nicht viel. Was ist heute davon 'geblieben'? Und was wird nach der Kulturrevolution von morgen von den 70er Jahren 'bleiben'?

Literatur Konkret hat ein paar der Leichenbestatter von 1968 befragt: Einige schwiegen beredt. Zwei antworteten.

Peter Hamm

Ich glaube, die »fundamentale Selbstbezichtigung der Literatur vor zehn Jahren« war nur für jene »Episode«, für die Schreiben nicht auch schon zuvor eine permanente Selbstbezichtigung war, was Literatur, die den Namen verdient, ja stets zu sein hat. L*iteratur* konnte auch 1968 nur eine »verzweifelte Einzelleistung« sein - oder als *Literatur* eben inexistent. Die »Aufwandsentschädigungen« für Literatur, waren - womöglich gar für Lyrik - ja (von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen) immer eher ein Witz, jeder Hilfsarbeiter lebt besser (statistisch gesehen) als der Durchschnittsschriftsteller.

Ich habe nie von Literatur leben können und bin deshalb Angestellter geworden. Ich habe 15 Jahre lang keine Lyrik mehr geschrieben, aber nicht, weil die *Literatur tot* war, sondern weil ich auch ohne Lyrik leben konnte; momentan scheint mir das schwer vorstellbar, also schreibe ich wieder Gedichte. Da man ja stets nur Teil eines Trends ist, mag auch diese Rückkehr zur Lyrik ein Symptom sein für eine allgemeine Stimmung, eine bedenkliche meinetwegen (zumindest für Leute, die auch ohne Lyrik leben können).

Was ich von der sog. »alternativen Kultur« bisher kennenlernen durfte, war mir fest immer ausgesprochen sympathisch, erschien mir gleichzeitig jedoch ästhetisch leider meist erstaunlich belanglos. Die Atmosphäre beim alternativen Theaterfestival in München z.B. war natürlich angenehmer als etwa die in den Münchner Kammerspielen, aber damit meine ich eigentlich mehr das *ambiente,* das Herumhocken mit netten jungen Leuten, deren Ansichten man gerne zustimmt, etc.; die einzelnen Darbietungen waren dann doch mehr Kuriositäten, Spektakel. Bei mir blieb davon leider gar nichts hängen, während ich von gewissen Kortner-Inszenierungen noch heute jede 'Einstellung', ja sogar den Klang vor mir habe und daran auch stets heutige Aufführungen messe, messen muß. Ein entscheidendes Manko der alternativen Kulturleute scheint mir dies, daß sie die Kultur, zu der sie eine Alternative bieten wollen, meist gar nicht mehr kennen, auch gar nicht erst kennen wollen, so daß ihren vermeintlichen Alternativen etwas falsch Unmittelbares, Unvermitteltes, anhaftet, etwas Faules auch (womit ich keinen Geruch meine, sondern eine unterlassene notwendige Anstrengung).

Als ich seinerzeit vom *Aussterben des Großkritikers* sprach, meinte ich nicht sein biologisches. Es ist doch wohl logisch, daß Reich-Ranicki und J. Kaiser immer noch ihre Runden drehen, dort, wo man ihnen gerne zuschaut. Daß sie aber von denen, die etwas mit dem Elan von 1968 in irgendeiner Weise einmal zu tun hatten, je sonderlich ernst genommen worden wären oder gar heute ernst genommen würden, kann ja wohl niemand behaupten; und erst recht werden sie von denen nicht ernst genommen, die selbst Literatur machen (wenn die sich auch gelegentlich - siehe Martin Walser - unverständlich -oder allzu verständlich? - opportun zu den genannten Herren verhalten). - Was mich freilich weit mehr besorgt als die nicht mehr abzustellende Routine der Kaisers und Reich-Ranickis und deren Groß-Inquisitoren-Allüren ist die Tatsache, daß ich auch beim Lesen von Kritiken in KONKRET immer wieder mit Erstaunen feststellen muß, daß da kleine Großkritiker im Nachwachsen sind, die sich auch mehr als Instanzen statt als Personen verstehen und entsprechend lieber verurteilen als verstehen. Brecht hat diese Kurellas und Lukacs' einst als »Feinde der Produktion« bezeichnet: »Die Produktion ist ihnen nicht geheuer. Man kann ihr nicht trauen. Sie ist das Unvorhersehbare. Man weiß nie, was bei ihr herauskommt. Und sie selber wollen nicht produzieren. Sie wollen den Apparatschik spielen und die Kontrolle der anderen haben. Jede ihrer Kritiken enthält eine Drohung. «

Was »bleibt«? Mit Sicherheit »bleibt« nichts von dem, was heute Erfolg hat. Erfolg ist immer der Ausweis der Scheinaktualität, der voreiligen Versöhnung. Die Robert Walsers, Scheerbarts, Hohls, Ciorans, Svevos und Kafkas unserer Tage, wenn es sie gibt, werden noch lange nicht aus dem Dunkel auftauchen, das alleine dem Schriftsteller und der Literatur Schutz und Kraft geben kann.

Literatur-Konkret 1979, S. 10

Michael Schneider

»Zehn Jahre Kulturrevolution«

Es ist gerade zehn Jahre her, daß sie in Mannschaftsstärke die Literatur totgesagt haben. LITERATUR KONKRET befragte die bekanntesten Leichenbestatter von damals. Die meisten schwiegen beredt. Nur zwei antworteten

‚KUNST REINIGT, löst, was im Leben unversöhnt, ungerecht, sinnlos ist und bleibt, sie wird zur dekorativen Folie in einer Welt des Terrors`. (Herbert Marcuse). 'Der Großkritiker stirbt aus mit jener Großliteratur, der er sich stets so gern anhängte'. (Peter Hamm). 'Die Kunst ist tot ..., in Wahrheit ist sie nicht tot, sie lebt geschäftig fort, wenn auch als Leiche, als Ware, als Fetisch, und gaukelt weiter eine Zone der Freiheit, der Autonomie, des Sinnes vor, dies zu entlarven gilt als Schwindel.' (Karl Marcus Michel) . ... daß auch heute wieder 'das Gesetz des Marktes sich die Literatur ebenso, ja vielleicht noch mehr unterworfen hat als andere Erzeugnisse.' (H.M. Enzensberger). 'Ich glaube, daß die gegenwärtigen Bedingungen den Schriftsteller am meisten verwildern lassen, der am besten ausgerüstet ist, sie erfolgreich zu bestehen' (Martin Walser). 'Die Kunst jener verzweifelten Einzelleistungen, welche die Verzweiflung der ungeheuren Mehrzahl auf eine schöne Form bringt ..., ist tot und muß zu Grabe getragen werden.' (Peter Schneider.)

Diese Sätze erregten vor zehn Jahren Aufsehen. Sie wurden nicht nur auf Seiten der Linken diskutiert, ernstgenommen; man applaudierte ihnen. Heute scheinen sie in Vergessenheit geraten zu sein, auch bei manchem von denen, die sie einmal verkündeten. Und mancher, der seine literarische Autorität damals im O-Ton von Häftlingen, Trebegängern oder Fabrikarbeiterinnen auslöschen wollte, scheint zehn Jahre danach den Marktgesetzen auf eine Weise Rechnung zu tragen, die er sich damals womöglich nicht hätte träumen lassen, - während seine Klientel von damals womöglich noch immer am Fließband oder schon wieder im Gefängnis sitzt.

Der zehnte Jahrestag des 'Todes der Literatur' ist merkwürdig kleinlaut vorübergegangen. Auf Literatrubeln und Petrarca-Feiern tummelt sich die alte Literatur wieder 'zwischen Allotria und Zauberspruch' (H.M. Michel). Und die Großkritiker hängen sich an.

War die fundamentale Selbstbezichtigung der Literatur vor zehn Jahren nur Episode, Anpassungsstrategie in harscher Zeit in der stillen Hoffnung, daß die absehbare gesellschaftliche Restauration schon bald wieder Platz schaffen würde für 'verzweifelte Einzelleistungen' und die entsprechenden Aufwandsentschädigungen?

Daß die spätbürgerliche Kunst tot sei, wurde 1969 von spätbürgerlichen Künstlern festgestellt. Haben sie es am Ende der 'Tendenzwende' zu verdanken, daß sie sich den Ast nicht absägten, auf dem sie saßen?

'Die Kunst ist tot. Befreien wir unseren Alltag.' Lautete ein Graffiti aus dem Pariser Mai. Die sogenannte 'alternative Kultur` hat mittlerweile, wenn auch erst in Spuren, Ernst gemacht mit einer Kultur der Arbeit und des Alltags. Entsprechend verändert haben sich auch ihre 'literarischen' Verkehrsformen. Haben wir daraus gelernt? Oder empfinden wir mittlerweile einen Zustand als ganz normal, der uns vor 10 Jahren wie ein Alptraum vorgekommen wäre. Daß nämlich heute Marcel Reich-Ranicki als Feuilleton-Chef der 'FAZ', Fritz J. Raddatz als Feuilleton-Chef der 'ZEIT` und Joachim Kaiser als Großkritiker der 'SZ' noch immer darüber befinden, was Kultur ist? Schließlich: 1968 'blieb' von der Literatur der 50er und 60er Jahre nicht viel. Was ist heute davon 'geblieben'? Und was wird nach der Kulturrevolution von morgen von den 70er Jahren 'bleiben'?

Literatur Konkret hat ein paar der Leichenbestatter von 1968 befragt: Einige schwiegen beredt. Zwei antworteten.

Michael Schneider

Vor zehn Jahren, als die studentische Jugend - nach ihrem zwanzigjährigen Dornröschenschlaf - den Marxismus wiederentdeckte, als sie entdeckte, daß es außerhalb der Enklaven der »Hohen Wissenschaft« noch eine andere Welt gab, eine Springer lesende »Welt« von Kapitalisten und Arbeitern - und dies alles mit dem Gestus, als habe dies vor ihr noch niemand entdeckt -, da verkündeten einige Berliner Literaten mit Schiller'scher Emphase: »Was wir hier sehen und erleben, ist überhaupt nicht mehr zu beschreiben, sondern nur noch zu ändern!« Und hinfort galt jeder, der sich noch mit der Beschreibung der Welt statt mit ihrer Änderung befaßte, als bourgeoiser Literat, als Reaktionär. Folgerichtig feierte dann das »Kursbuch«, das »Autodafé der Kunst«, und die über Nacht politisierten Germanistikstudenten, Literaten und Schauspieler erklärten nun öffentlich ihren Ekel vor dem, womit sie sich zwanzig Jahre lang beschäftigt hatten. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin, Musil, Proust, Joyce und Thomas Mann, die vielleicht mancher Arbeiter gerne gelesen hätte, wenn nicht die 48-Stunden-Woche ihn daran gehindert hätte, wurden von den Regalen geräumt, und an ihrer Stelle

erschienen jetzt die blauen »MEW«-Bände, möglichst vollständig, damit man auch sah, daß man mit seiner »bürgerlichen Vergangenheit« aufgeräumt hatte.

Schon damals beschlich mich die bange Frage, wie denn diese Geisteswissenschaftler, Literaten und Schauspieler, die sich doch zehn, zwanzig Jahre ihres Lebens mit den »schönen Künsten« befaßt hatten, nun plötzlich für den Rest ihres Lebens ohne diese auskommen wollten.

Natürlich war der so viel zitierte »Bruch mit der bürgerlichen Vergangenheit« viel zu schnell gegangen, als daß es ein wirklicher Bruch hätte sein können. Vielen Studenten und ehemaligen Literaten, die damals als stramme Marxisten auftraten und wie die »Heilige Johanna der Schlachthöfe« ihren »Gang in die Tiefe«, das heißt auf die Straße und in die Fabriken antraten, war schon damals anzumerken, daß ihre neue Liebe zum Proletariat nicht allzu lange vorhalten würde. Und in der Tat: Der Stimmungsumschwung, von den Massenmedien groß als »Tendenzwende« gefeiert, ließ nicht lange auf sich warten. Denn solch rigide Verdrängung der eigenen Gefühlsvergangenheit mußte sich rächen. Und wenn das Verdrängte wiederkehrt, dann - oh weh! Dann kommt die große Abrechnung! Und wenn viele Rebellen einst mit ihren »bourgeoisen Vätern« rigoros gebrochen hatten, dann brachen sie nun, fünf Jahre später, ebenso rigoros mit deren mißratenen Söhnen., d.h. den eigenen dogmatischen Genossen. Und weil die Wut wieder mal so groß war, wurde wieder mal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und nicht nur mit den politischen »Großgenossen«, die die Selbstverleugnung zum Programm erhoben hatten, nein auch gleich mit den marxistisch-leninistisch-maoistischen »Heiligenbildern« abgerechnet, in deren Namen man sich so lange selbst verleugnet hatte. Hatten die zwangspolitisierten Studenten und Literaten fünf Jahre lang nichts anderes gelten lassen als die rigorose Logik des »Kapital«, so projizierten ‚Je nun ihren höchstpersönlichen Ekel vor der eigenen Rigorosität auf den Theoretiker des »Kapital«, d.h. auf den Marxismus, ja auf Aufklärung und Wissenschaft schlechthin! Und natürlich entdeckten sie im gleichen Moment ihre alte Liebe zum Schönen, zur Kunst und zum 'sinnlichen Leben' wieder. Und nun wanderten die blauen »MEW«-Bände wieder in den Keller oder, damit der Wechsel gar nicht so auffiel, in die oberen Regale (wo sie zwar noch zu sehen, wenn auch nicht mehr zu greifen waren), und stattdessen erschienen nun auf den Nachttischen der ermatteten Rebellen H. Hesses »Glasperlenspiel«, Ulrich Plenzdorfs »Die neuen Leiden des jungen W.«, Peter Handkes »Die Stunde der wahren Empfindung«, Karin Strucks »Klassenziege« (autorisiert: Piwitt!) usw. usf. Und wenn fünf Jahre lang das einzige Glück darin bestand, dem »Klassenfeind eine Niederlage beizubringen« -denn wer noch an sein persönliches Glück dachte, galt als Renegat! -, so bestand jetzt wieder das einzige Glück im Glück des Einzigen!

Aber weit davon entfernt, den »Rückzug ins Private« als das anzusehen, was er tatsächlich war: nämlich ein Rückzug aus der Politik, verliehen viele Intellektuellen und Literaten selbst diesem noch die höhere Weihe einer politischen Tugend. Der Konfliktstoff, hörte man sie sagen, der auf der Straße und im Betrieb nicht habe zünden wollen -in den Wohngemeinschaften, den Zweier-Beziehungen, den Frauen-Gruppen, den Therapie-Gruppen usw. Da sei er immerhin explodiert. Im sog. Privat- und Intimbereich, den die Dogmatiker immer als »unpolitisch« verketzerten, da sei die Saat der Emanzipation schließlich aufgegangen und von dort habe man auch »die Basis« empfindlich getroffen. Die vielen kleinen und gewiß nicht unbedeutenden Revolten im Intim-Bereich, in der Wohnküche und den Schlafzimmern, wurden nun zu ebensovielen Trostpflästerchen für das Ausbleiben bzw. Scheitern der großen politischen Revolte, der Revolte in den Institutionen. »Das Persönliche ist politisch« hörte man nun die altgewordenen Neuen Linken plötzlich raunen, und kraft dieses ideologischen Zaubertricks vermochten sie sich ja tatsächlich noch als Subjekt der Geschichte ihres Rückzugs zu begreifen. »Der Intellektuelle«, so resümierte schon Gorki die Erfahrungen mit dem intellektuellen russischen Kleinbürgertum von 1905, »ist nach jeder Begegnung mit dem Volk bestrebt, 'in seine Kreise zurückzukehren' -von der Lösung des sozialen Problems kehrt er zur Lösung des individuellen zurück.«

Und weil auch das »Persönliche politisch ist«, widmeten sie sich nun wieder ganz der Intimpflege ihrer in den Jahren der Politik so vernachlässigten und verluderten Persönlichkeit. Wie eine grüne Flamme loderte nun das alte hysterische Gefühl der »Ichheit« und »Selbstheit« wieder auf, das in der sauerstoffarmen Luft ihrer dogmatischen Partei-Zirkel und K-Gruppen beinahe erstickt wäre. Besonders die Künstler und Literaten unter ihnen hatten es sehr eilig, ihr kostbares, einzigartiges Ich vor der »linken Vermassung« und »Gleichschaltung« zu bewahren, die sie doch selbst mit heraufbeschworen hatten. Die Massenmedien halfen ihnen dabei. Selbst das ZDF brachte nun Sendungen unter dem Motto: »Ich sage: 'Ich'! « Und die Großverleger, die in kluger Vorausahnung der neuen profitträchtigen Welle die politischen Buchreihen längst eingestellt oder gedrosselt hatten, um der Belletristik wieder Raum zu geben, riefen den heimgekehrten Musen-Söhnen gönnerhaft zu: »Es darf wieder erzählt werden!«

Und nun erzählten sie wieder. Und natürlich erzählten sie nur von sich und ihresgleichen, weil sie j a mit all ihren Zeitungen, Zeitschriften, Almanachen, literarischen Kneipen und kommunalen Kinos auf offener Bühne wieder allein bzw. unter sich geblieben waren. Und wenn man etwa meint, daß der nicht gerade glanzvolle Ausgang ihrer politischen Unternehmungen sie zu einer gewissen Bescheidenheit gebracht hätte, der hat weit gefehlt: Auf demselben Podest, auf dem fünf Jahre lang »das Proletariat« ihnen hat Modell stehen müssen, sah man sie nun wieder selber stehen, die Dichter- und

Denkerstirn in bedeutende Falten gelegt; und in denselben Kellern, in denen sie früher ihre politischen Versammlungen abgehalten hatten, führten sie nun -vor dicht gedrängtem Publikum - die neueste Modenschau ihrer sensiblen Seele vor. Und wie sensibel sie plötzlich geworden waren! Vor allem gegenüber jenen politischen Begriffen, die sie selbst jahrelang ihren »bürgerlichen Kollegen« aus den Schriftstellerzirkeln, den Feuilletons, den Funk- und Fernsehredaktionen um die Ohren geknallt hatten. Wenn ihnen jetzt aus einem Gedicht oder Roman eines ihrer Kollegen auch nur eine Spur politischer Gesinnung zuviel entgegenschlug oder gar auf ihren Vernissagen und Dichterlesungen Wörter wie »Kapital«, »Profit«, »Ausbeutung«, »Arbeiterklasse« usw. an ihre zarten Ohren drangen, kriegten sie auf der Stelle eine Gänsehaut. Und wenn sie früher all ihre persönlichen Ängste, Schmerzen, Sehnsüchte usw. als »unpolitischen Ballast« verdrängt hatten, so erhoben sie nun ihren persönlichen Zahnschmerz gleich auf die Stufe eines Weltereignisses. Auf jeder Seite ihrer Bücher, in jedem ihrer Gedichte erkannte man nun deutlich das schmerzverzerrte Gesicht des Autors, seinen weit aufgerissenen Mund, und man hörte sein Gewinsel: »Ich habe Schmerzen, ich habe Angst und deshalb - seid alle verflucht mit eurer Wissenschaft, Politik, Gesellschaft, mit allem, was Euch hindert, meine Leiden zu sehen!«

Ja, einige Literaten verkündeten zwar auf ihren Auslandsreisen und Interviews, daß in Deutschland bald eine neue Blüte der Kunst und Literatur bevorstünde - natürlich bloß weil sie selber wieder an den Schreibtisch zurückgekehrt waren. Mit demselben Hochmut hatten sie vor zehn Jahren behauptet, die Literatur sei tot, bloß weil sie damals keine mehr machen wollten (oder konnten).

»Aber das ist eben die ironische Natur der Geschichte«, schrieb Trotzki 1912 über das Verhalten der russischen Intelligenzler nach der gescheiterten Revolution von 1905, »gerade in der Epoche des Rückzugs von allen (politischen) Posten hat der Standesdünkel der Intelligenzler seine höchste Steigerung erreicht. Nie zuvor haben sie solch einen Grad von Selbstberauschung, Verliebtheit in sich selbst erreicht, und nie zuvor waren sie so anspruchsvoll. Sie haben sich selbst von Kopf bis Fuß abgetastet, und es gibt auch nicht eine einzige Geste, nicht die geringste Seelenfalte, die sie nicht mit verliebter Gründlichkeit autobiographisch festgehalten hätten.«

Die literarische und cineastische Absetz-Bewegung nicht nur gegen den »linken Dogmatismus«, sondern gegen Wissenschaft und sozialer Aufklärung schlechthin, die im Namen der »Neuen Sensibilität«, der »Neuen Natürlichkeit«, der »Neuen Innerlichkeit« usw. um 1975 von einem Großteil der »Neuen Linken« vollzogen wurde und heute noch anhält, war bzw. ist natürlich nicht weniger provinziell als das, wogegen sie sich so wort- und auflagenstark absetzte. Die sentimentalische Reaktion auf die ausgedörrte linke Verstandes- und Begriffskultur war auf eine andere Art genauso trübsinnig wie diese selbst. Und von einer »neuen Kulturblüte« kann vorerst nicht die Rede sein (eher von einer neuen alten »Konjunkturblüte«), auch wenn einige linke Literaten und Filmemacher wieder mit Fleiß die falschen Veilchen auf dem Hinterhof ihrer Seele begießen. Die traurigen Pflänzchen, die uns heute als neue literarische und cineastische Hochblüte verkauft werden, passen - so scheint mir - eher in die düstere Seelenlandschaft der russischen Kleinbürger zur Zeit der Stolypinschen Reaktion. Nach der gescheiterten Revolution von 1905 befiel auch die russischen Intelligenzler ein tiefes Gefühl des Pessimismus; die Selbstmorde aus Weltüberdruß nahmen zu und die Epidemien des Renegatentums grassierten ebenso wie heute die neoexistentialistischen »Neuen Philosophien« der verschiedensten Spielart. Die russische Intelligenz zog in dem Bestreben, »sich zu vereinfachen« und zum »natürlichen Leben« zurückzukehren, scharenweise aufs Land und gründete »Intelligenzler-Kolonie«; hier kultivierte sie ihren alten Individualismus, der alles außer »Ichheit« und »Selbstheu« verzweifelt negierte. (Heute: André Hellers »Artopia«!) Die Literaten und Künstler aber folgten - wie Gorki beschreibt - den »Kleinbürgern diensteifrig in ihrem ruhelosen Hin und Her, wobei die Losungen und Ideen wechselten wie Taschenbücher bei einem Schnupfen ... Sie stürzen sich vom Positivismus auf den Mystizismus, vom Materialismus wieder auf den Idealismus, fliehen aus einer Festung in die andere, finden sie für ihre eigene Rettung nicht sicher genug und können sich dennoch schwerlich irgendwo vor ihrem inneren Ruin verbergen.« ... Und über die Literatur dieser Zeit schrieb Gorki damals mit einer Klarheit, als hätte er heute gelebt: »Immer feiner und schärfer wird ihre Form, immer kälter ihr Wort, immer ärmer ihr Inhalt, das aufrichtige Gefühl erlischt, das Pathos fehlt, der Gedanke, der seine Flügel verliert, sinkt traurig in den Staub der Alltäglichkeit hinab, zersplittert, wird freudlos, schwerfällig, krank ... Auch der Schriftsteller ist nicht mehr der Spiegel der Welt, sondern ein kleiner Splitter; das soziale Amalgam ist abgerieben; er wälzt sich im Straßenstaub der Städte und ist nicht imstande, mit seinen Verrenkungen noch das große Leben der Welt widerzuspiegeln, er spiegelt nur Bruchstücke des Straßenlebens, kleine Splitter zerschlagener Seelenwider.«

Wenn Sie dieses Heft in Händen haben, ist der Dichter Kempowski schon zwei Monate lang Träger des Bundesverdienstkreuzes. Wo wird er es aufbewahren? In einer seiner Glasvitrinen voller Zinnsoldaten oder schön postiert auf dem Flügel? Keine Zweifel, einen würdigen Rahmen wird dafür das größte, aber auch fleißigste Schlitzohr auf dem literarischen Markt der Bundesrepublik gefunden haben.

Da steht er nun also, dekoriert in einer Reihe mit Ina Seidel, Manfred Hausmann, Ernst Jünger, Rudolf Alexander Schröder und dem Präservativ-Hersteller Fritz Ries. Es scheint ihn nicht zu stören. Auch, daß er nach der Ablehnung von Grass, Böll

und Lenz nur zweite Wahl war. Irgendein Dichter, so wird sich das Bundespräsidialamt gesagt haben, wird sich schon finden, der uns das Blech abnimmt. Man kann Kempowski nicht böse sein. Aber ernstnehmen kann man ihn auch nicht.

»Damit die Individualisten, Mystiker und Epileptiker in den Vordergrund der Literatur treten konnten, mußte die Revolution von 1905 scheitern ...

Die Intellektuellen, und die herrschende Klasse, von der sie ausgehalten werden, sind kommunizierende Gefäße: Das Gesetz der Niveauangleichung ist auf sie anzuwenden.«

LEO TROTZKI

Literatur-Konkret 1979, S. 14

Martin Walser

Die Rede des vom Zuschauen erregten Gallistl vom Fernsehapparat herunter, daß es keine Wirklichkeit geben dürfe

ALS DAS Fernsehprogramm zu Ende war und aus dem Apparat noch ein gemeines Prasseln kam, stellte e. sich auf den Apparat und sagte unter dem Schutz dieses Prasselns leise in den Raum: Am besten wäre es, wenn das Fernsehen uns ganz übernehmen würde. Es käme ganz zu uns. Ins Haus. Es würde uns leben. Wir müßten nicht mehr selber leben, sondern auch nur noch darstellen. Das Schlimmste ist ja die Gewalt des Dargestellten über einen, und dann muß man doch draußen bleiben in der undargestellten Wirklichkeit. Das Dargestellte ist das Wirkliche, dem eine Belohnung hinzugefügt wird. Das Dargestellte ist erträglich. Alles andere ist unerträglich. Der Sinn, den das eigene Leben abwirft, ist unannehmbar. Man flieht vor dem Deutlichwerden dieses Sinns überall hin. Am liebsten zu den Darstellungen. Die bieten einfach einen besseren Sinn oder mehr Sinn oder doch eine wunderbare Zartheitsentschädigung für Sinnlosigkeit oder wenigstens eine heroische Orgelmusik. Auf jeden Fall prima-prima, eff-eff. Wie ungerecht, den Darstellungen vorzuwerfen, sie lenkten uns ab. Gerade das tun sie nicht. In ihrer Schönheit und immer abgerundeten Gelungenheit weisen sie uns andauernd auf die Unschönheit und Ungelungenheit unseres eigenen Daseins hin. Der Zuschauer verlange jeden Abend, wenn er gefoltert von den provozierenden Vollkommenheiten der Darstellungen zurück muß in die Wirklichkeit, eine Kompagnie Soldaten, ihm unterstellt, damit er sich mit Hilfe dieser ihm willenlos ergebenen Horde und ausgerüstet mit ALLEN Machtmitteln noch während dieser Nacht eine Genugtuung in Wirklichkeit verschaffen kann. Und zwar will es sich mit Hilfe von Gewalt in Wirklichkeit so befriedigend bewegen dürfen, wie es den Darstellern in der Darstellung auf Grund der grundsätzlichen Verlogenheit der Darstellungswelt möglich war. Er will ganz rasch einen Streifzug machen durch Verhältnisse, die ihm wirklich Sinn, Glück und Sieg bieten. Und das wenigstens so lange, wie er das in der Darstellung anschauen mußte. Länger nicht.

Er will nicht unbescheiden sein. Aber so lange, wie das dort lief, soll es jetzt bei ihm auch laufen. Triumph. Rache, Verantwortungslosigkeit. Guter Ausgang. Befriedigender Ausgang. Belohnung. Egal welcher Art. Darf auch die edelbittere hochfeine sein. Auf jeden Fall nicht mehr dieses direkte Hinüberächzen ins reale Schlafzimmer. Dieses Hineinplumpsen ins durchgelegene Bett.

Bleibt doch mal auf'm Teppich, Leute! Was hat er denn grad noch für Betten gesehen. Das könnt ihr mit ihm doch nicht machen.

Dieser Geruch seiner Nachtwäsche. Diese flankierenden Schmerzen. Und diese steinerne Gewißheit, daß es morgen vormittag noch schlimmer werden wird. Und keine Waffe in der Hand. Die Waffen sind alle in Händen der Darsteller. Wenigstens eine Bartholomäusnacht, bitte. Alle Darsteller aus den Betten holen und auspeitschen, federn, pfählen, henken, verbrennen. Alle Vormachen Gelungenheitsveranstalter, Feinsinnigkeitsproduzenten, Sensibilitätsprotze, Talentlumpen, Politlächler, Sinnlosigkeitsvirtuosen, Menschheitsbeleidiger, Einzigartigkeitsbehaupter, alle die man anschauen soll, die einem die Welt als eine gelungene oder mißlungene darstellen, alle, die nichts anzubieten haben zur sofortigen, in dieser Nacht noch zu beginnenden Verbesserung des Lebens des Zuschauers, soll man totschlagen noch in dieser Nacht. Aber wirklich. Bloß keine Gnade. Jetzt kein liberales Winseln mehr und dann alles nochmal von vorn. Schluß jetzt mit dem Gewinsel aus Hamburg, München u.s.w. Schluß mit der Bosse-Kultur. Zündet an. Sprengt die Darstellungsanstalten. Zerschlagt die Medienpaläste. Henkt die Clique aus Springer-SPD-Grunerjahrbertelsmann-Regierungs-Opposition-plus-Spiegel-plus-Millionäre-plus-Bankiersplu-plu-plus, bis kein Bild mehr zu Stande kommt, bis jeder leben muß und nicht mehr abhauen kann in die Darstellung. Entweder alle werden aufgenommen, und zwar Tag und Nacht, daß wir nicht mehr leben müssen, sondern nur noch darstellen ... ODER Schluß mit der Darstellerei, Todesstrafe für jeden, der noch was darstellt. ALLE müssen leben und sterben. KEINER darf überleben. Wer das Wort Unsterblichkeit in den Mund nimmt oder etwas in Gang setzt, um sich eine solche zu erschleichen, wird sofort erschossen, erschossen von jedem, der ihn dabei ertappt. Es gibt aber für das Erschießen von anderen keinerlei Belohnung, Auszeichnung oder auch nur Anerkennung. Es gibt keine Beförderung für irgendetwas oder zu irgendetwas. Es gibt überhaupt keine Betonung oder Entwicklung von Unterschieden. Das nackte Leben soll endlich durchbrechen dürfen. Bis alle Zensuren verrottet sind und jeder, der lebt, lebt. Unverstellt. Ununterdrückt. Mit Haut und Haaren. Von keinem Vorbild beleidigt. Auf ihn kommt es an. Er falle aus, wie er wolle. Gibt es Musik? Es gibt auf keinen Fall einen, der Musik machen darf. Wenn es trotzdem Musik gibt, soll es uns recht sein. Wir würden uns freuen. Es darf nur keine Macher mehr geben. Stürmt, Leute, die Zwingburgen. Denkt daran, welche Burgen und Klöster gestürmt werden mußten, damit es weitergehen konnte. Da waren höhere und schönere

und bessere darunter als die Darstellungspaläste. Und keine Unterschiede, kein Hinhören, egal ob es sich um so eine fluoreszierende Magermilchkuh wie die englische Königin handelt oder um einen Hamburger Meinungsadmiral mit Tressenschnauze. Weg damit. Ich werde weich. Fort damit. Aber deportiert werden sie! Auf Inseln. Bitte schön. Noch weicher werde ich nicht. Dann werden diese Inseln millimeterdicht mit einer Palisade aus genauesten Nachbildungen der amerikanischen Freiheitsstatue im Maßstab 1:1 umstellt, daß kein Entkommen mehr möglich ist und die Herrschaften im Schatten dieser Figur noch gar verhauchen können. Denn mit dieser Figur haben sie uns alle drangekriegt. Das soll ihr Dasein beschließen, ein Riesenzaun aus in Beton gegossenen Freiheitsstatuen, damit sie nie vergessen, warum sie da drin sind: um unserer Freiheit willen. Solang sie draußen waren, waren wir Gefangene, die die Freiheit nur anschauen durften in ihren Darstellungen. In ihren unsere Gefangenschaft besiegelnden Darstellungen.

Er sprang vom Sofa herunter und sagte noch leiser: Jeder ist eine unendliche Fülle von Erscheinungen, die von keinem je wahrgenommen, geschweige denn erlebt wird. Die unendliche Vielfalt jedes Menschen bleibt zeugenlos.

Und noch leiser sagte er: Wenn noch etwas entsteht, dürfen es nur Muster sein, die nicht auf Einzelne schließen lassen. Höchstens auf Völker, auf Viele undsoweïter. Dann löschte er das Licht und ging so leise als möglich ins Bett, um Marianne, die vor ihm aufstehen mußte, nicht zu stören.

Literatur-Konkret 1979, S. 16

Hartmut Schulze

Pumpeldipumpel

Piwitt meint im »Spiegel«, Zweitausendeins sei »infiziert von dem, was man ruhigen Gewissens 'amerikanischen Kulturimperialismus' nennen kann«. Aber was ist mit dem Dorfjungen auf dem Moped, der sich da nicht nur die »Dire Straits«, sondern auch das beste Lehrbuch über den Faschismus kauft

GUTEN TAG,

es ist jetzt zwanzig nach fünf in der Früh, und ich muß jetzt endlich mit diesem Artikel zurandekommen, weil es immer noch Leute gibt, die nicht wissen, oder nicht wissen wollen, wer seine Briefe auch so anfängt. Er heißt Lutz Reinecke, sitzt in einer ehemaligen Dorfschule bei Niederaula in der Gegend von Bad Hersfeld und ist der Kopf von Zweitausendeins. (Das hört er zwar nicht gern, aber das macht nichts: es stimmt.)

Und dieser Lutz Reinecke in der Dorfschule macht bundesdeutsche Kulturgeschichte. Er macht eine Kultur, die Zweitausendeins-Kultur. Die umfaßt vier- bis fünfhunderttausend Adressaten seiner Briefe, die auf der zweiten Seite seines monatlich erscheinenden Bestell- und »Merkhefts« stehen, und deren Mitlesen Also vielleicht drei Millionen Leute. Trotzdem ist das eine Subkultur, weitgehend ignoriert von den Verwaltern des Schönen Geistes.

Die gesammelten Gerichtsreportagen von Peggy Parnass zum Beispiel hätten längst in allen Bestseller-Listen erscheinen müssen. Ihre »Prozesse« sind kein Taschenbuch (aber selbst die werden ja mittlerweile notiert), sondern ein Ganzleinen-Stück von 636 Seiten und keine Lizenz-Ausgabe, auch keine Buchklub-Produktion. Sie sind einfach nur im Verlag Zweitausendeins erschienen (für 17,90 Mark), und das gilt nicht.

Schon gar nicht nachdem die Lektoren verschiedenster Verlagshäuser jahrelang lebhaftes Desinteresse an dem Parnass-Manuskript gezeigt hatten.

Und wer in einer Buchhandlung nach dem »Prozesse«-Buch fragt, hört meistens nur: »Kennen wir nicht« oder: »Den Verlag gab's male. Weil es den Verlag aber noch gibt (und wie!), fallen auch die Antworten auf Fragen nach anderen Zweitausendeins-Titeln ähnlich kooperativ aus. Spätestens seit Reinecke vor drei Jahren die Sortimenter auf der Frankfurter Buchmesse derart foppte, daß sie den Justitiar des Börsenvereins in Marsch setzten, wehrt sich der konventionelle Buchhandel mit Obstruktion. »Liebe Buchhändler, schade, daß wir Ihnen keinen Rabatt, keine Reizpartien, Boni und Skonti geben können. Sonst wären wir viel, viel teurer«, war auf dem Buchmessen-Stand von Zweitausendeins zu lesen. Das, in der Tat, war eine Reizpartie. Die schmerzte um so mehr, als sie rundum richtig war - den Sortimentern zum Ärger, den Zweitausendeins-Kunden zur Freude.

Es gibt Notizbücher, made in the People's Republic, wie eine Schulkladde gebunden, die sind, obwohl nicht mal halb so dick und unbedruckt, doppelt so teuer wie etwa Leonard Cohen »Gedichte/Lieder/Romane«: 800 Seiten für 9,90 Mark.

Mit diesem Band begann vor etwa fünf Jahren Reineckes Verleger-Karriere (mit Copyright-Resten aus Jörg Schröders pleitegegangenem März-Verlag). Aus dem »merkwürdigen kleinen Versand mit den kleinen Bildern und der winzigen Schrift« (so die Selbstdarstellung in Anzeigen) wurde ein großer Versand und ein großer Verlag, unter dessen Hut auch Jörg Schröder jetzt wieder seine gelben März-Bücher machen kann.

In diesem Herbst feiert Zweitausendeins zehnjähriges Firmenjubiläum bei einem Umsatz, der nicht verraten wird. Vor drei Jahren soll er bei 25 Millionen gelegen haben. Da diese Zahl damals ebenso wenig wie eine jährliche Steigerungsrate von 20 Prozent dementiert wurde, wird sie wohl erheblich höher gewesen sein. Über sein jährliches Umsatz-Plus von heute meint Reinecke nur, daß es dem Lambsdorffschen Wunschmaß entspreche, also runde fünf Prozent.

Auf alle Fälle hat das Geschäft mittlerweile solche Dimensionen erreicht, daß er sich über Diversifikationen Gedanken machen kann. So spielt er zum Beispiel seit Ernst Albrechts Rundfunk-Attacken mit der Idee eines »Radio Zweitausendeins«.

Dabei ist es auf der anderen Seite durchaus glaubhaft wenn Lutz Reinecke versichert, daß er Angst hat, den Laden irgendwann nicht mehr zu überblicken, daß er Angst vor seiner eigenen Geschäftstüchtigkeit hat (obwohl er das schon seit zehn Jahren sagt, seit er klein-klein mit seinem »Pardon-Shop« angefangen hat). Denn die Stärke von Zweitausendeins basiert nicht allein auf Bilanzen, sondern entscheidend auf dem ganz persönlichen Geschmack des Chefs, jedenfalls was die Buchproduktion betrifft. Bei Comics und anderem US-Kram berät ihn Harry Rowohlt. Dafür darf er sich »Senior

Editor« nennen. Für das Schallplattenprogramm, das etwas mehr als die Hälfte des Umsatzes ausmacht, ist Wolfgang Müller zuständig. Auch der wählt nach seinem privaten Gusto aus.

Aber was beide für schön, interessant, unterhaltend oder wichtig halten und wogegen Kaufmann Walter Treumann (neben Reinecke und Müller ebenfalls Geschäftsführer) keinen Einspruch erhebt, möchten hunderttausende eben auch gern im Regal stehen haben. Comics von Crumb und Lucia di Lammermoor mit Montserrat Caballé, Heartfield-Montagen und Donovans Colours, eine Anleitung zum Papierflieger-Falten und Vivaldi auf 49 Platten, ein Buch über Viktor Jara und die »einzige Brecht-LP, auf der B.B. selbst singt«, den neuesten Bukowski-Band und die Greatest Hits von Herman's Hermits; den Nachdruck von zwanzig Akzente-Jahrgängen und alles von Patti Smith.

Das meiste aus dem Programm hat Zweitausendeins exklusiv, auch die Platten (lieferbar: über tausend) sind anderswo nur schwer zu bekommen. Im Pop-Repertoire liegt der Schwerpunkt bei den Sechzigern, so zwischen »Crimson & Clover«, »Dock of the bay« und Scott McKenzies »San Francisco«. Daneben gibt es Wahnsinns-Editionen wie den ganzen Bach für 699 Mark (wer die LPs ohne Pause hören will und damit Montag Vormittag um 10 anfängt, ist Donnerstag Morgen fertig). Oder 91 Platten mit der »Welt der Sinfonie« für 493 Mark. Oder, noch eine Klassik-Kassette: 14 mal die Beatles für 129 Mark.

Aparte Akzente in 80.000 Wohnungen

Vieles von dem, was Zweitausendeins anbietet, wird erst durch dieses Angebot zum Klassiker, gerade auch auf dem Buch-Sektor. Die zweibändige Leinen-Ausgabe der ersten zwanzig »Kursbücher« steht zum Beispiel wie ein Denkmal da, ein Denkmal kritischer Auseinandersetzungen, die mal was bewirkt *hatten.* Die *letzten* zwanzig »Kursbücher« jedenfalls wären keinen Reprint mehr wert.

Ist dieser »Kursbuch«-Nachdruck also noch ein Denk-Mal, ist die »Akzente«-Ausgabe nur mehr ein Monument. Dick und schwarz stehen die sieben Bände da, ein Drittel Meter Buch. Doch die, die mehr als 100 der insgesamt 12.000 Seiten wirklich gelesen haben, könnten sich sicher alle nacheinander ein Autogramm von Walter Höherer holen, ohne daß dem die Hand lahm würde. Aber bestellt wurden die Sammelbände über 80.000 mal. Weil: da gibt es viel (verarbeitetes) Holz für wenig Geld. Ob auf dem Ziegelstein-Regal oder in der Ikea-Schrankwand - für nicht mal fünfzig Mark werden in 80.000 Wohnungen aparte Akzente eingesetzt. Das Buch als Möbel. Die Zeitschrift, die es immer noch geben soll, hat übrigens nur eine Auflage von knapp 7.000.

In die Startauflage seiner »Akzente« hatte Reinecke 300.000 Mark investiert, und er hatte Erfolg. Da nichts erfolgreicher ist als der Erfolg, ging er mit 700.000 Mark ans nächste Monument: die gesamte »Fackel« auf 24.500 Seiten in zwölf Leinen-Bänden für 148 Mark. Der Kraus-Reprint, der vor Jahren im Kösel-Verlag erschienen war, kostete 3.400 Mark und wurde 250 mal verkauft. Reinecke verkauft mehr, viel mehr. Natürlich wegen des »skandalös niedrigen Preises« (FAZ). Der ist so niedrig, weil mit den Lizenzzahlungen nur ein minimaler Bruchteil der Kosten der sechsjährigen editorischen Vorarbeit bei Kösel abgegolten und weil der Buch-Einzelhandel nicht mitfinanziert werden muß. Vor allem aber, weil die Auflage, und zwar die verkaufte, so hoch ist. Die ist so hoch, weil der Preis ... - Und weil Reinecke seine Kunden direkt anspricht, in Massenauflage und doch so, daß seine »Merkheft«-Bezieher das Gefühl haben müssen, zu einer Ingroup zu gehören, eben zur Zweitausendeins-Kultur, diesem Konglomerat aus Trivialmythen, Zweitverwertung verblaßter Moden und Kulturgut zum Schleuderpreis.

Das Buch-Angebot von Zweitausendeins gleicht dem Repertoire von Programm – Kinos in Uni-Vierteln. Alte Filme - gute, die beim Wiedersehen ihre Qualität neu beweisen oder deren Wert sich im heutigen Bezug erst herausstellt , und andere, die nur vom Mythos leben, mit dem sie umgeben wurden, Kult-Filme. In der Spätvorstellung Wet Dreams und ab und zu eine politische Dokumentation. Nachmittags ein rockiger Musik-Film oder Comic-Streifen. Dann viele sehenswerte Produktionen, für die sich entweder kein großer Verleih entscheiden konnte oder die nach einer Woche wieder vom Spielplan der Premierenkinos verschwanden, die dort ihr Publikum nicht finden konnten. Daneben auch jede Menge schicker Schund. So ein Laden läuft, weil man dort seine Zielgruppen kennt.

Nicht anders bei Zweitausendeins, und das Publikum ist fast das gleiche: viele Latzhosen. Schüler, Lehrlinge, Studenten, Junglehrer. Aber auch: »Die Hälfte unserer Kunden sind arbeitende Bevölkerung«, sagt Peter Trampauer, der Filialleiter des Westberliner 2001-Ladens. Und: »Wir haben durch unseren Klassik-Teil bei den Schallplatten auch eine Menge älterer Leute herangezogen.« Zwischen acht- und zwölftausend Käufer werden jeden Monat bei ihm bedient.

Trotzdem sind die Läden bei Zweitausendeins nur ein Zubrot (eben wurde der neunte eröffnet, in Saarbrücken). Das große Geschäft wird mit den vierstelligen Postleitzahlen und per Paket gemacht. Es gibt in der Bundesrepublik rund 21.000 Städte und Gemeinden, die weder einen Zweitausendeins- noch sonst einen Buchladen haben. Der Börsenverein registrierte

im vergangenen Jahr 6.000 »Firmen des verbreitenden Buchhandels« in 1.436 Orten. (1977: 6.672 Buchhandlungen in 1.585 Orten). Und da hat Zweitausendeins durchaus eine Kulturträger-Funktion fürs Jungvolk in der Provinz.

Die soll, so jedenfalls ein Reinecke-Plan, künftig nicht mehr nur auf den Vertrieb von Schallplatten und Büchern beschränkt sein. Nachdem ein für Januar projektiertes Unternehmen mit Namen »Zweitausendeine Nacht« (in mehreren Mammuthallen sollten Schriftsteller und Musiker aus dem Zweitausendeinsprogramm vor tausenden von Jugendlichen auftreten) vorerst gescheitert ist, denkt Reinecke jetzt an Provinz-Tourneen: Von Bad Hersfeld bis Passau sollen demnächst in 23 Städtchen »Autoren wie Popstars« präsentiert werden, begleitet von tatsächlichen Popstars. Mit diesen Veranstaltungen will Reinecke ein bißchen »Auftrieb für die Kinder« da draußen im Lande liefern. Und das gibt ihm dann wieder »das Gefühl, daß ich gebraucht werde«.

Lutz Reinecke erzählt von dem 16jährigen Jungen, der mit dem Mofa aus dem Nachbardorf gefahren kommt, um beim Chef in der alten Dorfschule direkt zu bestellen: die neue »Dire Straits«. Aber dann soll er ihm noch den »Faschismus«-Band mitgeben, diese faktenreichste und erschütternde Dokumentation über die Nazi-Zeit, die in der Bundesrepublik erhältlich ist. Ursprünglich als ergänzendes Material zur Westberliner Vespignani-Ausstellung 1976 zusammengestellt, kann dieses Buch mit seinen 350 Seiten für zwölf Mark jede Unterrichtseinheit über den Faschismus ersetzen, wo sie nie stattfindet, ergänzen, wo sie Wichtiges verschweigt, richtigstellen, wo sie Lügen verbreitet. Oder überhaupt erst sinnvoll ermöglichen: Etliche Schulen haben Sammelbestellungen aufgegeben. Insgesamt wurde der Band bisher 65.000 mal vom Zweitausendeins-Lager in der Frankfurter Halmstraße verschickt. Darauf ist Reinecke stolz. Und darauf, daß der Junge mit dem Motorrad-Helm und der »Straits«-LP einen davon gekauft hat.

Diesen Stolz darf man ihm abnehmen. Denn auf der anderen Seite macht Lutz Reinecke auch absolut keinen Hehl daraus, daß es seine Aufgabe ist, Profit zu machen, er will »verkaufen, daß es nur so raucht«. So gilt das Motto eines seiner letzten Bücher nicht nur für diesen einen Band: »Dem Baren, Schönen, Guten«. Es leitet die »Welt im Spiegel« ein, eine Meisterleistung von Reineckes »assoziiertem Hersteller« Franz Greno. Auf 560 Seiten (Format 31 mal 24 cm) werden da dreizehn Jahrgänge »WimS« faksimiliert, Gernhardts, Bernsteins und Waechters Beilage, die bis 1976 der beste und schließlich der letzte Grund war, »Pardon« zu kaufen (»Mach doch keinen Hèquemèque, isch heirat' Disch vom Flèque wèque«). Dazu werden Vorarbeiten dokumentiert, Hintergründe, Interviews - eine historisch-kritische Gesamtausgabe. Die ist fünf Pfund schwer, in rotes Leinen mit Goldprägung gefaßt, hat Vorsatzpapiere, Vakat-Seiten, ein Lesebändchen und auch sonst alles aus dem Lehrbuch zur Herstellung des guten deutschen Buches. Und kostet 26 Mark.

Solche Preise lassen sich kaum allein durch den Wegfall von Handelsspannen und Vorlaufkosten erzielen. Hersteller Greno kennt die billigsten Druckereien und Papierfabriken und kann sie mit der Aussicht auf Massenaufträge nicht nur zu Dumpingpreisen, sondern auch zu Qualität zwingen, zu Buchausstattungen in einer handwerklichen Qualität, die sich sonst kaum noch ein Verlag leisten kann. Und wenn es sein muß, denn er hat zur Zweitausendeins-Produktion eine ähnlich starke libidinöse Bindung wie Lutz Reinecke, macht er sich auch selbst die Hände fettig: Als sich die beiden vor einiger Zeit sagten, nach all der Geschäftemacherei müsse mal wieder ein Nonprofit-Objekt her, Luxus-Titel zur Seelen-Hygiene des Verlegers, fingen sie mit der Herausgabe der »Haidnischen Alterthümer« an, der »Lieblingsbücher von Arno Schmidt« und schenkten sie dem Sprachmeister aus Bargfeld zum 65. Geburtstag: »Belphegor« von Johann Karl Wezel (1776) oder »Die Schule der Robinsons« von Jules Verne, alles abgelegene, abgelegte und seit vielen Jahren nicht mehr verlegte Werke. So gering wurde das Leserinteresse daran eingeschätzt, daß Franz Greno selbst in den Keller stieg, um die Bücher mit handgefertigten Einbänden im Öltunk-Verfahren auszustatten. Da steht er heute noch und tunkt.

Längst nicht alles, was der »Neckermann für Intellektuelle« (»Börsenblatt«) anbietet, bekommt Bestseller-Format , und Reinecke ist alles andere als ein Midas (denn zu Gold machen kann er nur, was in die Scene paßt) - auf alle Fälle aber liegen seine Auflagen weit über dem Durchschnitt der deutschen Buchproduktion. Auch bei Gedichten. Daß zum Beispiel Wolf Wondratscheks Lyrikbände, exklusiv bei Zweitausendeins, mittlerweile fünfstellige Verkaufszahlen erreichen, ist für das »Börsenblatt« ein »mittleres Kulturwunder«.

Die Rede war bisher von Quantitäten. Aber auch für die Qualitäten liefert das »mittlere Kulturwunder« einen Hinweis:

Jetzt schreiben sie alle
einen ziemlich flotten Stil,
knallhart, anbetungswürdig banal,
mit ein paar eingestreuten surrealistischen
Tatsachen, ein paar Kleinigkeiten
in Lebensgröße und, ohne viel Worte,

jede Menge Übertreibungen.

Hauptsache,
es klingt nicht besser als die Zeitung
und du verstehst, was ich meine.
Das ist augenblicklich modern:
die Oberfläche,
das Unterhemd,
das Innenleben der Muskeln,

all die verdammten Sprüche von dir
und dir und die Ausdrücke, für die man
eine ganz Kindheit lang nur
geprügelt wurde.

Was niemals wichtig war,
nein, sie vergessen nichts,
schlaflos, aufgekratzt,
immer zu alt.

Sie bezichtigen sich aller Unarten,
kopieren jede Kreuzigung, heben das Bein
höher als die Hunde, lassen sich vollaufen
und schreiben dann die Ode
übers Flaschenpfand.

Keine Aufregung,
die Männersonne brüllt auf die
Milch-Shakes ein,
in jeder Zuckerdose herrscht Weltraumstille
und die Schwäche für die Kraftausdrücke ist das Stärkste, was sie
zu bieten haben.

So jedenfalls passen sie,
auch breitbeinig, durch jedes
Nadelöhr.

Soweit Wondratschek (»Männer und Frauen«, eingeschlagen in Butterbrotpapier), und er trifft nicht nur Bukowski. Wondratschek redet natürlich auch von sich selbst -ein Widerspruch, der typisch ist für das gesamte Buchprogramm von Zweitausendeins.

Auf diesem Musikdampfer haben (fast) alle Platz: die Nonsens-Geschichten von Eckhard Henscheid (von unerträglicher Langweile für denjenigen, für den »zwerchfellerschütternd« keine Gütemarke ist, eine Offenbarung für den kleinen aber fanatischen Rest) und das Gesamtwerk des antifaschistischen Holzschneiders Frans Masereel (ausgezeichnet von der Stiftung Buchkunst); der Frauenfleisch-Stylist Helmut Newton und Günter Zints Fotodokumente gegen den Atomstaat (die sich als Reineckes erfolgreichste Produktion herausstellen: Zwei Monate nach Erscheinen waren bereits 40.000 Exemplare

des 300-Seiten-Buchs verkauft); das »Intime Tagebuch der Sally Mara« und die Lebensgeschichte des vergessenen Revolutionärs Franz Jung, »Der Weg nach unten«. Dieses Buch erscheint als Sonderband der »Republik«, Uwe Nettelbeks ernsthaftes Plagiat der »Fackel«, für die sich - zu unrecht - außer dem Herausgeber und seinem Verleger kaum jemand interessiert. Denn was Hermann Gremliza, dessen beste Stücke aus »KONKRET ex-press« jetzt bei Zweitausendeins (Titel: »Was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht«) erschienen sind, von sich sagt, gilt auch für Nettelbek: nämlich »lieber Epigone von Karl Kraus sein, oft auch nur Plagiator, als einer unserer Zeitkritiker im Original«. Aber Umsatz ist mit sowas nicht zu machen. Reinecke nimmt's in Kauf, buttert zu, mit Bukowskis sprachlicher Konkursmasse wird's finanziert.

Für Pupo, Moisitsch, und Edmondo

Jörg Schröder, der seine März-Bücher ziemlich autonom und exklusiv für Zweitausendeins produziert, hat eine ähnliche Bandbreite, die verantwortungslos gegenüber der Literatur zu nennen wäre, wenn es eine solche Verantwortung noch irgendwo gäbe. Denn wo der Verleger von Heinrich Böll auch die Sex-and-Crime-Zoten des »Minus-Mann« Sobota auf den Markt bringen kann, wo kein Verlag den alten Rowohlt oder Samuel Fischer auch nur als Lektor beschäftigen würde, weil für sie Bücher mehr waren als Waren, da stehen Schröder und Reinecke schon wieder als Verlegerpersönlichkeiten da.

Welcher ihrer Kollegen würde mit einem Autor zum Beispiel so verfahren wie der Mann aus der Dorfschule bei Niederaula mit Arnfried Astel: Reinecke will in einem dicken Buch Astels gesammelte Epigramme herausgeben, einige aber möchte er aus dem Manuskript gestrichen sehen (auch eine ausgestorbene Verleger-Tugend: bestimmte Texte nicht zur Literatur zuzulassen), Astel ist sehr schnell mit dem Zensur-Vorwurf zur Stelle. Reinecke, gekränkt, läßt das Buch ungekürzt drucken, allerdings als »Band 1 der Unterschriften-Reihe Rumpeldipumpel« und überweist den Reinerlös hälftig an amnesty international und den Verein für therapeutisches Reiten.

Aber auch, was als Bestseller konzipiert ist, wird nicht immer einer. Die, trotz klotziger Werbung, glücklicherweise relativ mageren Verkaufszahlen der Bücher von Uve Schmidt zum Beispiel widerlegen die »Basler Nationalzeitung«, die schrieb: »Wenn Zweitausendeins sich für die Herausgabe eines Buches entscheidet, dann kann man sicher sein, daß es kein Fehlgriff ist. « Falsch. Denn man kann eben *nicht* gleichzeitig einen Jahresband »Emma« vertreiben und den Antikasper der Frauenbewegung verlegen, der »Für Pupo, Moisitsch, Kiki und Edmondo« (Widmung) seinen langen Jammer über die Gemeinheiten emanzipierter Frauen ausbreitet (»Ende einer Ehe«, »Danach - Kinder einer Ehe«). Kürzlich gab er Aufschluß über sein Motiv: Nachdem er sich 1970 durch Alice Schwarzer ermuntert gefühlt habe, »etwas mit ihr zu machen« und sich später angeboten habe, künftig als Kolumnist bei ihr den »avocados diaboli« zu spielen, habe sie ihn nur wissen lassen, daß er »ein netter Jungen sei. Nun rächt sich Schmidt, die teuflische Avocado.

Die Uve Schmidt-Elegien sind als März-Bücher erschienen. Und stehen da im gleichen gelben Umschlag wie die Werkausgabe von Upton Sinclair. Oder wie »Vingtrasu, die fast tausendseitige autobiographische Trilogie des Pariser Kommunarden Jules Vallés (Besprechung auf S.65). Solange ein Verlag mit solchen Büchern Risiken eingeht, ist Modeschrott entschuldbar. Mehr noch: bei Zweitausendeins schaffen die Schmidt und Bukowski überhaupt erst die Voraussetzung dafür, daß ein junges Massenpublikum zumindest einmal mit Namen wie Sinclair oder Vallès konfrontiert wird (und dabei ist kaum noch wichtig, ob das nun aus geschäftlichem Kalkül oder kultureller Mission oder aus dem privaten Interesse eines Verlegers geschieht).

Anderes Beispiel: Günter Wallraffs Reportagen-Buch »Von einem, der auszog und das Fürchten lernte« hatte als Originalausgabe im Weinmann-Verlag nur wenige tausend Leser. Vor einigen Wochen in Reineckes neuer Taschenbuch-Serie für 1,90 Mark erschienen, waren innerhalb kürzester Zeit 70.000 Exemplare verkauft. So etwas freut auch die Autoren. Oder: Als der Bärmeier & Nikel-Verlag 1969 Robert Gernhardts »Die Wahrheit über Arnold Hau« verramschte, erhielt der Autor folgende Abrechnung: »Sehr geehrter Herr Gernhardt, Ihr Honoraranteil aus dem Erlös des Restpostenverkaufs beträgt 1.397 Expl. à DM 0,03 = 41,91 DM. Dieser Betrag wird Ihrem Konto gutgeschrieben.«

Bei Zweitausendeins erhalten Autoren, auch bei Nachdrucken, mindestens zehn Prozent vom Verkaufspreis eines Buches, und zwar pünktlich nach Druck, nicht erst nach Verkauf einer Auflage. Gernhardts Bücher, unter anderem der »Arnold Hau«, erschienen inzwischen bei Lutz Reinecke und haben eine Gesamtauflage von über 80.000. Auch Günter Amendt (200.000 verkaufte »Sexfronts«) würde »als Autor die ganz große Arie auf Zweitausendeins singen«.

Ist der Musikdampfer also ein Traumschiff, ein linkes gar? Überhaupt nicht. Zweitausendeins ist ein erzkapitalistischer Laden mit fast klassisch amerikanischem Management, so amerikanisch wie große Teile seines Angebots: Der Senior-Chef (der allerdings erst Ende 30 ist und eine angelinkste Vergangenheit hat: »Bei den Frankfurter APO-Märschen war ich in der zehnten Reihe«-), hat das Sagen und setzt auch seine Macken durch. Wenn ihm zum Beispiel ein Öko-Kunde schreibt, daß er die Plastikchips als Pack-Material nicht mag, gibt Reinecke Order, als Päckchen-Füller künftig nur noch die Papier-

Abfälle aus seinen EDV-Maschinen zu verwenden. Für Umwelt-Fragen ist der Stadtflüchtling aus Frankfurt immer zu haben, vor allem, seit seine Dorfschul-Idylle durch eine geplante Schnellbahn bedroht wird. Und zu den Atom-Raketen an der nahen Grenze zur DDR soll jetzt auch ein Atomkraftwerk bei Bad Hersfeld (»Für uns nur noch: Bad Harrisfeld«) kommen. So war es durchaus mehr als ein Schnokus, daß Reinecke einen Geigerzähler in sein Vertriebsprogramm aufnahm, obwohl er nie damit gerechnet hatte, tatsächlich alle zehn von ihm georderten Apparate zum Stückpreis von 296 Mark zu verkaufen. Inzwischen ist er mit den über dreißig Bestellungen aber auch nicht fröhlich. Und das nicht nur, weil die Hamburger Hersteller-Fabrik Lieferschwierigkeiten mit den Geigerzählern hat, sondern deshalb: »Wo gezählt wird, gibt's auch meistens was zu zählen.«

Jede bedruckbare Ecke für den blanken Kommerz

Mit solchen Sprüchen kommt Reinecke seinem Publikum im »Merkheft«. Er gibt aber auch freimütig zu, daß dort »unter dem Mäntelchen munteren Geplauders die harte Absatzwerbung abgeht«. Trotzdem bringen die 128 »Merkheft«-Seiten großen Lesespaß, denn daß da »jede nur irgendwie mit einer Bestellnummer bedruckbare Ecke dem blanken Kommerz freigeräumt« wird, stimmt nicht so ganz. Mit ausgewählten Fotos (allein um Burroughs beim Abwasch zeigen zu können, schickt Reinecke einen Fotografen durch die halbe USA) und im Text schnoddrig aber nicht anbiedernd wird die Szene-Kultur präsentiert, die mehr ist als das Ensemble ihrer einzelnen Produkte: Zweitausendeins - eine Odyssee im Weltraum von Pop und Popo und Politik und Profit.

Im neuesten »Merkheft« wird ein 800 Seiten starkes Buch für 4,90 Mark angeboten: Gustavus Myers Verbrechensgeschichte des amerikanischen Kapitals. Ein wichtiges und lehrreiches Buch. Und trotz und wegen seines Preises wird es wieder bringen, was auf dem Titel steht: »Money«.

Literatur-Konkret 1979, S. 17

Volker von Törne

UNSER DICHTER

Unser Dichter - was ist Ios mit ihm?
Hat er uns alle getäuscht mit nichts
Als einem Furz im Mund? Wollte er
Nur schnell aufs Klo und kam
Nicht wieder? Oder ist er gerade unterwegs
Auf der Straße nach Las Vegas?
Halten ihn zufällig in Manhattan
Einsame Frauen, die so etwas, ohnmächtig vor Scham
Nur einmal tun in ihrem Leben
Für einen Dichter der Weltliteratur?

Sitzt er noch immer mit nacktem Unterkörper
Auf dem Trockenen in San Francisco? Liest er
Gedichte in einem kommunistischen Land
Vor staatlich versiegelten Ohren?
Hat er sein Herz ausgeschissen
Im Zentralmassiv seiner Träume
Ließ ihn die Betäubungsindustrie
Zurückfallen in das Koma
Des Durchschnittsmenschen?

Keine Aufregung: er sitzt
Im Wald und haßt alle Blumen
Und wenn der Schmerz nachläßt, holt er Luft
Streicht sein Hemd glatt, holt eine häßliche Frau
Aus dem Eisschrank, unterhält sich mit ihr
Über das Wetter und Zadek's
Shakespeare-Inszenierungen
Und über den Vorteil
Von Karottensaft

Breitbeinig wie nach einem Schußwechsel
Hat er jede Lust an deutscher
Lebensfreude verloren, von der
Marx-Gesamtausgabe, zwölf (?) Bände
Theorie ganz zu schweigen. Genügsam
Wie ein Pinguin im Packeis schreibt er
Einen ziemlich flotten Stil

Knallhart, anbetungswürdig banal
Zwangsläufig wie Kopfschmerzen
Nach zuviel schlechtem Wein

---

montiert aus: Wolf Wondratschek, Männer und Frauen, Gedichte/Lieder III.
Alleiniger Vertrieb Zweitausendeins. 4. Auflage Februar 1979

Literatur-Konkret 1979, S. 22

Karin Huffzky

Big Daddy is watching you

Ist es die Angst vorm Abgesang auf den Mann, die Bukowski bei uns so beliebt gemacht hat? Der US-amerikanische Freak in den Augen einer Feministin

MIT DER Gretchenfrage: 'Was sagt uns der Dichter, fängt das Dilemma schon an. Denn er teilt die Welt nicht nur in das feindliche Oben und sein unheiles-heiles Unten ein. In seinem gesellschaftlichen Souterrain entwirft er zusätzlich eine reine Männerwelt, in der Frauen kaum mehr als Spritzer der Pfützen sind, in die die kernigen Gossenkerle, meistens im Suff, latschen, oder in denen sie sich suhlen. Danach dann: wisch & weg! Auch meistens im Suff. Diese Kerle -das ist Bukowski mit Vorliebe selbst. Gern nennt er sich, wie in »Aufzeichnungen eines Außenseiters« (»Notes Of A Dirty Old Man«) beim eigenen Namen, oder er poltert *uns als* Ich-Erzähler Hank Chinaski an, so in zahlreichen Kurzgeschichten und auch im Roman »Der Mann mit der Ledertasche« (»Post Office«).

Kehre ich zur Eingangsfrage zurück, was *uns* der Dichter sagt, so fühle ich mich mehr angemotzt als angesprochen. Wie denkende Leserinnen überhaupt keine Chance finden, sich mit dem weiblichen Handlungspersonal positiv zu identifizieren. Bei Bukowski wird - via Bukowski -- nur gemännert. Und zwar nicht zu knapp, vorzugsweise in Wiederholungen. Darum stehe ich nicht im Chor seiner Hymniker.

Um der seit einigen Jahren andauernden *HERRlichen Begeisterung* über diesen US-Underground-Autor Frau zu werden, tat ich diesmal, was ich sonst bewußt unterlasse, bevor ich über Bücher schreibe: Ich las sehr viele Rezensionen über den Verfasser. Und wunderte mich nicht, keine weibliche Kritikerin zu eindecken. Auch nach der Lektüre der öffentlichen Kritik über den Autor sitze ich immer noch da wie eine Gastarbeiterin im Euphoriker-Seminar in Sachen *Bukotz*ki. Man(n) verzeihe mir diese Freudsche Fehlleistung, aber auch Frauen sollen ein infizierbares Unbewußtes haben, das ihnen bisweilen ein Schnippchen schlägt.

Daß Charles Bukowski in keinem Land der Welt so enormen Erfolg hat wie in der Bundesrepublik, und daß seine Arbeiten eine Gesamtauflage von über 200.000 Exemplaren haben, dafür sorgten beiunszulande gleich viele Verlage. Manches wurde doppelt ediert, anderes variiert gemixt. Fast die ganze Prosa bescherte 1977 der Verlag 2001 in einer über 800-seitigen Dünndruckausgabe. Bukowski als Klassiker? Das quantitativ Viele, das der Dichter schreibt, wie ers auch sagen würde: unübersetzt, fast alles in seinem Kopf reduziert sich auf die magischen Aktionen: Ficken, Saufen, Prügel: die Frauen, Prügeln 2: Männer sich untereinander, Ausflippen, Ausrauben, Vergewaltigen, wieder Saufen, noch mal schnell Ficken: Fick-Suff, Suff-Fick, Killen - nicht zu vergessen.

Wie ehren die Kritiker diesen selbsternannten »Kotzbrocken«, »Hurenbock«, »Säufer«? Eine kleine Übersicht: Charles Bukowski ist: »der größte lebende Schriftsteller der USA«, er ist »die legendäre Figur«, »der große Meister«, der »Mythos«, das »unbehauste Genie«, der so »heißgeliebte Drecksack«. Was für ein Genie-Begriff, der alle ernsthaften, um Selbstdisziplin und Reflexion bemühten Autoren denunziert: »Ich saß einfach am Fenster, kippte mein Bier und ließ es kommen ... Das Schreiben erledigte sich von selbst«. (Aus »Aufzeichnungen eines Außenseiters«.)

So einfach hätt ichs auch gerne. Aber ich bin schließlich im Seminar und habe mir den Kopf des hier vorliegenden Genies zu zerbrechen. Beginne ich mit einer seiner disziplinsten und damit auch schon der besten Prosa, dem Roman »Der Mann mit der Ledertasche«, so fällt u.a. Big Daddy auf. Wie der Ich-Erzähler arbeitet Big Daddy im Post Office. Die gut beschriebene desolate Arbeitswelt: nächtlich, zwölf Stunden im Akkord, in Schach gehalten durch strenge Verweise für läppische Vergehen, ausgeplündert durch die Monotonie des durchweg überwachten Briefesortierens, - diese trüben Schichten werden spothaft erleuchtet durch Big Daddy: »Big Daddy wurde er aus einem ganz bestimmten Grund genannt. Er hatte mit seinem Ding drei Frauen ins Krankenhaus gebracht - und jetzt hatte er einen Jungen gefunden, einen Schwulen namens Carter. Und dem war es genauso ergangen ...«

Big Daddy is watching you - das könnte die Stretch-Überschrift von allen Bukowski-Arbeiten sein. Die narzistische Identifizierung mit dem Penis schließt kurz mit der masochistischen Unterwerfung unter ein fi(c)ktionales Über-Ich wie den Big Daddy. Großer Gott!

In des Wortes doppelter Bedeutung. Soviel Mann sein zu wollen, heißt, wie in der Kurzgeschichte »Fuck Machine«, ein »sogenannter super-stretch-Typ« sein zu wollen: »Wenn ich abfahre, kommen auf jeden Zentimeter, den ich jetzt habe, sechs«. Soviel Mann sein zu wollen, heißt auch, Angst davor zu haben, diese Norm nicht erfüllen zu können. Paranoia stellt sich ein: »Die weiblichen Horden haben mich umzingelt, ich bin erledigt, ich habe keine Chance! Aber ich schleudere

ihnen meinen Trotz entgegen! Noch halte ich sie in Schach mit meinen ungeheuren 30 Zentimetern«! Ist nicht dies der wahre Hintergrund seiner Angst?« Alle haben heute Angst davor, schwul zu werden«. (»Aufzeichnungen ...«)

Der beste Mann bleibt doch immer noch der aggressivste: Die 35jährige Hester lernt in Südamerika den Kannibalen »Mafia Thurup« (in der gleichnamigen Kurzgeschichte) kennen. Zärtlich wird Mafia T. als »einsam« dargestellt und »traurig« und »versoffen«, weil er seinen großen »Hammer« nirgendwo unterbringen kann: »Kein Mädchen seines Stammes wollte ihn ranlassen. Er hatte zwei mit seinem Apparat zu Tode gestoßen. « Hester schaffts. Beide leben dann, verheiratet, in den USA. Ein Journalist kommt in die gemeinsame Wohnung, weil er eine Story über den ungewöhnlichen Sex der beiden schreiben soll. Der Kannibale beschwert sich bei ihm über Hester: »Fick du sie. Ich habs satt. ... Großes hungriges Tunnel ist sie ... nix als Loch.« Ende und Moral von der Geschieht: Eines Tages finden der Journalist und sein Kollege Hester zerstückelt im Kühlschrank. Mancher Leser, der seine rächende Phantasie lustbetonten Frauen gegenüber hier befriedigt sieht, hat zugleich die Chance, sich von der unholden Minderheit Kannibale zu distanzieren.

Gewalttätige, auf die Ehefrau projizierte Phantasie und hypochondrische Angst toben durch die short story »15 Zentimeter«. Die Ehefrau Sara (!) reduziert den Ich-Erzähler mit Hilfe einer speziellen Diät buchstäblich auf kurz und klein - auf 15 Zentimeter. Mit diesem Däumling befriedigt sich die »Hexe«, an der sich alles »S-E-X schrieb«. Moral und Ende von dieser Geschickt: Nachdem Sarah befriedigt eingeschlafen ist, gelingt es den 15 Zentimetern, ihr mit einer Nadel ins Herz zu stechen, sie umzubringen. Er flieht und wächst wieder zum Mann heran, weil das Sex-Monster Sarah gekillt ist. Denn, so kotzt uns der Dichter (in einer anderen Arbeit) an: »Die Dummen sind die besten Nummern, weil du sie haßt -sie haben die Gabe des Fleisches und das Hirn einer Fliege«. Sogenannte gute Frauen bestehen nur aus Arsch und Titten: »Ich ging rüber und walkte ihr die Titten durch«. Oder: »Ich schmiß mein Glas an die Wand, ging rüber und griff mir ein Stück Weib. Ich war angeschossen«. Im Grunde haßt Bukowski das körperliche; es ist für ihn attraktiv, wo es in den Schmutz gezogen ist.

Immerhin das Wort Liebe kommt gelegentlich vor, und der gehobene Stil: Penis. Derart beseelt erscheint uns der Dichter in seiner monomanen Aktion mit einer Schaufensterpuppe, die er sich gekauft hat. (»Liebe für $17.50«). Denn, so erfahre ich - immer noch sprachlos im Seminar -, daß uns der Dichter in anderem Zusammenhang gesteht: »Nur ein verdammter Narr verliebt sich in eine lebende Frau«. Nekrophilie soll ein Ausweg sein. Robert, der Held in »Liebe für $17.50« wollte eigentlich im Wachsfigurenkabinett einbrechen, »um es dort mit den wächsernen Damen zu treiben.« Nun hat er stattdessen seine Schaufensterpuppe zu Hause rumstehen.

Stella nennt er sie: »Stella, du Flittchen!« Er schlug sie ins Gesicht. Dann packte er ihren Kopf und küßte sie ... Du gottverdammte Hure! «, sagte er. Du hast mich betrogen, stimmts?« ... Er verpaßte ihr noch eine Ohrfeige ... Fotze! ... Er ohrfeigte sie nochmal, packte sie dann und küßte sie. Er küßte sie wieder und immer wieder »... Sein Penis begann gerade hart zu werden, als das Telefon klingelte ...« Robert kleidet Stella neu ein mit erotischen Accessoires, klebt ihr Ohrringe an nicht vorhandene Ohren, schneidet sich Haare ab, um ihr sie zwischen die Beine zu kleben: »denn er machte es ihr ausgiebig mit dem Mund«. Ihre Vorteile liegen besonders darin, daß sie keine Periode hat, daß sie nur will, wenn er will, daß sie ihm sagt: »Du bist der größte Liebhaber von allen. Dieser alte Jude war ein Langweiler«.

Soviel Bukowski: So wenig Frau! Oder ist es andersherum: Schickt ein bißchen Frau, als *nichtabstraktes* Wesen, den Ich-Erzähler bereits in die Metamorphose der Mensch-Werdung, die er in seiner Eigenschaft als »Kotzbrocken« hysterisch abwehrt? Aha, so lernt die Seminaristin, da gibt es ja noch das probate Mittel der Vergewaltigung. Gewalt als Droge! Pervers .erscheinen mir bemühte Deutungen einiger Rezensenten und hiesiger Bukowski-Interpreten, die »Zärtlichkeit« aus seinen Arbeiten filtern. Ich denke, daß es weit mehr um die narzistische Sentimentalität des Autors geht, der seinen Hormonspiegel mal grad nicht abzupegeln weiß, weil zufällig kein »Stück Weib« rumsteht als lebendes oder totes Objekt. Mit dem Legitimationsversuch, nach »Zärtlichkeit« zu bohren wie andere nach Öl, verschaffen sich manche Leser selbst ein gutes Gewissen für ihre Lustmomente an den literarischen Ejakulationen des in seinem eigenen Lande zweitrangigen Literaten. Amerikanische Underground-Literatur zu vermarkten in einer der kulturell unterwürfigsten Kolonien der USA, nämlich in Westdeutschland, ist wahrlich nicht neu. Bukowski ist ein Nachklapp davon. Im selbstbewußten Italien hat er keine Chance. Aber mancher begeisterte Rezipient hierzulande, der sein trauriges Heuschafts-Soll - auch durch immer selbstbewußter werdende Frauen (schlimmstenfalls die sogenannten 'eigenen') nicht mehr erfüllt ahnt, füllt sein seelisches Vakuum mit Bukowski-Gelaber. Und wird, wenn er nachdenkt, nur noch einsamer dabei: durch rückwärts gewandte Prophetie.

Ich hab jetzt Lust, mich auf den Niederungen der zur Diskussion stehenden Literatur zu bewegen und zu sagen: Da fickt eine Prosa die andere. Da wird Ohnmacht nicht zum Stimulus der kreativen Wut und der daraus folgenden verändernden Aktionen. Sondern die Regression feiert sich selbst, geilt sich auf in Phantasien vom Größenwahn.

Insofern ist Bukowski mit seiner bewußtseinslosen Literatur, die die Juden, die Schwulen, die Frauen, die Intellektuellen in negative Situationen stellt, weit weniger bedeutend, als die Urstände, die sie besonders bei den intellektuellen Männern hierzulande feiert. Angst vorm Abgesang auf den Mann? Bukowski heilt! Seine Beschreibung der Arbeitswelt in »Der Mann mit der Ledertasche« scheint mir zum Alibi grade von jenen basisverlorenen Männern aus der Generation der Studentenbewegung genommen zu werden. Im Windschatten dieses Feigenblatt-Romans knattern Potenzprotzereien und Größenwahnphantasien nach. Männer, die in der Bundesrepublik auf dem Postamt ihr Geld verdienen, sind gewiß nicht die (massenhaften) Leser des sogenannten Arbeitsweltromans von Charles Bukowski.

Der Autor schreibt nicht ohne Kalkül, nicht ohne gezieltes Schielen auf Erfolg: »um eine Geschichte loszuwerden, muß man was vom Ficken bringen, wenn möglich viel davon«. Und nicht freiwillig bewegt sich Bukowski in dem von unserer öffentlichen Kritik - und der Leserschaft, die sie fördert -so verklärtes gesellschaftlichen Untenrum: In »Der Mann mit der Ledertasche« sitzt der Ich-Erzähler (der meistens identisch mit dem Schriftsteller ist) mit einer feinen Frau in einem teuren Restaurant. Der Blick aus dem großen Fenster geht auf den Ozean: »Der Ozean ... Und unter ihm all die Fische, die armen Fische, die sich bekämpfen und sich auffressen. Wir sind diese kleinen Fische, nur daß wir hier oben sind. Eine falsche Bewegung, und du bist erledigt. Es tut gut, überlegen zu sein. Es tut gut, oben zu schwimmen«.

Literatur-Konkret 1979, S. 24

Hermann Kant, Hermann L. Gremliza

»Die Ausschlüsse waren der gewünschte Endpunkt«

Ein LITERATUR KONKRET-Interview mit Hermann Kant, dem Präsidenten des Schriftstellerverbandes der DDR / Von Hermann L. Gremliza

KONKRET: Herr Kant, gerade im 30. Jahr der DDR haben die Auseinandersetzungen zwischen Partei und Schriftstellern dramatisch zugenommen. Seit der Ausbürgerung von Biermann, dem Abwandern von Kunze, Fuchs, Sarah Kirsch und anderen, kommen Partei und Schriftsteller nicht mehr zur Ruhe. Zuletzt wurde sogar Stefan Heym, vormals in der DDR als Antifaschist und großer Schriftsteller gefeiert, im »Neuen Deutschland« als amerikanischer Staatsbürger diffamiert. Warum jetzt, nach 30 Jahren DDR? Warum auch Leute, die in diesen 30 Jahren in der DDR aufgewachsen sind?

KANT: Ihre Gegenüberstellung von Partei und Schriftstellern - so einfach liegen die Dinge nun weiß Gott nicht. Zum Beispiel ist der, der hier spricht, sowohl Partei als auch Schriftsteller und insofern selbstverständlich bei Konflikten auch parteinehmend für die Literatur. Es geht nicht um einen Konflikt zwischen Partei und Literatur, es geht nicht um einen Streit um Literatur. Was wir durchleben und wo wir hindurch müssen, das ist eine politische Auseinandersetzung, nichts als eine politische Auseinandersetzung, an der allerdings zu einem hohen Teil Schriftsteller beteiligt sind. Was kein Zufall ist, sondern sicher mit den Besonderheiten dieses Berufsstandes zu tun hat. Aber Gegenstand des Streites ist kein Buch Gegenstand des Streites ist kein Theaterstück, kein Gedicht. Die Gegenstände sind politischer Natur. Etwa lautet eine der Fragen: Wie soll Sozialismus heute sein? Oder: Wo ist der Platz, den Literatur - insofern kommt sie dann ganz selbstverständlich ins Spiel - im politischen Gefüge sozialistischer Natur einnimmt? Und dann geht es nicht zuletzt allerdings auch um eine Sache, die sozusagen Ihren Herkunftsort betrifft, nämlich die Frage, wieweit man sich bei Auseinandersetzungen um die eigene Sache mit anderen, die der eigenen Sache nicht wohlwollen, verbünden darf. Sie fragen, wie es kommt, daß eine einmal vorgenommene Bewertung, etwa Stefan Heyms, heute nicht mehr zu gelten scheint? Nun soll man die in meinen Augen nicht verzeihliche Fehlhandlung des Schreibers im »Neuen Deutschland« nicht überbewerten. Es hat sich überhaupt nichts geändert an der Bewertung des Schriftstellers Stefan Heym und seiner Bücher. Nebenbei gesagt, war er ja nie unumstritten, er war immer bei vielen Leuten umstritten. Bei mir weniger, ich schätze ihn nach wie vor als einen außerordentlich wichtigen Schriftsteller. Es handelt sich einfach darum, daß ein und dieselbe Person inzwischen andere Haltungen an den Tag legt als früher, und die Kontrahenten wahrscheinlich auch. Also auch da handelt es sich um Politik. Heym ist, was den Sozialismus und seine Machbarkeit und die Art, wie die zu wünschen wäre, angeht, anderer Ansichten als die Inhaber der Staatsmacht hier. Oder ich, z.B.

KONKRET: Sie sagten, es gehe nicht um ein Gedicht, um ein Prosastück, nicht um ein Buch. Es geht aber doch um mehrere Bücher, nämlich um Bücher, die in der DDR nicht erschienen sind oder nicht verlegt wurden, und die dann in westdeutschen Verlagen publiziert wurden. Es geht um literarische Produktion.

KANT: Sicher, die spielen dabei eine Rolle aber ich lege einen so großen Wert auf die Betonung, es geht nicht um Literatur, weil sonst sich die Verdrehung behauptet, die Ausschlüsse seien literarischer Dinge wegen geschehen. Richtig ist, daß es um Kulturpolitik geht, und Kulturpolitik ist ja ein Vorgang, bei dem sich entscheidet, was publiziert wird, in welchem Maß es in Umlauf gebracht wird, und da in der Tat hat es natürlich Reibungen gegeben, hat es den illegalen Vertrieb von Büchern gegeben. Um mal den »Collin« von Heym zu nehmen: Da ist ja der Schriftstellerverband nicht aufgestanden und hat gesagt, wir trennen uns von diesem Autor, weil er dieses Buch geschrieben hat., sondern wir haben uns voneinander getrennt, weil er erklärt hat: ich habe dieses Buch geschrieben, und hab es dort hingegeben, um mich abzumelden aus den bei euch geltenden Gesetzen. Der Affront Heyms war ein Affront gegen die Gesetzlichkeit, also ein politischer, und als Mittel, diesen Affront deutlich zu machen, diente ein Buch.

KONKRET: Aber es wäre nicht in der DDR erschienen?

KANT: Das denke ich, es wäre nicht in der DDR erschienen, und ich hätte, wenn ich darüber zu entscheiden gehabt hätte, es nicht erscheinen lassen, weil ich nicht für die Verwurstung von Lebensfragen zu Kolportage-Geschichten bin.

KONKRET: Und dieses Zensoramt würde Ihnen keine Skrupel machen? Einem Autor, der seine intellektuelle, künstlerische Arbeit an ein Manuskript gewendet hat, zu sagen: Nein, das kann nicht erscheinen?

KANT: Das weiß ich nicht. Ich bin ja nicht zufällig kein Inhaber einer solchen Funktion, ich übe solche Tätigkeit nicht aus.

KONKRET: Sie haben, in Anwesenheit von Erich Honnecker, in einer Rede gesagt: »Manche Begründung, mit der etwas für undruckbar erklärt wurde, hat mich in den raren Zustand der Fassungslosigkeit geworfen«. Müssen Sie nicht davon ausgehen, daß Leute, die diese Bücher geschrieben haben, deren Undruckbarkeitserklärung Sie in den raren Zustand der Fassungslosigkeit versetzt hat, in noch viel rarere Zustände geraten?

KANT: Ja, davon gehe ich aus. Für mich ist ein Buch, ganz gleich wie wohlgeraten es ist, zunächst mal ein Produkt von Bemühungen, von Arbeit. Und wenn diese Arbeit nicht dahin gelangt, wohin sie gelangen soll, dann ist das ein scharfer Einschnitt. Ein Marxist weiß natürlich, daß Arbeit und Menschsein sehr viel miteinander zu tun haben. Wenn ich also Kritik gegen ein Arbeitsprodukt eines Kollegen erhebe, greife ich ihn mit an, berühre ich seine Substanz. Und deswegen habe ich äußerst behutsam zu sein. Und bevor ich ihn zur Prüfung meiner Argumente bitte, muß ich selber meine Argumente sehr sorgfältig geprüft haben. Ich weiß, daß man zwar in dieser Welt längst nicht alles drucken kann, aber daß man ungeheuer viel Mühe bei der Wahl aufbringen muß. Im übrigen ist die Geschichte unserer Verlagstätigkeit die Geschichte einer Öffnung, nicht einer Verengung.

KONKRET: Noch einmal zu Ihrer schon zitierten Rede. Da haben Sie gesagt, es habe »eine Unmenge Arbeit, eine Unmenge Gedankenanstrengung, eine Unmenge Geld, eine Unmenge Geduld« gekostet, Kafka, Proust, Joyce, Musil, Faulkner in der DDR erscheinen zu lassen, und es seien Ihnen, ich nehme an von Verantwortlichen in der Partei, »ziemlich bizarre Katastrophen« für den Fall angedroht worden, daß diese Bücher erscheinen. Es ist also doch tatsächlich auch ein Kampf zwischen Schriftstellern und Politikern in der DDR. Sie selbst haben gesprochen von der »wachsamen Entschlossenheit, die Wäsche von der Leine zu nehmen, wenn die Künstler kommen«, und die sei »keineswegs verkümmert«. Sie selbst seufzten über »Ach, die Haltbarkeit gerade der schlimmen Traditionen« und über den Hochmut, daß geistige Arbeit gar keine Arbeit sei. Steckt da nicht doch ein bißchen mehr drin, als Sie jetzt glauben machen wollen? Ein Auseinanderfallen von Geist und Macht?

KANT: Die Kämpfe, von denen ich da gesprochen habe, die Anstrengungen, die Auseinandersetzungen, das sind ja nicht zuletzt auch Auseinandersetzungen zwischen Schriftstellern. Dieses merkwürdige Schema, hier handele es sich um einen Dialog zwischen Lesern und Nichtlesern, und da hätten nun die armen Leser andauernd mit den unbelesenen, nicht lesen könnenden Herrschenden zu streiten, das ist ja Unfug. Was heißt, Schriftsteller müssen sich herumschlagen mit Parteifunktionären? Ich bin seit 30 Jahren Parteifunktionär. Und ich bin viel, viel weniger lang Schriftsteller. Als was soll ich mich denn nun auffassen?

KONKRET: Darum geht's nicht. Die wachsame Entschlossenheit, die Wäsche von der Leine zu nehmen, wenn die Künstler kommen, die findet man doch wohl nicht bei Schriftstellern?

KANT: Nein, das ist klar. Ich möchte mich bloß gegen den dramatischen Ausdruck wenden, es handele sich hier um ein klares Indiz für den Wiederausbruchs des Krieges zwischen Geist und Macht. Darum handelte es sich nicht. Ich hab überhaupt nichts übrig für diese Festtagsredner-Vokabeln »Geist und Macht«. Das klingt nach Heinrich Mann und da gehört es ja auch hin. Aber das ist auch ein ganz verfluchter Schematismus, daß die Geistigen ohnmächtig und die Mächtigen ungeistig seien. Als ob die einen behämmert und die anderen ohne Hammer da stünden. Solche Unterscheidungen halte ich für fruchtlos. Ich bin ohne Illusionen, was die Möglichkeiten von Leuten, die nicht Kunst machen, angeht. Leute, die Kunstmacken, ganz und gar und immer wieder zu verstehen. Diese Möglichkeiten sind begrenzt. Aber sie sind manchmal weniger und manchmal mehr begrenzt. Und zur Zeit, wo wir sehr viel größere Sorgen haben, wird natürlich das fragende Mitgehen der Künstler als unbequemer angesehen als zu anderen Zeiten. Wir haben heute mehr Sorgen, als wir zu anderen Zeiten hatten. Und da wird sehr schnell Ungeduld laut, und dann heißt es, da kommen zu allem Überfluß, d.i. Mangel neben dem Öl und dem Papier, auch noch die Künstler mit ihren Sorgen, die stören hier, wir tun richtige Arbeit und sehen zu, daß wir da mit diesen Krisenauswirkungen klarkommen, und jetzt kommen die mit ihrer Belletristik.

KONKRET: Ersetzen wir also die Festtagsredner-Vokabeln »Geist und Macht« durch das, was einer der Ausgeschlossenen, Klaus Poche, auf der Sitzung des Schriftstellerverbandes gesagt hat: »Der Schriftsteller, der sich kritisch mit seiner Gegenwart und Vergangenheit auseinandersetzt, der seiner Zeit vorauseilt und ein Bild seiner Träume wiedergibt, seiner Hoffnungen, seiner unerfüllten Sehnsüchte und auch seiner Utopien, der muß mit jenen kollidieren, die die Würdigung des

momentan Machbaren fördern«.

KANT: Ja, das ist schon richtig. Nicht Kampf zwischen Geist und Macht, aber doch Kollision, ständiges Reiben. Eine Friktion ist immer da, das kann gar nicht ausbleiben, das liegt in den verschiedenartigen Naturen der Leute, die diese Dinge ausüben. Wenn ich daran zu denken habe, daß die Kohleproduktion keinen Tag auch nur einen Strich unter die angesetzte Norm sinken darf, weil das Folgen hat und so und so, dann muß ich selbstverständlich eine andere Art zu denken haben, als jemand, der zum elfhundertstenmal anrennt, um das Wort Wiese auf einen noch aussprechbaren Reim zu kriegen. Wenn man jetzt an Punkten aufeinandertrifft, mit denen beide etwas zu tun haben, dann drückt sich die verschiedene Art *zu* leben und zu denken in verschiedenen Arten über diese Punkte zu reden aus. Da kommt es zu Mißverständnissen, Auseinandersetzungen. Dann kommt es oft auch zu Brüchen. Nur ist die Frage, was ich aus dieser Kollision mache, ob ich in die Ecke gehe und weine, ob ich außer Landes laufe, ob ich hier irgendetwas zerschlage oder erschlage -oder ob ich mir sage, die haben nicht verstanden, was ich will und was hier sein muß, ich muß es nochmal sagen, und wenn sie es so nicht verstehen, muß ich's anders sagen. Das heißt, dem Schriftsteller wird in der Kollision eine außerordentliche Bemühung darum abverlangt, es triftig zu sagen, es verständlich zu sagen.

KONKRET: Und Ihnen, jetzt als dem Präsidenten des Schriftstellerverbandes, müßte der Versuch abverlangt werden, die betroffenen Kollegen so lange wie möglich in dieser Diskussion zu halten.

KANT: Zunächst einmal wird es mir vor allem abverlangt, an 800 Kollegen zu denken, nicht nur an acht. An acht auch, aber eben auch an die 800. Was nun dieses In-der-Diskussion-Halten angeht, kann ich nur sagen: Wir haben das Unsrige versucht. Die Ausschlüsse kamen nicht so kurz, laut und schnell, wie es eine uns nicht wohlgesonnene Presse darstellt, sondern sie waren das Ergebnis einer langwährenden, manchmal lauteren, manchmal stilleren, immer anstrengenden Auseinandersetzung. Und die Dinge, die schließlich zum Ausschluß geführt haben, waren wirklich nur der Endpunkt einer Entwicklung, und ich werde den Verdacht nicht los und spreche ihn aus: der gewünschte Endpunkt. Denn wir haben ja diesen betroffenen Kollegen gesagt: Paßt mal auf, wir wollen hier doch nichts übers Knie brechen, wir können auch nochmal über alles in Ruhe reden, nur: das eine müssen wir euch schon abverlangen, sagt uns, daß ihr mit uns auf dem Boden des Statuts reden wollt. Das haben sie alle von sich gewiesen.

KONKRET: »Auf dem Boden des Statuts« hieße?

KANT: Wir haben ein geschriebenes Statut, da steht drin, daß das Ansehen des Verbandes nicht vor der Öffentlichkeit geschädigt werden darf und daß die führende Rolle der Arbeiterklasse und deren Partei von den Mitgliedern des Verbandes nicht in Frage gestellt wird. Jedermann, der in den Verband will, hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, das Statut dieses Verbandes zu lesen. Und wenn er dann Mitglied wird, bekundet er, daß er dieses Statut anerkennt.

KONKRET: Tut er das denn? Bekundet er das denn willentlich und nicht etwa, weil ihm sonst die Möglichkeit verschlossen bleibt, publiziert zu werden?

KANT: Das ist eben einer jener Irrtümer, die so schnell durchs Land laufen, weil sie kräftig gestützt werden - alleine könnten die ja nicht laufen. Das ist in Umlauf gebracht worden, das stimmt einfach nicht. Ich komme nicht gern noch einmal mit diesem langsam schon etwas abgegriffenen Beispiel Heiner Müller, aber der Verweis darauf wird erlaubt sein: Der ist vor 15 Jahren aus dem Verband ausgeschlossen worden, und inzwischen ist er einer der Autoren mit Weltruhm geworden. Also vonwegen: nicht gedruckt und nicht gespielt. Das ist Unsinn. Es gibt von all diesen Kollegen in den Buchhandlungen, so weit es sich um ältere Bücher handelt, diese Bücher zu kaufen. Die besseren sind, wie alle besseren Bücher bei uns, meist nicht zu kaufen, die halten sich eben bloß ein paar Tage. Ich kenne aber zum Beispiel die Verlags-Pläne - es ist bei uns üblich, daß der Minister für Kultur uns die Verlagspläne fürs nächste Jahr vorlegt - da stehen alle diese Kollegen mit ihren Büchern natürlich drin, das ist selbstverständlich. Also, das Recht zu publizieren und die Mitgliedschaft im Verband sind zwei völlig verschiedene Dinge.

KONKRET: Es gibt da doch noch so ein Land, jenseits: die Bundesrepublik. Auf dessen Bevölkerung, auf dessen Linke wollen auch Autoren aus der DDR eine gewisse Wirkung ausüben, sonst würden Sie und viele andere Autoren ja ihre Bücher nicht in der Bundesrepublik erscheinen lassen. Gerade dort ist nun der Ausschluß der Kollegen aus dem Schriftstellerverband auf ganz großes Unverständnis gestoßen. Ich rede nicht von der »Welt« und der »Frankfurter Allgemeinen«, die keiner weiteren Qualifizierung bedürfen, sondern ich rede zum Beispiel von einem Mann, der Mitglied

der DKP ist, ein Schriftsteller, der auch häufiger die DDR besucht und, glaube ich, hier auch ganz gern gesehen wird: über den Günter Herburger. Ich darf zitieren, was er gesagt hat: »Der Ausschluß von neun Kollegen aus dem Schriftstellerverband des Bezirks Berlin in der DDR ist für einen Autor, der in der Bundesrepublik wohnt, nur schwer verständlich ... Dichter sind natürlicherweise Regelverletzer, denn der unterschätzte Antrieb zum Schreiben entsteht meist aus Mangel, nicht aus Glücksgefühl ... Sie sind psychotische Spinnen im feierlichen Gewebe des Fortschritts ... Ich will mir die Literatur der für mich beinahe heimatlich anmutenden Republik nicht ohne Kurt Bartsch, Karl-Heinz Jakobs, Klaus Poche und Klaus Schlesinger vorstellen, »Ein fordernder, ungeduldiger, auch naiver Brief an den Generalsekretäre sei noch kein Verrat am Sozialismus. Und: »Walzenförmige Verlautbarungen und Verdikte bewirkten nur Störrigkeit«. Eine bedenkenswerte Äußerung eines westdeutschen kommunistischen Schriftstellers.

KANT: Ja, und überhaupt nicht überraschend. Ich kann dazu nur sagen: Er muß sich die Literatur der DDR ohne die Genannten nicht vorstellen. An die Mitgliedschaft im Verband ist die Möglichkeit zu publizieren überhaupt nicht gebunden. Das fängt mit der schlichten Logik an, daß man erst in den Verband kommt, wenn man publiziert hat; man muß da mindestens zwei Bücher vorweisen. Was natürlich etwas anderes ist als wenn man drin war und dann ausgeschlossen wurde. Das ist mir völlig klar. Und es ist mir auch klar, daß sich übervorsichtige Naturen in den Verlagshäusern bei Manuskripten dieser Kollegen besonders übervorsichtig geben werden. Umso deutlicher will ich machen, daß wir, die Leitung des Verbandes, unsere ganze Puste daran setzen, daß durch solche Vorgänge nicht die Literatur dieses Landes beschädigt wird und die Interessen der Leser dieses Landes zu kurz kommen, das heißt, daß wir für die Literatur dieser Leute selbstverständlich eintreten, wenn sie so ist, wie sie bisher war.

KONKRET: Nun kommt der Punkt, an dem Diskussionen nicht nur schwierig werden, sondern aufhören: Der neue Paragraph 219 des Strafgesetzbuches, in dem es heißt, daß mit Freiheitsstrafe bis zu 5 Jahren bestraft wird, »wer Manuskripte oder andere Materialien, die geeignet sind, die Interessen der Deutschen Demokratischen Republik zu schaden, unter Umgehung von Rechtsvorschriften an Organisationen oder Einrichtungen oder Personen im Ausland übergibt oder übergeben läßt.< Ist, wer das tut, tatsächlich draußen aus der Literatur der DDR?

KANT: Das würde ich in jedem einzelnen Fall sehr genau ansehen. Und ich sehe lieber hier in den ins Auge gefaßten Tatbeständen keine literarischen Vorgänge. Das kann damit nicht gemeint sein. Literatur schädigt einen Staat übrigens nicht. Sie kann ihn manchmal ärgern.

KONKRET: Das würde den Paragraphen ziemlich überflüssig machen?

KANT: Das glaube ich kaum. Aber ich kenne kein Stück Literatur, das Gegenstand dieses Paragraphen sein kann. »Collin« ist für mich ein absolutes Ärgernis, peinlich für den Autor, der damit weit unter sein Niveau gegangen ist. Aber ich werde den Teufel tun, irgendeinen Paragraphen rauszuholen, nur weil irgend jemand ein mieses Buch geschrieben hat.

KONKRET: Nicht, weil er's geschrieben hat, aber weil er es im Westen erscheinen läßt?

KANT: Ich bin dagegen, daß jemand solche Dinge tut, denn ich bin ja für diesen Staat, für diese Gesellschaft, ich bin seit 30 Jahren darum bemüht, ihn zu verbessern. Und ich bin nicht dafür, daß man solche Geschichten woanders publiziert. Da geht es auch gar nicht um Literatur. Wir machen uns doch was vor, wenn wir annehmen, der »Collin«, der sich nun irgendwo im Bestseller-Bereich aufhält, würde als Literatur gehandelt. Der wird natürlich als ein politisches Instrument genommen und eingesetzt im politischen Kampf.

KONKRET: Alle Publikationen von DDR-Autoren in der Bundesrepublik müssen natürlich unter dem Aspekt gesehen werden. Denn ob nun in der »Welt« vorabgedruckt wird oder bei S. Fischer - der Verlag gehört Herrn Holtzbrinck, der auch »Christ und, die Welt« verlegt - es ist ja kaum ein Verlag dabei, den man sozialistisch nennen könnte. Und die bürgerlichen Verlage, die DDR-Autoren vertreiben, tun das alles mit einem bestimmten Interesse. Sie suchen sich natürlich auch unter den Mitgliedern des Schriftstellerverbandes der DDR diejenigen aus, mit denen sie ihr politisches Interesse verknüpfen können. Und wenn das so ist, warum dann überhaupt Veröffentlichungen von DDR-Autoren in der Bundesrepublik?

KANT: Dann könnte man natürlich auch gleich fragen, ob überhaupt der Austausch von Literatur so ganz ohne Zweifel wegkommen sollte, denn die DDR ist ja nur ein Teil des riesigen sozialistischen Systems, und aus diesem riesigen sozialistischen System gibt's ja viele Autoren, die in dem riesigen kapitalistischen System publiziert werden. Natürlich sind

die Interessenlagen der an so einem Prozeß Beteiligten sehr verschieden, und Herr Holtzbrinck wird sich sicher etwas anderes dabei denken als ein Autor namens X, der bei ihm erscheint. Die Frage ist nur, wer denn am Ende am meisten dabei profitiert, ob zum Beispiel die Leser in der Bundesrepublik, die wir ja gerne erreichen möchten mit unseren Ansichten, nicht ohne unsere Ansichten ein bißchen ärmer wären? Natürlich wäre es mir am liebsten, es gäbe einen kommunistischen Verlag, der so viele Leser erreicht, wie ich jetzt erreiche, und der dann das Geld, das er dabei gewinnt, auch noch für die politische Sache einsetzt. Das wäre mir am liebsten - aber, wenn's danach ginge, sähe die Welt überhaupt anders aus. (Übrigens möchte ich doch rasch sagen, daß sich die Luchterhand-Leute mir gegenüber immer tadellos benommen haben.)

KONKRET: Wem es denn nun mehr nützt, ist damit nicht beantwortet.

KANT: Das kann in zwei Sekunden verschieden sein. Bleiben wir bei mir: Meine Sachen sind fast ausnahmslos auch in der Bundesrepublik erschienen. Ich glaube, daß im allgemeinen niemand darunter leidet, wenn er diese Bücher lesen kann. Der Vorteil ist auf meiner Seite, weil meiner Ansicht, meine Sachen sollten gelesen werden, Genüge getan wird. Der Vorteil ist auf Seiten der Leser, die etwas lesen, was sie sonst nicht bekommen, und der Vorteil ist natürlich auch beim Verlag. Soweit ist alles honorig. Dann gibt es eine Sekunde, da sieht die Sache plötzlich anders aus. Da kann zum Beispiel in der »FAZ« ein längerer Artikel erscheinen, in dem gesagt wird, daß im Grunde die Lage all der Autoren, die in der Bundesrepublik publizieren und in der DDR leben, jetzt bedrohlich geworden sei, und dann werden alle aufgezählt, die jemals in der BRD publiziert haben, darunter auch ich. In dem Moment hat die »FAZ« aus der Tatsache, daß ich dort publiziere, einen politischen Pluspunkt gemacht. Aber diese Sekunde vergeht.

KONKRET: Wie gut Bücher in der Bundesrepublik verkauft werden, das hängt nicht zuletzt von den Kritiken ab, die sie bekommen. Ihre Bücher haben durchweg bei der bürgerlichen Presse eine sehr gute Kritik gehabt. Ich erinnere mich daran, daß die »FR« über das »Impressum« geschrieben hat, es sei das bedeutendste Buch, das seit der Gründung der DDR in diesem Staat geschrieben worden sei. Ich erinnere mich noch unlängst, natürlich vor dem Ausschluß der acht Kollegen aus dem Berliner Schriftstellerverband, an sehr positive Besprechungen des »Aufenthalts« durch Fritz Raddatz in der »Zeit« und Marcel Reich-Ranicki in der »FAZ«. Offenbar hat man bis zu diesem Zeitpunkt mit Ihnen politische Hoffnungen verknüpft - ob Sie dazu Anlaß gaben weiß ich nicht, mir erschien das nicht so, aber man gibt j a nicht so schnell auf. Es haben schließlich auch andere, die keinen Anlaß zu geben schienen, schließlich doch noch auf solches Lob reagiert. Jetzt lese ich in der »Zeit« eine Meldung, in der es heißt, Kant werde nicht mit seiner »Schreibware« in die Literaturgeschichte eingehen, sondern als Funktionär und Zensor. Hier wird die literarische Kritik direkte Funktion politischer Interessen. Sie müssen also damit rechnen, daß Sie, solange Sie gelobt werden, aus Gründen gelobt werden, die Ihnen nicht recht sein können.

KANT: Das ist weitgehend richtig, aber nicht immer und nicht ganz. Es ist natürlich eine politische Reaktion, die da in der »Zeit« stand, aber keine sehr intelligente. Hier haben wir einen bemerkenswerten Unterschied zum Beispiel zwischen Herrn Raddatz und Herrn Reich-Ranicki: Herr Reich-Ranicki hat jetzt, aus Anlaß der Taschenbuch-Ausgabe, in die »FAZ« eine Kurzfassung einrücken lassen vorzüglich der lobenden Worte, die er zum »Aufenthalt« gefunden hat. Während Raddatz, nun ja. Dazu muß nichts gesagt werden. Es ist nur dumm. Aber

es ist natürlich richtig, wenn Sie sagen, daß man in das literarische und zugleich politische Geschäft kommt in dem Moment, wo man eine solche Bühne betritt, ein solches Vehikel benutzt, einer solchen Anstalt zum Partner dient. Das muß man wissen und sich eben entsprechend verhalten. Es ist schon wahr, Leute sind durch Lob auf die Dauer erschütterbar. Aber manche Leute können auch auf dem Seil laufen, ich kann's nicht. Man muß das wissen, und soll nicht verrückt spielen, weil man gelobt worden ist von jemandem, und man soll auch nicht verrückt werden vor Gram, weil man nun ausgezankt worden ist von jemandem. Denn wenn es nur nach diesem doch etwas einfachen Schema ginge, dann hätte ich zu meiner großen Beruhigung einen Schrank voller Verrisse in BRD-Zeitungen.

KONKRET: Die DDR hat nicht zuletzt durch die Auseinandersetzungen in dem Zeitabschnitt zwischen der Ausbürgerung von Biermann und dem Ausschluß von Poche und anderen bei der Linken in der Bundesrepublik erheblich an Ansehen verloren. So schlecht war das Bild der DDR auf Seiten der BRD-Linken noch nie.

KANT: Es ist völlig klar, daß diese Dinge alles andere als populär gewesen sind. Was ich auch wußte, und deswegen habe ich mich *I* auf die Bahn gesetzt und bin nach Hamburg, Düsseldorf, und München gefahren und habe mit linken Intellektuellen über diese Sache gesprochen, habe zu den Darstellungen der anderen die meinige hinzugefügt. Daß 4 diese

Reise nicht in allen ihren Teilen angenehm war, ist ja klar. Es macht sehr viel Schwierigkeiten, diese Dinge zu verstehen. Das gilt aber für vieles. Der Unterschied -und ich sage gleich hinzu, .ohne Häme wird dieser Unterschied angemerkt, ohne auch nur einen ironischen Beiklang - ist eben ein gravierender zwischen Leuten, die einen Sozialismus machen, ihn um sich herum in tausend Einzelteilen anfertigen müssen, und Leuten, die ihn täglich herbeiwünschen, fordern, entwerfen.

KONKRET: Aber wenn es denn so weit geht, daß die Leute, die ihn herbeisehnen, aufhören, ihn herbeizusehnen, weil sie die Schwierigkeiten, die das täglichen Machen mit sich bringt, entweder nicht wollen oder die Probleme, die damit verbunden sind, für so groß halten, daß es sich eigentlich nicht mehr lohnt?

KANT: Das ist dann außerordentlich bedauerlich, beruht aber auf einem kolossalen Irrtum. Wer vor dieser Art Schwierigkeiten schon derartig erschrickt, daß er aufgibt, hat offensichtlich von Anbeginn nicht ganz verstanden. Geschichte ist ein ständiges Aufeinanderprallen, Voneinander-Abstoßen und Sich-Auseinandersetzen. Sie ist beladen mit ungeheuerlichen Mißverständnissen, Ärgernissen, Tragödien. Das wissen wir doch eigentlich im Theoretischen alles, und warum soll das bei einer so kompliziert dastehenden DDR nun alles nicht stattfinden. Das macht fast schon mein ganzes politisches Leben aus. Der Zorn hat mich immer bestimmt, auf jene, die, weil etwas mit Niederträchtigkeiten, mit Bosheiten, mit fatalen Verstrickungen verbunden war, sagten, also kann alles nichts taugen, also hören wir auf. Dies ist mein größter Zorn, weil ich glaube, wenn ich solche Dinge sehe, und wenn ich -sagen wir es mal ganz einfach - Unrecht sehe, dann ist es mein Beruf, für die Beseitigung des Unrechts zu sorgen. Aber ich kann nicht dafür sorgen, indem ich mich zurückziehe und mich so oder so entmachte. Deswegen bin ich auch so wütend auf jene Kollegen, die sich in eine Lage gebracht hatten, daß man sie ausschließen mußte, weil sie dem Verband natürlich auch ein Stück seiner Kraft nehmen.

KONKRET: Und was sagen Sie Leuten, die als Sozialisten oder Kommunisten in der Bundesrepublik gegen Berufsverbot, gegen Zensur, gegen andere Formen der Unterwerfung unter staatliche Herrschaft zu kämpfen haben? Von denen können Sie doch nicht erwarten, daß sie die administrativen Maßnahmen gegen DDR-Schriftsteller gutheißen?

KANT: Das ist richtig. Aber ich kann keine Prinzipien aufgeben mit der Begründung, wenn ich es nicht täte, hätten es andere schwieriger. Bestimmte Grundsätze müssen gelten, und mit manchen Entscheidungen ist schwerer zu leben. Das wenige, was ich dazu tun kann, um die Schwierigkeiten dieser mir ja verbündeten Leute zu verringern, ist, daß ich dem Gespräch mit ihnen nicht ausweiche. Im Moment bin ich in der schwierigen Lage, einer Karikatur antworten zu müssen, die lautet: Da haben wieder mal welche Machtgelüste geäußert, und darunter haben einige ohnmächtige, arme Schriftsteller leiden müssen. Also, den Unterschied zwischen einem ohnmächtigen Schriftsteller und Stefan Heym etwa, den Unterschied möchte ich klavierspielen können.

KONKRET: Überrascht es Sie, wenn Sie hören, daß Ihre Bücher jetzt von einigen Buchhandlungen in der Bundesrepublik und West-Berlin boykottiert werden, auch von Buchhandlungen wie der Wolffschen in West-Berlin, die sich sonst mit DDR-Literatur immer sehr groß tun.

KANT: Es sollte mich nicht überraschen, dazu bin ich politisch erwachsen genug. Ich habe mich in einer politischen Auseinandersetzung zu sehen und darf mich nicht wundern, wenn die anderen das ebenfalls als eine politische Auseinandersetzung ansehen und darüber die Literatur vergessen. Trotzdem schlenkere ich das nicht beiseite, das macht mich nicht wütend, aber es macht mich traurig, weil vor allem »Der Aufenthalt«, von dem ich höre, daß er jetzt Schwierigkeit hat, jetzt als Taschenbuch erschwinglich geworden ist für Leute mit nicht so ganz großem Geldbeutel, und weil ich glaube, daß es einfach ein wichtiges Buch ist, das nicht zu kennen - das klingt natürlich merkwürdig, wenn ein Autor das sagt, aber ich sage es rundheraus - das nicht zu kennen einen Verlust bedeutet für die, die es nicht kennen. Und wenn jetzt ein Buchhändler daran arbeitet, gerade jungen Leuten, um die wird es sich ja vor allem handeln, wenn ich so auf die Preise sehe, ein solches Buch vorzuenthalten, frevelt er ein bißchen, um es milde auszudrücken.

KONKRET: Sehen Sie eine Chance, daß man in der DDR mit den jetzt ausgeschlossenen Kollegen aus dem Schriftstellerverband in einer Art umgeht, der diesen Ausschluß nicht als eine ewige, endgültige, letzte Trennung erscheinen lassen muß, die dazu führt, daß wir diese Kollegen alle irgendwann in der Bundesrepublik finden werden?

KANT: Ich hoffe, daß so etwas nicht stattfindet. Ich kann nur versichern, daß die Leitung des Verbandes und die Verantwortlichen für die Kulturpolitik in diesem Lande nicht die Absicht haben, irgend jemandem den Weg zurück, oder sagen wir auch nur: den Weg in der Parallele zu verbauen. Es kann nicht in unserem Interesse sein. Darüberhinaus sind die

hier Genannten ja keineswegs Leute, die mich, was ihre literarische Arbeit angeht, gleichgültig lassen. Ich habe mit deren Literatur gelebt und habe die Absicht, das auch weiter so zu halten. Was von mir getan werden kann, daß wir auf einem vernünftigem Umgangston miteinander bleiben oder wieder zu ihm kommen, das wird getan. Ich werde alles daran setzen, jedermann solange mit vernünftigen Argumenten daran zu hindern, abzusegeln, solange ich es kann.

KONKRET: Gilt das auch für Stefan Heym?

KANT: Die »FAZ« hat den Diskussionsbeitrag von Stefan Heym bei jener Berliner Versammlung, bei der die Ausschlüsse erfolgten, abgedruckt, und dazu ist wohl eine Bemerkung nicht überflüssig. Heym hatte diese Rede in der Tat so gehalten, und es ist ihm dann in der Diskussion von Gerhard Hennigen dem 1. Sekretär des Verbandes, und mir in einer Reihe von Sachfragen richtigstellend geantwortet worden - übrigens ohne daß er dagegen Einspruch erhoben hätte. Was aber nichts daran ändert, daß 14 Tage nach der Widerlegung die Rede im Original mit den unkorrigierten Fehlern und Entstellungen in der »FAZ« abgedruckt wurde.

KONKRET: Heym hat in dieser Rede polemisch gefragt, wo bitte man sich in der DDR denn zur Wehr setzen können gegen solche Bezeichnungen wie »kaputter Typ« oder »ehemaliger US-Bürger«. Trifft es zu, daß Sie selbst als Präsident des Schriftstellerverbandes Einspruch erhoben haben gegen diese Bezeichnung und ihre Urheber und daß Sie Heym dies in Ihrer Antwort auf der Berliner Versammlung mitteilten, daß Heym sich dafür bedankte und sagte, das habe er nicht gewußt?

KANT: Ja, das trifft zu.

KONKRET: Herr Kant, die DDR feiert ihren 30. Jahrestag, die meisten der Autoren, die jetzt vom Ausschluß betroffen waren, aber auch die vielen Autoren, die in der Abstimmung des Schriftstellerverbandes nicht für Ausschluß gestimmt haben, sind langjährige Mitglieder des Schriftstellerverbandes, sind in der DDR aufgewachsen, haben in der DDR ihre literarischen Erfolge gehabt, haben die Politik der Partei, zum Teil auch als Parteimitglieder, getragen über solche Klippen hinweg, wie den 1. August 1961, den 21. August 1968. Warum kommt es jetzt, 18 Jahre später, 11 Jahre später, zu solchen Friktionen, ohne daß es doch einen vergleichbar gravierenden Anlaß gibt, keine dramatische Wendung von Politik, keinen dramatischen Einschnitt.

KANT: Den gibt es als Datum nicht, den gibt es als eine tatsächliche Verschärfung der Auseinandersetzungen im Weltpolitischen. Und es gibt einen Zuwachs von Illusionen. Wir haben durch die Verträge, die auf Entspannung gerichtet waren und die ich mit aller Kraft unterstütze und auf deren Einhaltung ich mit aller Kraft dringe, ein Stück Entspannung gewonnen, aber auch eine Menge Illusionen ins Haus gekriegt. Und ich glaube, daß in der Literatur umlaufende Illusionen sich besonders deutlich bemerkbar machen. Was auf keinen Fall so verstanden werden darf, daß ich nun plötzlich die Entspannung unter Verdacht brächte. Wenn es denn der Preis für Entspannung wäre, daß es zu solchen Auseinandersetzungen kommen muß, was ich bezweifle, aber wenn's der Preis wäre, der unumgängliche, dann würde ich auch den zahlen, denn Entspannung ist schon das Wichtigste. Ich will zu den Daten doch auch eine Bemerkung machen: Das ist mir vorhin beim Blättern in einer Zeitung durch den Kopf gegangen. Wie man so verschiedene Reaktionen auf Daten haben kann. Dies also nun ist der 21. August, an dem wir hier miteinander reden. Das ist für die einen etwas wie Prag, und die Aufregung will nicht enden. Ein Vorgang von Aufregungen genug, das ist mir völlig klar, und ihn hinwegzuwischen fällt mir überhaupt nicht ein. Aber es gibt etwas anderes, was mir zu diesem 21. August nun allerdings doch noch zwingender einfällt. Die Straßen, die dieses Haus hier umgrenzen, die heißen nach Erich Kurz, nach Elfriede Trygör und anderen kommunistischen Widerstandskämpfern, die heute vor 35 Jahren hingerichtet worden sind. Ich erzähle das, weil ich mich ganz gern verständlich machen würde, wenn ich sage, wo meine Verpflichtungen sich herleiten: Sie leiten sich nicht zuletzt daraus her, daß ich denke, die Leute sind ja für was gestorben, denen ist es doch nicht leicht geworden, den Kopf hinzuhalten, und sie haben gewußt, daß er ihnen abgeschlagen werden wird, wenn man sie faßt. Aber sie haben für etwas gekämpft, und dieses Etwas ist immer noch nicht da, und dieses Etwas ist in Teilen da und soll von den andern wieder beseitigt werden, und die sind immer noch da, und an die denke ich. Ich bin deswegen für die Illusionen, von denen ich sprach, weniger zu haben, ich bin für die Entspannung sehr, glaube aber, daß von allem, was sich da entspannt, sich zuletzt die ideologischen Auseinandersetzungen entspannen werden.

KONKRET: Man kann wohl sagen, daß die sich seit Abschluß der Verträge noch verschärft haben. Einige Teilnehmerstaaten der KSZE haben in diesen Verträgen ja hauptsächlich die Chance gesehen, etwas zur Auflockerung, Destabilisierung der osteuropäischen Anrainerstaaten, insbesondere natürlich der DDR, zu tun. Da ist 'ne ganze Masse

ideologischer Arbeit geleistet worden, die sich natürlich auch in solchen Auseinandersetzungen im Schriftstellerverband ausdrückt.

KANT: Mit der Literatur ist das etwas Merkwürdiges. Ich glaube, es ist die Donau, die verschwindet da irgendwo in der Erde und kommt nachher irgendwo wieder raus, und keiner weiß, wo sich das Wasser genau aufgehalten hat. Bei der Literatur ist es mit den verschiedenen Einflüssen, Auffassungen, Stimmungen so ähnlich - das ist da und verschwindet und kommt dann plötzlich als Literarisches wieder zum Vorschein in verwandelter Gestalt. Literatur ist ein Reagieren auf Vorgänge. Dieser Schritt in die Normalisierung, darum handelt es sich ja, ist natürlich ein enorm anstrengender Schritt.

KONKRET: Unter den Kollegen, die in den letzten Jahren in Westdeutschland angekommen sind, gab es ja doch welche, die in der DDR zuvor hohes schriftstellerisches Ansehen genossen haben, etwa Sarah Kirsch. Wenn Sie jetzt als Schriftsteller und als Präsident des Schriftstellerverbandes der DDR an die Kollegen denken, was beschäftigt Sie dann am meisten?

KANT: Ich hab damals nach dem Weggang von Sarah auf eine entsprechende Frage gesagt, daß ich das als Verlust empfinde, allerdings nicht nur einen Verlust für uns, sondern auch für die Sarah. An dem Wort halte ich fest. Ich habe damals auch erwähnt, daß ich mir weniger Sorgen mache, etwa um Thomas Brasch, weil er viel robuster ist, und damit habe ich wohl recht behalten. Es kann mir in keinem Fall gleichgültig sein, wenn ich sehe, daß wir einen Autor weniger haben. Ich glaube, ich müßte mich aus diesem Beruf - ich rede jetzt gar nicht von dieser Funktion - abmelden, wenn mich das gleichgültig ließe. Nur kenne ich die Grenzen der Vernunft und die der vernünftigen Argumentation, und manches wird nicht gehört, auf manches wird nicht gehört, und dann muß man sich auch mit dem Verlust einrichten. Denn das hielte ich auch für einen Fehler, wenn ich über das Nachdenken über den Verlust das Nachdenken über anderes vergäße.

Literatur-Konkret 1979, S. 30

Frank J. Heinemann

Die EVA ist tot, es lebe die EVA

Wie es der mächtige DGB schaffte, seinen einzigen Buchverlag erst zu kastrieren und dann abzuschieben

DAS FRÜHJAHRSPROGRAMM 1979 der »Europäischen Verlagsanstalt« (EVA) verzeichnete auch ein Buch über »Die gemeinwirtschaftlichen Unternehmen der deutschen Gewerkschaften.« In der letzten Aprilwoche schickte der Autor, der für »Gemeinschaftsfragen« zuständige Direktor der Bank für Gemeinwirtschaft (BfG), Achim von Loesch, die Korrekturfahnen seines Werks zurück an den Kölner Verlag. Dessen Mitarbeiter konnten dem korrigierten Abschnitt über die eigene Firma eine interessante Information entnehmen: Das Kapital der EVA, die zu 25 Prozent dem gewerkschaftseigenen Bund-Verlag, zu 75 Prozent der Union Treuhand GmbH, einer Tochterfirma der BfG gehörte, war in die Vergangenheitsform gesetzt. Banker, auch gemeinwirtschaftliche, wissen eben immer am ehesten Bescheid übers Marktgeschehen. Bald erfuhren die EVA-Mitarbeiter aus dem Mund ihres Chefs Tomas Kosta auch offiziell, daß die Anteilseigner ihres Verlags Mitte April bei einer Sitzung in Frankfurt den Verkauf der EVA beschlossen hatten.

Die Grenzen der Gemeinwirtschaft für den einzigen Publikums-Buchverlag der westdeutschen Gewerkschaften waren offenbar erreicht. Warum? Offiziell wurden in erster Linie ökonomische Gründe für den Verkauf genannt. Der BfG-Banker Gert Müggenburg erklärt kühl-geschäftsmäßig: »Als Bank müssen wir unsere Beteiligung an dem Verlag schließlich auch als Anlage sehen.« In der nach Bekanntwerden des Verkaufsbeschlusses einsetzenden Diskussion wurde manchmal gesagt, das sei nur eine Schutzbehauptung, in Wirklichkeit seien es nicht die roten Zahlen, sondern die roten Bücher, die die Geldgeber störten. Die traurige Wahrheit ist aber, daß die EVA tatsächlich der roten Zahlen wegen verkauft wurde linke Literatur und Theorie wurden nämlich seit 1974, als der Verlag von Frankfurt nach Köln übersiedelte, kaum noch verlegt.

Symptomatisch für diese Entwicklung ist ein Brief, den die »ABC-Buchhandlung« in Kassel an die EVA schickte. Das ABC-Kollektiv kündigte die Auflösung des EVA-Depots an, weil es »zunehmend ökonomisch untragbar« werde. Zitat aus dem Brief: »Wir sehen einen entscheidenden Grund für die Tendenz von anfänglich relativ reger Nachfrage der Studenten und Hochschullehrer der Gesamthochschule Kassel, zu -ausgenommen Bahros Werke - fast stagnierender Nachfrage in der Veränderung der politischen Deutlichkeit der von Ihnen verlegten Werke, die eine unverkennbare Wende von Diskussionen auslösenden Texten (wir denken da an Bruckner oder auch an Negt) hin zu nachtrabenden, affirmativ gegenüber gängiger Tagespolitik sich gebenden Büchern genommen haben.«

Für die Tendenzwende bei der EVA nach 1974 sorgte Tomas Kosta, ein Mann des »Prager Frühlings«, der in Personalunion Geschäftsführer des auf Gewerkschaftsliteratur im engeren Sinn beschränkten Bund-Verlags und der EVA war. Kosta gab die Parole »Demokratischer Sozialismus« aus, doch dieser Slogan reichte nicht aus, um das Verlagsprogramm attraktiver zu machen. Das Image der EVA verbesserte sich zwar durch die Gründung der Vierteljahresschrift »L'76«, deren Verkaufserfolg jedoch schon 1978/79 erheblich abnahm, und durch die Aufnahme von Rudolf Bahros »Alternative« ins Verlagsprogramm. Dank des bei manchem rechten Gewerkschafter im Kölner Druckhaus Deutz gar nicht beliebten Rudolf Bahro stieg 1978 sogar der Umsatz, und der Jahresverlust verminderte sich auf eine knappe halbe Million. Doch auch der Bahro-Erfolg konnte die führenden Gemeinwirtschaftler in Frankfurt nicht milder stimmen. Zwar machte die BfG 400.000 Mark locker, um 20.000 Exemplare des Gemeinwirtschafts-Buchs von Loesch zu Geschenkzwecken anzukaufen - wenn es sein muß, ist natürlich Geld da -, aber eine halbe Million jährlicher Zuschuß noch auf Jahre hin, war wohl zu viel.

Die ökonomisch richtige Alternative wäre gewesen, wieder »linkere« Bücher zu machen und für ein Belletristik-Programm neue Autoren aufzubauen. »Die Leute kommen, man muß nur zugreifen,« meinte der Redakteur von »L'76«, Heinrich Vormweg, bei einer der nur spärlich und nicht kontinuierlich stattfindenden Programmsitzungen. Und Heinrich Böll, neben Günter Grass als Galionsfigur für »L'76« gewonnen, sagte, er kenne viele interessante Leute, die auf der Suche nach einem Verlag seien. Doch für den kontinuierlichen Aufbau eines Programms geschah nichts. Halbherzig wurde lediglich die »edition Büchergilde« gegründet, eine Kooperation mit der gewerkschaftseigenen Buchgemeinschaft, die deren Bücher auch in den Buchhandlungen bringen sollte. Das Projekt, mit zu wenig Energie und Branchenkenntnis betrieben, versandete bald.

Verlagschef Kosta lavierte bald nur noch, immer auf der Suche nach einflußreichen Patronen. Willy Brandt kam mit Nebenarbeiten ins Programm, aber seine »Hauptsachen« gab er doch lieber zu Hoffmann und Campe. Ein groß angekündigter Sammelband »Demokratischer Sozialismus in den achtziger Jahren« herausgegeben von Richard Löwenthal, wurde ein editorischer und finanzieller Reinfall. Der SPD-Vorstand zeigte sich, anders als erwartet, nicht

gesonnen, einen Teil der Auflage des überflüssigen Buches zu übernehmen.

Immer wieder setzte die Verlagsleitung auf Gefälligkeiten: Zum 70. Geburtstag des ehemaligen BfG-Chefs Walter Hesselbach, lange Zeit ein Fürsprecher der EVA, plante Kosta für 1980 eine Festschrift besonderer Art. Fritz J. Raddatz bekam den Auftrag, sich »irgendetwas« zum Thema »Der »Bankier und die Literatur« einfallen zu lassen -sowie einen Vorschuß von zehntausend Mark. Noch einmal zehntausend waren bei Ablieferung des Opus zugesagt.

War der Festschriftsteller deshalb so empört, als die Frankfurter Gemein-Bankiers den Geldhahn für die EVA-Literatur zudrehten? In der »Zeit« schäumte Raddatz jedenfalls, die Gewerkschaft habe »immer die Knautschledergarnitur im Zimmer vom Boß mit Kultur verwechselt und das sanfte Schunkel-Dämmer von Mai-Parolen mit Lyrik«. Er brachte damit die EVA-Diskussion, wie gewohnt, auf ein ästhetisierendes Nebengleis, wo sie nicht hingehört.

So wie sie sich in den letzten Jahren entwickelte, sei es nicht schade, daß die EVA verkauft worden sei - kann man von ehemaligen EVA-Mitarbeitern hören. Das ist nicht nur der Groll von Angestellten, die nach einem vergleichsweise dürftigen »Sozialplan« von den Gemeinwirtschaftlern auf die Straße gesetzt werden. Beklagenswert sind in der Tat nur die potentiellen Möglichkeiten, die die Gewerkschaftsbewegung ohne Not aufgegeben hat und die Einfallslosigkeit im Umgang im publizistischen Potenzen.

Der DGB hat nun - zur Einwirkung auf die allgemeine Öffentlichkeit - nur noch das Wochenblatt »Welt der Arbeit«, das mit Recht noch weniger beachtet wird als der »Vorwärts«. Die »Büchergilde Gutenberg« stagniert, trotz der schönen Bücher, die sie produziert, ja es gibt sogar ernstzunehmende Gerüchte, der Buchklub sei in ernsthaften ökonomischen Schwierigkeiten und man habe die EVA gehauen, in Wirklichkeit aber den lahmen Esel »Büchergilde« gemeint. Es bleibt ein Trauerspiel, daß eine Sieben-Komma-Fünf-Millionen-Organisation es nicht geschafft hat, einen eigenen Buchklub gegenüber den Klubgiganten Bertelsmann und Holtzbrinck durchzusetzen, die ja nicht immer so groß waren, sondern auch durch die Einfallslosigkeit des DGB in Sachen Kultur groß wurden und nun mehr Gewerkschaftsmitglieder in ihren Mitgliederkarteien haben als der Klub der Gewerkschaften.

Der kulturpolitische Schaden, den der Verkaufsbeschluß ausgelöst hat, ist unübersehbar: Da sind die im VS organisierten Schriftsteller, denen vor Augen geführt wurde, daß -- trotz ihres Gewerkschaftsbeitritts - der DGB keine müde Mark dafür übrig hat, wenn es um die Schaffung eines vom Bestseller-Kommerz unabhängigen Verlags geht. Da ist die Gewerkschaftsbewegung selbst, die ein entwicklungsfähiges publizistisches Forum aufgegeben hat. Offenbar ist den Gewerkschaftsfunktionären nicht klar, wie billig im Vergleich zu anderen Medien die Langzeitwirkungen von Büchern zu haben sind. Aber man will ihn offenbar nicht, den Einfluß auf die intellektuelle Diskussion, den man durch das Instrument EVA für vergleichsweise geringe Investitionen hätte haben können.

Die EVA ist nun wieder nach Frankfurt gezogen. Nachdem der SPIEGEL-Verlag, der anfänglich Interesse gezeigt hatte, nicht mehr mitbot, haben Axel Rütters, der Geschäftsführer des »Syndikat«-Verlags und der Hamburger Anwalt Kurt Groenewold die EVA für einen Preis von schätzungsweise etwas mehr als einer Million erworben. Da man die Kulturpolitik des DGB offenbar nicht ändern kann, ist das die beste denkbare Lösung. Rütters hat beim Aufbau des »Syndikat« gezeigt, daß er zielstrebig und realistisch arbeiten kann. Die neue EVA wird sich auf politisch-ökonomische Titel konzentrieren. Einige hundert interessante theoretische Titel aus der »Backlist« der EVA garantieren einen soliden Fundus, auch ohne Bahro, der - vorerst - beim Bund Verlag bleibt und ohne »L'76«, das vom Hoffmann und Campe Verlag übernommen wird. Die EVA ist tot - es lebe die EVA. Der Glaube an den kulturpolitischen Verstand des DGB aber ist endgültig gestorben.

Literatur-Konkret 1979, S. 32

Michael Schneider

Heiner Müllers »Endspiele«

Vom aufhaltsamen Abstieg eines sozialistischen Dramatikers

WIR ERINNERN uns: Vor sechs Jahren hat Wolfgang Harich anläßlich der umstrittenen Macbeth-Bearbeitung von Heiner Müller in der DDR-Zeitschrift »Sinn und Form« eine Polemik gegen diesen Autor gestartet, die eine heftige Kontroverse auslöste. Harich warf Müller damals vor, daß seine Macbeth-Adaption in opportunistischer Weise an der »modernistischen Verramschung und Enthumanisierung des Kulturerbes« partizipiere, indem er, infiziert von der »westlichen Grausamkeitswelle im Film« viele ekelhafte Grausamkeitseinschiebsel« in den Shakespearschen Text einmontiert und zugleich »alle zukunftsweisenden, Hoffnung offenhaltenden Momente dieser großen Tragödie« rigoros eliminiert habe.

Hartmut Lange sprang damals für seinen derart inkriminierten Schriftsteller-Kollegen aus der DDR in die Bresche und wandte gegen Harich ein, daß es nicht angehe, für den unaufhaltsamen Kulturzerfall im Westen einzelne Leute verantwortlich zu machen und »dem unglücklichen Heiner Müller den viel glücklicheren Shakespeare vorzuwerfen ... Er (Harich) schätzt die Geschichte und ihre Kulturleistungen nur in ihren Höhepunkten, ihren Orgasmen. Für die traurige Schönheit der Demontage, für den unabwendbaren Abstieg nach jedem Höhepunkt, den die Kunst ebenso mitmachen muß, empfindet er Ekel. So wird Harich nicht traurig über Müllers Realismus, er attackiert Müller, den Realisten, vom hohen Roß der sich immer gleichen, weil immer auf eigener Höhe sich befindenden ästhetischen und politischen Theorie.«

Auch ich war damals geneigt, Hartmut Lange in seiner Replik auf Wolfgang Harich Recht zu geben, zumal dieser gegenüber Müller streckenweise in der Position des stalinistischen Kunstrichters auftrat. Indessen scheint die Entwicklung des Dramatikers Müller seit 1973 Harichs Einschätzungen von damals in mancher Hinsicht bestätigt zu haben. Seine letzten Stücke, »Germania Tod in Berlin«, »Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schreie und »Die Hamletmaschine« haben mit kritisch-realistischer Geschichts-Demontage nichts mehr zu tun, es sind vielmehr derart verzerrt-verzweifelte Haßgesänge auf die Geschichte, vor allem auf die deutsche, daß man sich unwillkürlich fragt, was mit diesem Autor, der mit Recht zu den wichtigsten Dramatikern, nicht nur der DDR zählt, eigentlich passiert ist. Nur macht man es sich entschieden zu leicht, wenn man - wie seinerzeit Wolfgang Harich - den Abstieg dieses Dramatikers auf dessen »außengeleitetes Talent« zurückführt, das sich von der westlichen Grausamkeits- und Porno-Welle habe infizieren lassen. Müllers jüngste Geschichts-Phantasmagorien, in denen es von Monstern, Blutsaugern, Schlächtern, braunen und roten Henkern, von Leichen und Leichenteilen nur so wimmelt, sind kein Import westlicher Dekadenz, sie sind vielmehr auf dem Boden des »real existierenden Sozialismus« gewachsen, aber zuletzt auch Ausdruck eines ganz bestimmten, subjektiven Lebensgefühls, das nur deshalb als objektive Wahrheit über die Geschichte aufgenommen werden kann, weil dieser Autor, von Anfang an in der Brecht-Tradition stehend, nur in der »Dritten Person« zu leben und zu schreiben schien.

Die Rezeptions-Geschichte dieses Dramatikers ist interessant. Stellte man sich den Kulturbetrieb der DDR als eine protestantische Großfamilie vor, so spielt der Dramatiker Peter Hacks darin die Rolle des stets erfolgreichen, selbstgefälligen Lieblingskindes, während Heiner Müller, von Anfang an in die Gegen-Rolle des zu kurz gekommenen »Problemkindes« gedrängt, unentwegt. auf die Ungerechtigkeiten und Verdrängungen dieser scheinharmonischen Großfamilie aufmerksam macht. Sein parteilicher und unbestechlicher Blick auf die frühe DDR – Geschichte, in Stücken wie »Der Lohndrücker«, »Die Korrektur«, »Der Bau«, »Traktor«, »Die Umsiedlerin oder das Leben auf dem Lande«, machte Müller zum wichtigsten Dramatiker seines Landes, auch wenn ihm die offizielle Anerkennung in der DDR bis heute weitgehend versagt blieb.

Auch in der BRD galt Müller bis vor kurzem als literarischer Außenseiter. Zwar wurden seine Antiken- und Klassikerbearbeitungen (»Philoktet«, »Prometheus« und »Macbeth«) an westdeutschen Bühnen vereinzelt aufgeführt, jedoch zumeist völlig mißverstanden - als große existentialistische Menschheits-Tragödien (»Müller -Becket des Ostens«), statt als Nutzbarmachung der antiken Mythologie für die Darstellungsprobleme sozialistischer Dramatik. Freilich ist der politische Gehalt solcher »Lehrstücke« und Parabeln für das westliche Publikum nur schwer zu dechiffrieren; zumal Müllers hohe Form des Sprechens, wo jeder Satz die Summe eines psychischen Vorgangs zieht, im Westen mehr oder weniger auf ein ästhetisches Vakuum treffen. Seine kommunistischen »Produktionsstücke«, die in unverhüllter Form die Schwierigkeiten und Widersprüche des sozialistischen Aufbaus in der DDR reflektieren, wurden dagegen kaum zur Kenntnis genommen.

Erst seit Heiner Müller, beginnend mit »Die Schlacht« und »Germania Tod in Berlin«, seine negativen Geschichts-Collagen zu schreiben anfing, setzt er. sich - siehe da! -an den westdeutschen Bühnen plötzlich durch. Nun versucht selbst das bürgerliche Feuilleton von »Zeit« bis »Spiegel«, von der »FAZ« bis zur »Süddeutschen Zeitung« diesen »gesamtdeutschen Dramatiker« für sich zu reklamieren. Zwar keineswegs von allen Feuilletonisten und Kritikern geliebt

(am wenigsten von Georg Hensel), ist Müller mit einem Schlage zum Spitzen-Dramatiker avanciert, und bei »Theater heute« bereitet man seinem »konstruktiven Defaitismus« inzwischen großartige Empfänge.

Eigentlich sollte man gerade diesem Autor den späten Ersatz-Erfolg im Westen von Herzen gönnen, und doch - ich kann mich darüber nicht recht freuen, am wenigsten, glaube ich, der Autor selbst. Denn das Gespenstische, ja, Perverse an der plötzlich einsetzenden Müller-Konjunktur ist, daß hier nicht die politischen und ästhetischen Gipfelpunkte eines dramatischen Werks, sondern die trostlosen Abgesänge, kurzum: die Krise eines Autors vermarktet wird. Und das aus sehr naheliegenden Gründen: Die geschichtsphilosophische Verzweiflung, die in Müllers letzten Stücken so kraß zutage tritt, paßt wunderbar zu jenem modischen Pessimismus und koketten Nihilismus, der seit einigen Jahren das Klima der bundesrepublikanischen Kultur-Szene prägt. Nicht nur die konservativen Skeptiker, auch unsere Kultur-Linke hört man nun als neuen Gewährsmann ihres neoexistentialistischen Ekels an Politik, Geschichte und Aufklärung immer häufiger Heiner Müller zitieren. Denn wo, wie in Müllers letzten Stücken, Geschichte nur noch als universaler Terror – und Unterdrückungszusammenhang dargestellt wird, in dem es keine Möglichkeit des eingreifenden Handelns mehr gibt, da kann sich nur noch Resignation breit machen und selbst der Zuschauer, der sich schon einmal *als* aktiven Opponenten der herrschenden Verhältnisse erfahren hat, kann nur noch reglos im masochistischen Genuß seiner eigenen Ohnmacht gegenüber der Geschichte verharren. Kein Wunder, daß vor allem jene Theater-Intellektuellen, die sich vom einst politisch engagierten Theater wieder zu l'art pour l'art zurückgezogen haben, sich im »höhnischen Untergangs-Lachen« (Ernst Wendt) der Müllerschen »Endspiele« genüßlich wiedererkennen und ihren heimlichen Zynismus nun auch noch ästhetisch *su*blimieren können, indem sie die deutsche Geschichte als immerwährendes grandioses »Schlachtfest« spektakulär in Szene setzen.

Um Müller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß allerdings gesagt werden, daß er sich gegen die ästhetisch-ideologische Vereinnahmung durch die westliche Kultur – Szene mit Händen und Füßen gewehrt hat. Seine neue ästhetische Methode, die der Negativ-Collage und der bewußten Fragmentierung der Geschichte hat er nicht zuletzt als Sabotageakt gegen den bourgeoisen Kunstgenuß und, gegen die Vermarktung entwickelt: »Die Fragmentierung eines Vorgangs betont seinen Prozeßcharakter, hindert das Verschwinden der Produktion im Produkt, die Vermarktung, macht das Abbild zum Versuchsfeld, auf dem Publikum koproduzieren kann ...«

Ich glaube nicht, daß eine Geschichte, die 'Hand und Fuß' hat, (die Fabel im klassischen Sinn) der Wirklichkeit noch beikommt. Müllers neue dramatische Methode, Inhalte und Szenen überraschend - und nicht »appetitlich« nebeneinander zustellen und die »Epochen gleichsam im Zeitraffer zusammenzuschieben«; sein Versuch also, den Historismus zu überwinden und den offiziellen »sozialistischen Realismus« durch Benutzung surrealistischer Formen und neuer Technologien der Bildenden Kunst anzureichern, scheint mir zwar außerordentlich interessant und wichtig zu sein; dennoch glaube ich nicht, daß das »synthetische Fragment«, das »den Zuschauer zwingen soll, Disparates und scheinbar Zusammenhangloses zusammen zu denken«, sich per se schon der Vermarktung verweigert, wenn das disparate Lebensgefühl, das darin sich ausdrückt, sich bruchlos in die derzeitige Markt- und Bewußtseinseinlage einfügt. Müllers Appell an den »koproduzierenden Zuschauer«, der dem extremen Negativismus seiner Bühnenfiguren eine eigene, andere Haltung und positive Geschichtserfahrung entgegensetzen soll, ist auf ein DDR – Publikum gemünzt, das von Haus aus ein bestimmtes Geschichtsbewußtsein mitbringt und das solange mit »positiven Helden« überfüttert worden ist, daß eine wohldosierte Brise des Müllerschen Geschichtspessimismus ihm gar nicht schaden würde. Bei uns im Westen dagegen treffen Müllers Negativ-Collagen auf ein in seinem Lebensgefühl und politischem Bewußtsein angeknackstes, depraviertes Publikum, das der Geschichtsverdrossenheit dieses Autors voll aufläuft. Statt des erhofften Widerspruchs erntet Müller hier bloß eine defaitistische Zustimmung.

Spätestens mit »Leben Gundlings«, jüngst am Schauspielhaus Frankfurt/M. uraufgeführt, hat Müller, wie ich meine, die Position der Aufklärer, auch die einer Aufklärung ex negativo, endgültig verlassen. Ihm geht es nicht mehr um kritisch-materialistische Legenden-Entlarvung: Der überzuckerten Legende vom aufgeklärten Preußen-König Friedrich Il. setzt Müller einfach eine übersäuerte Anti-Legende entgegen. Selbst wenn der flötespielende Voltaire-Freund auf dem Preußen-Thron nur der zynische Intellektuelle gewesen wäre, als den Müller ihn darstellt, so hieße das noch lange nicht, daß der preußische Staat von Anfang bis Ende eine einzige terroristische Gewalt - und Unterdrückungsmaschine gewesen ist. Überwindung des Historismus -gut und schön! Aber, wenn das heißen soll, den historisch-materialistischen Blick auf die Geschichte zugunsten einer monströsen Einäugigkeit und Schwarzmalerei aufzugeben, dann ist damit niemandem gedient. Die »preußische Hypothek«, d.h. die deutsche Befangenheit im obrigkeitsstaatlichen Denken läßt sich nicht abbauen, wenn man aus der Geschichte Preußens all jene liberalen und humanistischen Traditionen herauskürzt, auf die sich ein entmilitaristisches und revolutionär-demokratisches (oder sozialistisches) Bewußtsein heute gerade berufen könnte.

Doch darum geht es Müller offenbar längst nicht mehr. Er benutzt Figuren wie Lessing und Kleist vielmehr als literarisches Transportmittel seines gurkensauren Geschichtspessimismus, ja, letztlich als Pseudonyme seine eigenen Identitäts-Krise. Und warum auch nicht? Nur soll er es dann wenigstens auch zugeben und nicht so tun, als wolle er uns ein realistisches, wenn auch mit grotesken und surrealistischen Mitteln überspitztes Bild des Preußentums geben (was ja legitim wäre). Tatsächlich aber setzt sich der Autor Heiner Müller in der Lessing-Maske nur seinen eigenen Grabstein: »Mein Name ist

Gotthold Ephraim Lessing. Ich bin 47 Jahre alt. Ich habe ein/zwei Dutzend Puppen mit Sägemehl gestopft, das mein Blut war, einen Traum vom Theater in Deutschland geträumt und öffentlich über Dinge nachgedacht, die mich nicht interessierten. Das ist nun vorbei. Gestern habe ich auf meiner Haut einen toten Fleck gesehen, ein Stück Wüste: das Sterben beginnt. Beziehungsweise: es wird schneller. Übrigens bin ich damit einverstanden. Ein Leben ist schwer genug. Ich habe ein neues Zeitalter nach dem anderen herauskommen sehen, aus allen Poren Blut, Kot, Schweiß, triefend jedes. Die Geschichte reitet auf toten Gäulen ins Ziel.«

Folgerichtig bringen sich am Ende von »Leben Gundlings« die beiden berühmtesten Theaterfiguren des Lessingschen Humanismus, Nathan der Weise und Minna von Barnhelm, gegenseitig um. Lessing selbst wird unter einem amerikanischen Autofriedhof begraben. Wie man sieht, hat Müller den rapiden Kulturzerfall im Westen registriert - und wird nun unversehens selbst Teil dieses Zerfalls.

Daß »der Humanismus nur noch als Terrorismus vor (kommt) und der Molotowcocktail das letzte bürgerliche Bildungserlebnis (ist)« - solche ebenso monströsen wie platten Sätze, mit denen sich Müller vom »Lehrstück bis zum nächsten Erdbeben verabschiedet« hat, können nur jenen Intellektuellen hierzulande imponieren, die ihre eigene politische Resignation in Müllers »Totenklage« unendlich vergrößert wiedererkennen. Denn während sie ihrer Geschichtsverzweiflung bestenfalls Blechhütten bauen, baut Müller der seinigen gleich einen Tempel, ein literarisches Mausoleum sozusagen, dessen Bilder jederzeit zitierfähig sind.

Die sich mehrenden Müller-»Fans« übersehen indes, daß nicht nur die Geschichte ihre »unreine Wahrheit« hat (wie Müllerin seinem Stück »Der Horatier« dargestellt hat), sondern auch ihr angeblich so objektiver Chronist Heiner Müller; daß sein früher noch unbestechlicher Blick auf die deutsche Geschichte, der ihren durch Ideologie verschleierten Terror demaskierte, inzwischen getrübt wird durch den heimlichen Terror, der offenkundig in seiner eigenen Seele wütet (wie Edgar Allen Poe einmal ehrlicherweise von sich sagte, wogegen sich Müller ausdrücklich abgrenzt: »Der Terror, von dem ich schreibe, kommt aus Deutschland«.), ja, daß Müller die deutsche Geschichte überhaupt nur noch so weit zu selektieren scheint, als seine eigenen Alpträume sich in ihr materialisieren lassen.

Heiner Müller scheint den Absturz aus den Höhen eines reinen luxemburgistischen Begriffs von Kommunismus in den Sumpf einer stalinistischen Verwirklichung nicht ohne Bruch überstanden zu haben. Es ist ihm mit dem Kommunismus wohl ähnlich ergangen wie jenem »jungen Maurer« (aus »Germania Tod in Berlin«), der sich in ein junges Mädchen verliebt, das er erst für einen Engel hält, das sich dann aber als Hure entpuppt. Es kommt nicht von ungefähr, daß der »junge Maurer« für seine private Enttäuschung gleich die politische Analogie parat hat: »Wenn Dir zum Beispiel einer sagt, Deine/Partei, für die Du Dich geschunden hast/Und hast Dich schinden lassen, seit Du weißt/Wo rechts und links ist, und jetzt sagt Dir einer/Daß sie sich selber nicht mehr ähnlich sieht/Deine Partei, vor lauter Dreck am Stecken/Du gehst die Wände hoch und ohne Aufzug.« (18).

Wem ein Mensch, aus welchen Gründen auch immer, seines Ideals verlustig geht, das ganz wesentlich zu seiner Identität gehörte, dann löst dieser Verlust normalerweise eine tiefe Krise aus; er verfällt in Trauer, wird melancholisch oder sogar depressiv. Das Auffällige an Heiner Müllers Stücken ist nun, daß die Enttäuschung darüber, daß sich sein einst so geliebter kommunistischer »Angelus novus« zuletzt als stalinistische Hure entpuppt hat, wohl zugelassen ist - nicht aber die dazu gehörige Trauer. Es hat vielmehr den Anschein, daß seine enttäuschte Liebe einzig zu Haß umgeschlagen ist - und zwar in einen schier universalen Haß, den er nicht mehr nur an der DDR-Geschichte festmacht, sondern auf die ganze deutsche Geschichte zurückprojiziert. Daß seine Geschichts-Verzweiflung jeglicher Trauer entbehrt, macht sie so kalt, steinern und unveränderbar. Wo »Trauerarbeit« ausbleibt, bleibt es bei einer negativen Fixierung an das alte, zerbrochene Ideal. Hier scheint mir die eigentliche Wurzel für den Müllerschen Geschichtspessimismus zu liegen.

Es scheint bei uns nun mal ausgemacht, daß der öffentlichen Verzweiflung von Künstlern allemal »höhere Motive« zugrundeliegen, als der des Normalmenschen, der sich umbringt, weil seine Frau ihn verlassen oder weil er Konkurs gemacht hat. So hat auch die geschichtsphilosophische Verzweiflung Heiner Müllers, befragt man die ihm wohlgesonnenen Feuilletonisten, Literaten und Theaterleute, über jeden persönlichen Zweifel erhabene, gesamtdeutsche Gründe. Müller leide, so hört man seine Anhänger von Ernst Wendt bis Horst Laube ehrfurchtsvoll raunen, nicht bloß an der stalinistisch-preußischen Doppelerbschaft der DDR, sondern an der »Konkursmasse der deutschen Geschichte« als solcher.

Die höheren, gesamtdeutschen Gründe der Müllerschen Geschichtsverzweiflung in Ehren. Ich meine allerdings, daß diese auch noch andere Quellen hat, nämlich ein ganz spezifisches Lebensgefühl des Autors, das hierzulande nur deshalb als »neues (End) Zeit- bzw. Weltgefühl« mißverstanden werden kann, weil es in wahrhaft monumentalen, an Aischylos und Shakespeare geschulten Sprachformen daherkommt; wovor die vom Kulturzerfall angekränkelten Intellektuellen des Westens natürlich einen Heiden-Respekt haben müssen.

Ernst Wendt bezeichnete kürzlich in einem »Spiegel«-Artikel Müllers Werk, »das von Toten und den Formen ihres Krepierens wimmelt«, als ein »großes Totengemälde«. Das ist allerdings wahr. So verschieden auch immer die geschichtlichen Situationen sind, in denen Müllers Stücke angesiedelt sind, seine Zentral-Figuren bewegen sich eigentlich immer zwischen Leben und Tod oder -wie es in »Der Horatier« heißt - »zwischen Lorbeer und Beil«. Immer stecken sie in schier ausweglosen Situationen, die mit Tod oder Verstümmelung enden. Fast drängt sich der Eindruck auf, als ob sie solche »geschichtlichen Zwangslagen« mit einer geheimen Gier geradezu aufsuchten, um Kopf und Kragen riskieren zu können. Auch Müllers Sprache wird immer dann am poetischsten, wenn seine Figuren mit dem Tod konfrontiert sind. Hier gelingen ihm die grandiosesten Bilder. Wahrscheinlich ist es diese verstohlene Liebe zu »Thanathos«, die Müllers Sprache erst jene schaurig-melancholische Färbung verleiht.

Aus der explosiven Spannung zwischen dem heimlichen Todes- und dem kommunistischen Lebenstrieb ihrer Figuren bezogen Müllers frühere Stücke ihre poetische Kraft. In seinen letzten Stücken ist von dieser Spannung nicht mehr viel übrig geblieben. In »Leben Gundlings« ist den Figuren noch der letzte Rest Hoffnung und Leben ausgetrieben: Hier werden unter den allgegenwärtigen »Sonnen der Folter« nur noch Zwangsjacken verpaßt, Testamente gemacht, Todesurteile vollstreckt und Nekrologe gehalten: auf die Literatur, auf das Theater, auf den Humanismus, auf den Kommunismus, auf die deutsche Geschichte schlechthin. »Die Hamletmaschine«, Müllers letztes Stück, mit dem er sich als Autor vorerst verabschiedet hat, ist eine totale Kriegserklärung nicht nur an die Geschichte, sondern auch den eigenen Ursprung. Es beginnt damit, daß Hamlet, »im Rücken die Ruinen Europas«, den Sarg seines Vaters mit dem Schwert aufstemmt und seinen toten Erzeuger den Trauergästen zum Fraß vorwirft; danach seinen Onkel, dem Mörder seines Vaters, auf den Sarg hilft, wo seine Mutter schon die Beine aufmacht. Das Stück endet mit der totalen Verweigerung und symbolischen Selbstzerstörung des Helden, dessen »Drama nicht mehr stattfindet«, Szenenanweisung: *»(Photographie des Autors)* Ich will nicht mehr essen trinken atmen, eine Frau lieben einen Mann ein Kind ein Tier. Ich will nicht mehr sterben. Ich will nicht mehr töten. *(Zerreißung der Photografie des Autors)* ... Ich ziehe mich zurück in meine Eingeweide. Ich nehme meinen Platz in meiner Scheiße, meinem Blut.« Desgleichen Ophelia, die in der Tiefsee zwischen Fischen, Trümmern, Leichen und Leichenteilen im Rollstuhl sitzt von oben bis unten mit Mullbinden zugeschnürt: »Ich stoße alle Samen aus, den ich empfangen habe. Ich verwandle die Milch meiner Brüste in tödliches Gift. Ich nehme die Welt zurück, die ich geboren habe, zwischen meinen Schenkeln. Ich begrabe sie in meiner Scham. Nieder mit dem Glück der Unterwerfung! Es lebe der Haß, die Verachtung, der Aufstand, der Tod! Wenn sie mit Fleischermessern durch eure Schlafzimmer gehen, werdet ihr die Wahrheit wissen.«

»Es lebe der Tod!« war, wie der Psychoanalytiker Erich Fromm berichtet, auch das Lieblings-Motto des falangistischen Generals Millan Astry, mit dem er die spanischen Nationalisten in den Bürgerkrieg gegen die Republikaner und Kommunisten hetzte. Es mutet schon sonderbar an, daß Müllers Ophelia und ein spanischer Falangisten-General, wenn auch aus anderen Beweggründen, mit der gleichen Zunge sprechen. Oder will Müller seine Ophelia etwa als Faschistin verstanden wissen? »Es lebe der Tod« ist - nach Fromm - die *Zentralformel nekrophiler Charakterstrukturen* (»Die Nekrophilie ... ist die Leidenschaft, das, was lebendig ist in etwas Unlebendiges zu verwandeln ... Es ist die Leidenschaft, lebendige Zusammenhänge zu zerstückeln!«) Ohne dem Autor der »Hamletmaschine« zu nahezutreten und ihm eine Frommsche Charakterschablone überstülpen zu wollen, scheint mir gleichwohl in seinen letzten Stücken eine deutlich *nekrophile* Tendenz hervorzutreten, die nun allerdings kaum noch etwas Poetisches an sich hat, sondern nur noch obszön wirkt. Schon Wolfgang Harich hatte in seiner Polemik gegen Müllers Macbeth-Bearbeitung auf die »viel zu oft wiederholten ... Lieblingsausdrücke wie 'Fleisch', 'Fleischhauen', 'Fleischerhände', 'Fleischerhirn', 'Fleischbank', 'Schlachten', 'Schlachtung', 'Schlächter', 'Loch' und 'Löcher'« hingewiesen. Das »kannibalische Vokabular« (Harich) des Müllerschen Macbeth wirkt jedoch noch geradezu gesittet gegenüber der nekrophilen Bildersprache in »Leben Gundlings« oder der »Hamletmaschine«. Da gibt es eigentlich nur noch Folterer und Gefolterte, Henker und Opfer, Mörder und Selbstmörder.

Daß Müllers neues »Endzeit«-Gefühl jenseits ihres politisch-ideologischen Begründungszusammenhangs nicht zuletzt auch eine subjektive, private Ursachengeschichte hat, das auszuführen, ist hier nicht der Ort. Das Auffällige an seinen letzten Texten, vor allem an den wohl weitgehend autobiographischen Prosa-Texten, ist nämlich, daß die für all seine Figuren so charakteristische Entscheidungsfrage: Leben oder Tod nicht mehr wie noch in den früheren Stücken über die Politik, den Klassenkampf, die »revolutionären Notwendigkeiten« vermittelt werden, sondern den zwischenmenschlichen Beziehungen selbst *immanent* scheinen, vor allem dem Charakter der Geschlechterbeziehung, wie Müller sie sieht. Der mörderische Druck, der auf seinen Figuren lastet, kommt - wie sich bei einer genaueren Analyse z.B. seines 1975 geschriebenen Textes »Todesanzeige« zeigen ließe = offenbar gar nicht von außen; es scheint ein existentieller Innendruck - zu sein, der vom gesellschaftlichen Außendruck nicht direkt abhängig ist. Ja, bei einer eingehenden Betrachtung seines ganzen Werkes ließe sich nachweisen, daß die gespaltene *Doppel-Identität* Mörder/Selbstmörder, wenngleich zumeist rationalisiert und objektiviert über die sogenannte »historische Zwangslage«, *allen* seinen Zentralfiguren anhaftet: dem »Horatier«, der von

seinen römischen Landsleuten als Sieger über den Kuraber geehrt und zu*gleich* als Mörder seiner eigenen Schwester hingerichtet wird; dem Genossen A (in »Mauser«, der solange als Genosse geehrt wird, als er im Auftrag der Revolution tötet, aber als Mörder und »Feind der Revolution« selbst getötet wird, als er sich mit dem Töten identifiziert; dem Traktoristen in »Traktor«, der gleichsam als Sühneleistung, weil er bei der Liquidierung eines russischen Bauern mitgewirkt hat nach Kriegsende ein vermintes, für die landwirtschaftliche Produktion unentbehrliches Brachfeld pflügt und auf eine Mine stoßend seinem eigenen Todesschrei zuhört; und schließlich auch dem Hamlet-Darsteller, der anläßlich eines Volksaufstandes gegen die Regierung »auf beiden Seiten der Front, zwischen den Fronten« steht: »Ich schüttle, von Brechreiz gewürgt, meine Faust gegen mich, der hinter dem Panzerglas steht. Ich sehe, geschüttelt von Furcht und Verachtung, in der andrängenden Menge mich, Schaum vorm Mund, meine Faust gegen mich schütteln. Ich hänge mein uniformiertes Fleisch an den Füßen auf. «

Müllers heimlicher Todestrieb, der bislang mit seinem kommunistischen Lebenstrieb eine so fruchtbare und explosive Mischung eingegangen ist und in dieser Mischung ein dramatisches Werk hervorgetrieben hat, das in seiner poetischen Dichte und politischen Aussagekraft hüben wie drüben einzig dasteht, droht sich nunmehr zu verselbständigen und nur noch nekrologische Fragmente, verzweifelte Abgesänge auf die Geschichte hervorzubringen. Wie diesem Autor aus seiner derzeitigen Krise herauszuhelfen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die jetzt einsetzende Vermarktung dieser Krise hier ihn eher noch tiefer hineintreiben wird. Seine »Hamletmaschine« hat Testamentcharakter. Ihre Aussage ist, daß es eigentlich nicht mehr zu leben lohnt. Wenn aber dafür einer noch öffentlich Beifall bekommt, so ist dies überhaupt der Gipfel kultureller Perversion. Gleichwohl möchte ich diesen Versuch als *Plädoyer* für diesen Autor verstanden wissen, für den es zur Zeit kein schlimmeres Gift geben kann als den Beifall von den *falschen Leuten* aus den *falschen Gründen.*

Literatur-Konkret 1979, S. 37

Walter Boehlich

Identifikation

Eine Biografie gibt oft ein erstaunlich gutes Bild von dem Biografen: Hier Gerhard Zwerenz (Tucholsky) und Barthold C. Witte (Niebuhr)

MAN WEISS, wie unsicher die Deutung von Zusammenstößen zwischen Köpfen und Büchern ist, und zwar nicht nur, wenn die Köpfe Laien oder Dilettanten gehören. Kritiker wissen das oder sollten es wenigstens wissen. Wenn sie nicht ganz verkommen sind, werden sie sich bei ihrer Beschäftigung kaum je sonderlich wohlfühlen. In welcher Stimmung lesen sie ein Buch, welche Urteile oder Vorurteile verbinden sie mit seinem Autor und seinem Gegenstand, welche Möglichkeiten, subjektive Eindrücke zu objektivieren, stehen ihnen zur Verfügung? Können sie anders, als auch von sich selbst sprechen, indem sie vorgeben, über einen anderen zu sprechen? Und geben sie das zu? Dürften sie es zugeben, ohne ihr Renommee aufs Spiel zu setzen? Sollten sie zugeben, daß ein Buch sich für sie selbst verändert, wenn sie es nicht nur zu ihrer eigenen Unterrichtung lesen, sondern es besprechen wollen?

Die Tucholsky-Biographie von Gerhard Zwerenz habe ich absichtsvoll gelesen, aber ich habe sie immer wieder beiseite gelegt und absichtslos die Niebuhr-Biographie von Barthold C. Witte gelesen, von der Pflicht mich bei der Muße erholend, von einem Gegenstande des öffentlichen Interesses auf einen Gegenstand privater Neigung mich zurückziehend. Je öfter ich zwischen den beiden Autoren, die so wenig miteinander zu tun haben wie die beiden Männer, deren Leben sie beschrieben, gewechselt habe, desto klarer, glaubte ich, wurde mir, was ich von dem einen wie von dem andern zu halten hätte, und warum.

Ginge es nur um die Frage, wie das Buch von Zwerenz verglichen mit seinen Vorgängern zu beurteilen wäre, die Entscheidung fiele leicht. Zwerenz hat die vernünftigeren Beobachtungen gemacht, mehr Material zur Verfügung gehabt, eigensinniger seinem Mißtrauen gegen Überliefertes nachgegeben. Er hat Tucholsky weder geschulmeistert noch in Weihrauch gehüllt, ihn möglichst unbequem gelassen. Er hat versucht, ihn ernst zu nehmen, und zwar ganz offensichtlich, weil er sich selbst ziemlich ernst nimmt, aber er hat gleichzeitig sich so sehr ins Spiel gebracht, seine Fixierung auf den Abgeschilderten so wenig unterdrückt, daß die beabsichtigte Biographie immer wieder den Charakter einer vielleicht nicht beabsichtigten Autobiographie annimmt. Die erste Reaktion darauf kann nur sein: das gehört sich nicht. Zwerenz kümmert sich aber den Teufel darum, was sich gehört und was sich nicht gehört; vermutlich will er gar nichts kaschieren. Das ist mein Mann, und der ist meine ganz persönliche Angelegenheit und über den schreibe ich, wie mir der Schnabel gewachsen ist, ohne Rücksichten auf die Zunft, auf Spielregeln, auf Verluste - so etwa kommt mir das vor.

Kann ich das akzeptieren? Soll ich es ablehnen, weil ich es anders gewohnt bin? Ich rette mich zu Witte, der so schreibt, wie ich es gewohnt bin. Rette ich mich damit gleichzeitig von Tucholsky zu Niebuhr, aus der Gegenwart in die Vergangenheit? Wäre das eine Rettung? Wie ist es mit mir selbst? Ist mein Mann etwa Niebuhr? Nicht Tucholsky? Keineswegs. Von Tucholskys Blick auf die Weimarer Republik trennt mich weniger als von Niebuhrs Blick auf die preußische Reformzeit. Ich glaube nicht wie dieser und jener, daß Tucholsky auch nur ein Tüttelchen zur Zerstörung der Weimarer Republik beigetragen hat, aber ich meine mit Humboldt (natürlich Alexander, nicht etwa Wilhelm), was dieser von Niebuhr gesagt hat: »Niebuhr ist nicht zum Zusammenhang einer freien Weltansicht gekommen; der Begriff der allgemeinen menschlichen Freiheit ist ihm nicht aufgegangen. Er hat den Freiheitsdrang der Menschen in der Geschichte nicht verstanden. Frei, freisinnig ist er nur als Römer, als Tribun - sowie er auf das neuere gegenwärtige Leben kommt, hört sein Verständnis auf.«

Witte hat keine neuen Funde gemacht. Das Material, dessen er sich bedient, ist bekannt, mit Überraschungen also ist nicht zu rechnen. Überzeugen kann er nur durch Interpretation von Vertrautem, und da kommt ihm zugute, daß die letzte Niebuhr-Biographie 1886 erschienen ist und sich mehr durch Stoffsammlung als durch Deutung ausgezeichnet hat. Warum fesselt mich mehr, was Witte erzählt, als was Zwerenz erzählt? Ist es das Personal? Bin ich abhängig vom Glanz großer Namen? Halte ich Stein und Hardenberg, Gneisenau und Schamhorst, Böckh und Savigny, die Brüder Humboldt für anregender als Hindenburg und Hitler, Ludendorff und Seeckt, Ossietzky und Jacobsohn, die Brüder Mann? So einfach ist es wohl nicht. Es liegt ja auch keineswegs notwendigerweise mehr Spannung in Niebuhrs Finanzplänen oder seinen Verhandlungen mit dem Vatikan als in Tucholskys Justizkritik oder Literaturkritik. Was dann?

Beide, Zwerenz und Witte, wollen eine Geschichte erzählen. Der eine gliedert die seine in die Kapitel: Sprechen, Schreiben, Schweigen; der andere in: Aufstieg, Erfolg und Scheitern, Tätige Resignation. Eine Wirkungsgeschichte schließen beide an. Das sieht nach parallelen Lebensläufen aus, und wirklich beginnt sich dies und das aufeinander zu reimen, so groß die Unterschiede auch sein mögen. Der wichtigste ist trotz gemeinsamer politischer Resignation das Ende.

Tucholsky ist an der Gegenrevolution zugrundegegangen, Niebuhr an der Revolution, der eine 1935, der andere 1831. Niebuhrs lebenslanger Alptraum ist die Revolution gewesen; er hat, wie die Liberalen noch allemal an die Möglichkeit von Reformen geglaubt und gehofft, daß verständig und selbstverständlich von oben dekretierte Reformen einerseits möglich und andererseits, wenn ermöglicht, Revolutionen verhindern könnten. Daß die herrschende Klasse solche Reformen unter keinen Umständen hinnehmen wollte, hat ihn zerstört, ohne ihn zu befähigen, sich dem revolutionären Lager anzuschließen. Tucholsky wiederum sah zu wenig Revolution und litt unter dem Alptraum der Gegenrevolution. Was ihm vorschwebte, war mit Reformen nicht zu erreichen, und Macht, die Macht zu haben, konnte er sich nur gemeinsam mit den kommunistischen Arbeitern vorstellen. Die notwendigen Veränderungen mußte von der Basis her erzwungen werden.

Hätte Niebuhrs Reformtraum reale Chancen gehabt, wäre Preußen ein Verfassungsstaat geworden, dann hätte Niebuhr so wenig in Resignation wie Tucholsky hundert Jahre später in Schweigen zu verfallen brauchen. Oder andersherum: weil die liberale Bourgeoisie 1806 und 1848 und 1871 sich jeweils für die falsche Option entschieden hat, sind die fortschrittlicheren Mitglieder ihrer Klasse 1933 Opfer der Diktatur geworden.

Soweit sie als politische Wesen gewirkt haben, sind ihre Lebensgeschichten voller Spannung, aber die Politik ist nicht das ganze Leben, war auch nicht ihr ganzes Leben. Von Niebuhr wissen wir erstaunlich viel, von Tucholsky auch nach Zwerenz erstaunlich wenig. Kindheit, Schulzeit, Studium, Krieg -bei Tucholsky sind das leere Stellen, achtundzwanzig stumme Jahre, unerforscht und teilweise womöglich sogar unerforschbar -da ist von einer Biographie kaum zu reden. Viel mehr als Spekulationen über die ungute Rolle der Mutter springt nicht heraus. Grund genug, zu Niebuhr zurückzukehren. Da sieht alles anders aus: der Vater ein weltberühmter Reisender, vom Schrie liebevoll geschildert, Erzieher, Lehrer, Professoren, der Bildungsgang, die kameralistischen Anfänge in Dänemark, die Reise nach England aufs beste belegt, die ganze Lebensgeschichte in Briefen und Zeugnissen bald nach seinem Tode in drei schönen Bänden bekanntgegeben von der Freundin Dore Hensler. Da freilich liegen ein Rätsel und eine Crux. Das Rätsel ist das Verhältnis zur Freundin. Sie ganz offensichtlich hat er seit seiner Studienzeit geliebt, aus ihrer Hand erst ihre Schwester, nach deren Tode ihre Nichte zur Frau empfangen. So neugierig Zwerenz die Galerie von Tucholskys Lieben mustert, so uninteressiert nimmt Witte hin, was das war. Die Briefe, soweit erhalten, verraten trotzdem einiges. Daß sie nicht alle und daß sie nicht vollständig erhalten sind, ist die Crux. Dore Hensler hat Niebuhr und seine Frauen überlebt, sie hat den Nachlaß geerbt und nach eigenem Ermessen daraus mitgeteilt, was ihre persönlichen Empfindlichkeiten nicht verletzte. Daß Niebuhr wenigstens zweimal um sie geworben hat und abgewiesen worden ist, kann man nur erraten. Auch sonst hat sie ihn aufgeschönt, ihn reaktionärer erscheinen lassen, als er war.

Es scheint so gut wie immer eine Dore Hensler zu geben. Im schlimmsten Falle heißt sie Therese Huber oder Elisabeth Förster - sie kann auch Mary Gerold heißen. Mit ihr hat sich Zwerenz geplagt und wenigstens in diesem Falle erstaunliche Fassung und Zurückhaltung gezeigt. Tucholsky ist durch Erblassung sozusagen ihr Eigentum geworden. Für sein Werk, die Hauptsache, hat sie viel getan, für die Aufhellung der Biographie wenig. Was sie kann, tut sie, um vergessen zu machen, daß es andere Frauen neben ihr gab, und zwar viele. Gäbe es nicht Biographien, brauchten uns Frauengeschichten nicht zu kümmern. Wir könnten uns an das halten, was für uns bestimmt ist, Niebuhrs 'Römische Geschichte', seine Vorlesungen, seine kritischen und politischen Schriften, Tucholskys zahllose Kleinwerke.

Zwerenz aber interessiert sich für Frauengeschichten und ist erbittert über verwischte Spuren und bewußtes Verschweigen. In einem Falle ist er selber der Sache nachgegangen und nach Schweden zu Gertrude Meyer gefahren. Er hat dort Funde gemacht, die seiner Meinung nach andere früher hätten machen sollen, und nicht nur dort. Frau Gerold schont er, andere nicht. Sein Buch ist durchzogen von Polemik gegen seine Vorgänger. Er stellt nicht einfach dar, was er für richtig und erwiesen gehalten hat, sondern setzt sich an Ort und Stelle mit seinen nicht immer zuverlässigen und glaubwürdigen Vorgängern auseinander. Auch das ist ungewöhnlich und dem Gange der Darstellung eher schädlich. Ein Grund mehr, zu Witte zurückzukehren. Auch Witte hat ein emotionales Verhältnis zu seinem Helden, dessen Ururenkel er ist. Nur, er hat sein Handwerk gelernt, gründlich und sorgfältig, er weiß, wie man Quellen behandelt und was man tunlich in die Anmerkungen steckt. Er schreibt beteiligt, aber verhalten. Natürlich reagiert er - ganz wie Zwerenz - von einem gegenwärtigen Standpunkt auf Niebuhr, gewiß ist er nicht dessen Irrtum verfallen, man könne sich zum Zeitgenossen dessen machen, den man abschildert. Sein Buch ist auch eines über die Reformpolitik der Kleinen Koalition, kein ganz unkritisches, aber es ist doch kein so extrem auf die eigene Lage bezogenes wie das von Zwerenz.

Soll man Zwerenz das ankreiden? Er hat sich seinen Gegenstand gesucht, seine eigenen politischen Kümmernisse bei Tucholsky wiederentdeckt, und so geht er mit Tucholsky und seinen Lesern um, wie er mit seinen politischen Freunden und Gegnern umgeht. Ich glaube schon, daß er sich lange mit Tucholsky beschäftigt hat, aber ich glaube auch, daß er sein Buch schnell, sehr schnell geschrieben hat. Er hat es nicht gut geschrieben, aber ich könnte mir denken, daß seine direkte, unvermittelte Schreibweise manchen, die Tucholsky erst kennenlernen möchten, weniger peinlich ist. Wittes

Ausgewogenheit trifft einen Autor, der zwar keineswegs vergessen, aber ganz und gar nicht präsent ist. Seine Werke sind nicht lieferbar. Tucholsky dagegen hat jetzt, endlich, Erfolg. Den Leuten nahezubringen, was ihnen nahesein könnte, kann man sich anderer Mittel bedienen als der sie anwendet, der einer Handvoll Liebhabern des Altertums Kenntnis von Vergangenem geben möchte.

Mich hat oft geärgert, wie Zwerenz schreibt. Mich hat die endlose Auseinandersetzung mit der DDR-Ausgabe geärgert, weil ich ihren Nutzen nicht einsehen kann. Es hat mich geärgert, daß in dieser Biographie die langen Jahre in Paris und die langen Jahre in Schweden vollkommen unanschaulich bleiben. Aber am meisten hat mich die Sprache geärgert. Wittes Sprache, die viel weniger eigenen Charakter hat, hat mich nicht geärgert; sie scheint besser zu Niebuhr zu passen, als die Sprache von Zwerenz zu Tucholsky. Das sagt sich leicht. Niebuhr ist kein großer Stilist gewesen. Beinahe nur, wenn er 'Garsten Niebuhrs Leben' schildert, gibt er seinen Alltagston auf und zeigt, daß er seinen Leser bewegen kann. Tucholsky dagegen entfaltet Seite für Seite ein Brillantfeuerwerk von Einfällen und Formulierungen, was ihn als großen Schriftsteller ausweist - will sagen, neben Niebuhr kann man sich behaupten, neben Tucholsky nicht. Das ist nicht die Schuld von Zwerenz.

Zwerenz nennt sein Buch 'Biographie eines guten Deutschen' und drückt damit aus, daß Tucholsky nicht gewesen ist wie die Mehrheit der 'schlechten' Deutschen. Er ist für ihn der Deutsche, wie er ihn sich wohl wünscht, einer, in dem er sich erkennen möchte, der eine andere Republik gewollt und sie nicht bekommen hat. War Niebuhr dann ein 'guter Preuße', der sich ein anderes Preußen gewünscht und es ebenfalls nicht bekommen hat? Ich weiß das nicht, aber ich glaube zu wissen, daß die Niebuhrs und die Tucholskys im Reiche der 'verfolgenden Unschuld` nur scheitern können. Das vor allem macht die Beschäftigung mit ihnen so traurig.

Gerhard Zwerenz, Kurt Tucholsky. Biographie eines guten Deutschen. C. Bertelsmann Verlag. 335 Seiten, 34,- DM.
Barthold C. Witte. Der preußische Tacitus. Aufstieg, Ruhm und Ende des Historikers Barthold Georg Niebuhr. Droste Verlag. 223 Seiten, 39,-- DM.

Literatur-Konkret 1979, S. 39

Walter Boehlich

Ein unordentliches, schlampiges, unzuverlässiges Buch

Ein Geschichts-Taschenbuch will zeigen daß alle auf Hitler »hereingefallen« sind

ALS TASCHENBUCH kommt jetzt wieder eine Dokumentation ans Tageslicht, die schon bei ihrem ersten Erscheinen, vor zehn Jahren, muffig wirkte. Die Tendenzwende machts möglich, Hitler, wenigstens das Thema Hitler, hat sein Publikum. Die Mittäter und die Mitläufer sterben aus; die, die von nichts gewußt haben, und die, die von nichts gewußt haben können, sollen endlich etwas erfahren. Im Regelfall: damit 'so was' nie wieder passiert. Das lenkt so schön davon ab, daß etwas ganz anderes passieren wird. Die erste deutsche Republik ist gescheitert, weil die Mehrheit sie gar nicht wollte, die zweite steht wie ein rocher de bronce, weil die Mehrheit sie will, unter der Mehrheit erstaunlicherweise vor allem auch die, die jetzt aussterben, die, wenn man ihren Worten und Taten von damals mehr Glauben schenkt als ihren Worten von heute, unter Hitler gar nicht so unglücklich gewesen sein können. Sie sind, von Ausnahmen abgesehen, auch heute nicht unglücklich, denn sie haben ebenso große, wenn nicht größere Chancen als die, die unter Hitler erwiesenermaßen unglücklich waren.

Ihr Glücksgefühl wird nur durch ein paar Krakeeler und Radaubrüder gestört, die ihnen taktlos vorhalten, daß sie Opportunisten gewesen und wohl auch geblieben seien. Gewiß ist der Marktwert ihrer 'Jugendsünden' nicht sonderlich hoch, aber schöner noch wäre es gewiß, wenn sie endgültig als entschuldigt sich erweisen könnten, als allenfalls ein wenig irregeleitet. Dazu müßte nur der Nachweis geführt werden, daß sie böswillig getäuscht worden seien, daß sie auch unter Anspannung aller ihrer intellektuellen Fähigkeiten gar nicht hätten erkennen können, für wen und was sie einmal optiert haben. Diesen Nachweis versucht Philipp W. Fabry in seinen 'Mutmaßungen über Hitler' zu führen. Zweieinhalbhundert Seiten genügen ihm, um ein für alle Mal klarzumachen, daß niemand, im Ausland wie im Inland, habe er nun ganz rechts oder ganz links oder ganz in der Mitte gestanden, solange es noch nicht zu spät war, auch nur geahnt hat, was da mit Hitler und seinen Nationalsozialisten sich in Marsch gesetzt hatte. Mit andern Worten: sie sind alle auf ihn hereingefallen, haben mit manchem gerechnet, nur nicht mit dem, was dann kam. Und als es gekommen war, haben sie die Hände in den Schoß gelegt, soweit sie ihnen nicht gefesselt wurden. Die Parteien, die Gewerkschaften, die Kirchen, das Militär, sie haben mit sich geschehen lassen, was ihnen zugedacht war, und zu viele von ihnen haben zu lange der eigenen Entmachtung sogar zugestimmt.

So weit, so schlecht. Weil es ihnen plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen wäre? Oder weil sie vorher schon etwas wußten? Es soll Leute gegeben haben, die wußten, daß der Nationalsozialismus mindestens das bürgerliche Ende der Juden bedeutete; es soll vor allem Leute gegeben haben, die wußten, daß Hitler Diktatur bedeutete -und nicht erst seit dem 30. Januar 1933. Es hat aber, und das kann Fabry nicht widerlegt werden, kaum Leute gegeben, die genau wußten, was für entsetzliche tausend Jahre das für die Opfer werden würden, nicht einmal unter den Opfern selbst. Das wollte oder konnte sich niemand vorstellen, mangels Erfahrung. Auch aus Hoffnung. Hitler selbst hat das Seine für diese Unsicherheit getan. Er hat zwar jederzeit hinreichend deutlich geschrieben und geredet und gehandelt, so deutlich, daß es keine Zweifel hätte geben dürfen, aber den Zweifel auch immer wieder mit hervorragendem Geschick genährt, durch einen simplen Trick; er hat, wenn es ihm nützlich war, getan, als hätte er Kreide gefressen. Da klangen seine Worte wie Sirenengesang, und sein Glück und unser Unglück war, daß sich unter seinen Gegnern kein Odysseus befand, der sich am Mastbaum festgebunden hätte.

Fabry häuft die Zeugnisse derer, die kein Wachs in den Ohren hatten, wie Kunststoffperlen auf einer Nylonschnur, er belegt die Unfähigkeit von Hitlers Zeitgenossen, das Programm der NSDAP, Hitlers 'Kampf', die Taten der braunen Horden ernst zu nehmen, insistiert darauf, daß sowieso kaum jemand dieses Programm kannte, kaum jemand den 'Kampf' gelesen hatte. Er ist quellengläubig, so quellengläubig, daß für ihn nicht in der Welt sein kann, was nicht in den Akten ist. Die Wirklichkeit von Weimar bestand aber nicht aus dem allein, was Intellektuelle zu Papier gebracht hatten.

Genauso schwer wiegt, daß Fabry, was in den Akten ist, nur sehr willkürlich für seine Darstellung genutzt hat. Wo ihm andere vorgearbeitet hatten, hat er deren Zitate verwertet, sich aber sonst mit Zufallsfunden begnügt. Weder die Memoirenliteratur noch die Parteiengeschichten hat er systematisch durchforscht, aus den Zeitungen und Zeitschriften meist nur herangezogen, was andere schon ausgewertet hatten - oder wie im Falle der englischen Presse nicht einmal das. Immer wartet er auf den einen, der gesagt hätte: Hitler wird die Juden ermorden lassen, und da er den nicht findet, polemisiert er mit den Kenntnissen des Überlebenden gegen die, die noch nicht genug erlebt hatten. So gehen auch die halben Wahrheiten der Hitler-Gegner unter, weil Fabry auf die ganze Wahrheit aus ist. Zurückbleibt für den gläubigen Leser das Fazit, die reale Gefahr der 'Bewegung' habe niemand erkannt und daher auch niemand erkennen können. Da macht sich, wie gesagt, der Muff bemerkbar.

Die 'Mutmaßungen über Hitler' sind ein vollkommen theorieloses Buch und ein unordentliches, schlampiges, unzuverlässiges dazu. Sie sind hervorgegangen aus Rundfunksendungen, und wie in einem Dutzend-Feature wechseln ununterbrochen, unter ständigen Wiederholungen, Zitat und Kommentar einander ab. Leben tut das Buch allenfalls von den Zitaten, die Kommentare verdienen den Namen nicht. Nur der Reaktion kann es dienlich sein, sie wird durch die Hintertür gerechtfertigt, der Antifaschismus aber, als wäre er nur verbal gewesen, vor allem in seiner kommunistischen Variante durch die Vordertür gehänselt. Selbst wenn kein Mensch geahnt hätte und hätte ahnen können, daß das Deutsche Reich sich in eine Mördergrube verwandeln würde, so kann die Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich doch nicht bloß auf dem Rücken des gewiß oft hilflosen Antifaschismus erfolgen, und schon gar nicht in der Form eines Schattenboxens zwischen ein paar Einzelnen und dem einen Einzelnen Adolf Hitler.

Eins allerdings; und wohl nur das, könnte man aus Fabrys Dokumenten lernen, daß es nämlich tödlich ausgehen kann, wenn eine Mehrheit einem beflissenen Kreidefresser Glauben schenkt. Die Bereitschaft dazu ist noch immer groß.

Philipp W. Fabry, Mutmaßungen über Hitler. Urteile von Zeitgenossen. Athenäum/Droste Taschenbücher Geschichte. 1979, 265 Seiten, 16,80 DM.

Literatur-Konkret 1979, S. 40

Claudia Wolff

Säuberungsbuchkunst

Einst bei Hitler, jetzt bei Springer: Albert Speer stattet aus. Bemerkungen zur jüngsten Neu-Inszenierung

DENKWÜRDIGES drohte aus dem Volksgedächtnis zu fallen, wie der einschlägigen Pressemitteilung des Propyläen-Verlags zu entnehmen ist, nämlich das »urbanistische und architektonische Wirken« von Albert Speer. Befangen in anderen zeitgeschichtlichen Vordringlichkeiten, vermeintlichen Vordringlichkeiten, hatten wir tatsächlich übersehen, daß Albert Speers »eigentliches berufliches Wirken, sein Auftrag und seine Leistung als Generalbauinspekteur des Dritten Reiches, weitgehend in Vergessenheit geraten« war, der Umstand übrigens auch, daß er ein »urbanistischer Lehrherr« gewesen ist - da bahnte sich eine menschliche und architekturhistorische Tragödie an.

Zur Abwendung solcher Tragödien indessen haben wir den Propyläen-Verlag im Hause Ullstein-Springer. Nicht lang, nachdem dieses Haus uns, bewältigungspolitisch, mit Hellmut Diwalds »Geschichte der Deutschen« weitergeholfen hat, schenkt es uns nun ein neues, repräsentives Stück Verschönerungs-Literatur, einen Prachtband von schamlos herrlicher Inszenierung, weißes Leinen, vorzügliches Kunstdruckpapier, Großformat 25 Zentimeter mal 32,5: »Albert Speer - Architektur«. Ein Titel, der in seiner Schlichtheit, in seiner lakonischen Verachtung der historischen Präzisierung schon ins Überzeitliche weist; nicht etwa »Albert Speers Repräsentationsbauten für Hitler«, oder: »Die Repräsentation des Nazi-Regimes in den Bauten und Entwürfen von Speer« oder was dergleichen Genauigkeiten mehr wären, das doch nicht.

Es handelt sich vielmehr, wie man der kleingedruckten Unterzeile auf dem inneren Titelblatt schließlich entnehmen darf, ganz einfach um »Arbeiten 1933 bis 1942«. Hätte man sich zu dieser Beschränkung nicht entschlossen, hätte man auch Speers »Arbeiten« 1942 bis 45 zu ihrem Recht gebracht, dann wäre der Titel wohl noch bedeutender und repräsentativer ausgefallen: »Albert Speer - Das Werk«. Aber solcher Bezug aufs Gesamt-Werk würde eine disharmonische Fleischlichkeit in die steinern-schöne Inszenierung gebracht haben: Der monumentalen Klassizität der Entwürfe fürs Neue Berlin wären dann womöglich Fotos von zwangsrekrutierten Rüstungsarbeitern in den besetzten Gebieten des Ostens gefolgt, oder gar Fotos von auseinandergefetzten Leichenteilen, deren dekorative Anordnung sich der Effizienz der vom Waffen-Minister Speer so talentiert organisierten Rüstungsproduktion verdankte - was hätte das denn mit Kunst zu tun.

Also nicht: »Albert Speer- Das Werk«, sondern: »Albert Speer - Architektur«, also raus aus dem Dreck der Geschichte und ab in die Kunst-Geschichte, wo auch andere große Bauherren wohnen, die Pharaonen und die Griechen und die Römer und die Barockfürsten - so weit ist das inzwischen, und so auch kriegen wir das gezeigt, zum Beispiel die für Hitler gebaute Neue Reichskanzlei; wir durchschreiten sie Raum für Raum, und keine Kostbarkeit entgeht uns, ich zitiere Bildunterschrift:

»Vom runden Saal aus betrat man die Galerie. Sie hatte bei einer Höhe von 9,5 und einer Breite von 12 Metern eine Länge von 146 Metern. Hinter der mittleren Tür der Nordseite lag Hitlers Arbeitszimmer. Hitler schätzte die Galerie besonders, da sie mehr als doppelt so lang wie die berühmte Spiegel-Galerie des Schlosses von Versailles war.« Umblättern, nächstes Bild: »Die Südseite der Galerie war von 19 hohen, marmorverkleideten Fensteröffnungen durchbrochen. Das durch die 1,2 Meter tiefen Leibungen gedämpft einfallende Licht erzeugte jene angenehme Wirkung, wie sie Säulen und Schlössern der Renaissance zu eigen ist« und wie sie, die angenehme Wirkung, zunehmend den Betrachter all dieser Herrlichkeit ergreift, zumal er dem Hitler und dessen leitenden Herren in dieser Inszenierung des reinen architektonischen Gedankens optisch niemals begegnen muß, zumal der abwesende Hitler in der Parade der kostbaren Materialien seines Ambientes systematisch aufgeedelt wird - daß er vor dunkelrotem Marmor die sogenannte »Endlösung« bedacht hat, solcher Gedanke rückt, wenn man sich diesen Bildern hingibt, in unendliche Fernen: »Die Wandverkleidung im Arbeitszimmer Hitlers bestand aus dunkelrotem Limbacher Marmor und eingetieften Feldern von Palisander und Rosenholz, aus Palisander war auch die Kassettendecke gefertigt. Die gepolsterten Sitzmöbel waren mit hellblauem und ockerfarben-gelblichem Brokat bezogen« und der eigentliche Kummer ist, daß man dies in Farbe nicht sehen kann, sondern bloß schwarz-weiß.

Das Haus Propyläen-Ullstein-Springer natürlich verherrlicht nicht - es stellt nur die Propagandafotographie des Hauses Speer aus und macht, indem es sie so ausstellt, Propaganda für eine Seh-Weise, welche diese Architektur von ihrem historischen Gebrauch und Verbrauch abspaltet: alles ganz clean, rein Stein, rein Licht. Und mal ehrlich, der Nürnberger Lichtdom aus Flakscheinwerfern - das war doch was.

Mit einer sozusagen wortimmanenten Ehrfurcht tun die Bildtexte des edlen Materials Erwähnung, das für den Führer gerade gut genug war, so auch des hellroten Granits, den Speer vorgesehen hatte für die Säulen und Architrave am Hauptgeschoß des Reichsmarschallamtes; hier gilt's der Kunst, und deshalb erübrigt es sich, auf der gegenüberliegenden

Buchseite, dem architektonischen Gedanken des Reichsmarschallamtes quasi korrespondierend, die KZ-Häftlinge abzubilden, die für die urbanistische Neugestaltung Berlins im Einsatz waren. Zum Beispiel hätte man, wenn's hier nicht zufällig der Kunst gälte, die Häftlinge von Struthof-Natzweiler zeigen können, welches Lager seinen Standort ja eben dem nahen Vorkommen von rotem Granit verdankte, dessen Speer für Säulen und Architrave dringend bedurfte. Aber da wäre, mit Natzweiler, wirklich und fleischlich Geschichte ins schöne Buch gekommen, wo sie nicht hingehört. Das dortige KZ rechnete zwar zu Speers Gesamtwerk, nicht aber zu seiner Architektur. Ein feiner Unterschied, dem sich das Haus Propyläen-Ullstein-Springer, wie gesagt, verpflichtet weiß.

Nachdem die optische Inszenierung auf mehr als hundert Kunstdruckseiten ungestört, fleischlos abgelaufen ist, kriegen am Ende natürlich noch drei Wissenschaftler einen Auftritt und dürfen ihr »Kritisches« hintendran sagen: utopische Selbstüberhebung und Übertrumpfungstendenzen und destruktive Triebe und Einschüchterungsarchitektur und staatskultische Reglementierung der Massen und Architektur als Herrschaftsinstrument und Speer und Schinkel und Speer und der preußische Klassizismus und Speer und der europäische Klassizismus der Zwanzigerjahre und. Das lassen die mit sich machen, das machen die mit sich: reden als kritisches Alibi, der schamlos-schönen Präsentation hinterher, als wüßten sie nicht, als wüßten grad sie nicht, daß die optische Mitteilung die verbale längst überholt und dementiert hat, bevor die noch anhebt. Hier wird von der Architektur des Speer ein Bild verkauft, auf dem alles Blut abgewaschen ist, von dem sie trieft. Säuberungsbuchkunst für eine Kundschaft, deren sich das Haus Propyläen-Ullstein-Springer sicher weiß -noch und wieder.

Albert Speer - »Architektur«. Arbeiten 1933-1942. Mit einem Vorwort von Albert Speer und Beiträgen von Koch, Arndt und Larsson. 190 Seiten, 188 Abbildungen, Leinen DM 78. - Propyläen-Verlag. (Ullstein)

Literatur-Konkret 1979, S. 42

Tommaso di Ciaula

Der Farbrikaffe und die Bäume

Leseproben aus dem Wagenbach-Taschenbuch 51

Ich arbeite nun schon an die 14 Jahre hier, mit dem Emblem CATENA-SUD auf Hose, Hemd, Jacke, überall CATENA-SUD. Da hatte es mein Großvater besser, als Bauer mit geflicktem Hosenboden, ein Flicken über dem anderen, aber ohne Aufschrift.

***

Fragst du, wem dieser Bauernhof gehört, gibt man dir zur Antwort, dem Schwager in Amerika, und der andere dort drüben gehört dem Bruder, ebenfalls in Amerika, und das Stück Land hier, auch das gehört dem Vetter in Amerika. Gehst du in die andere Richtung und fragst mal eben nach, so gehören wiederum die besten Grundstücke den Verwandten in Amerika. Wenn sie ihn wenigstens genießen würden, ihren Besitz! Aber nein, in diesen Häusern auf diesen Grundstücken kriechen die Schlangen, tanzen die Gespenster, schreien Frosch und Uhu, während die Besitzer in New York rumfurzen oder in Toronto rumwichsen.

***

Ich habe gesehen, wie ein alter Arbeiter aus Gravina di Puglia, der als ungehobelter Bursche gilt, weil er fünfzehn Jahre vorher noch Bauer und Schafhirte war, aus Ulmen- und Olivenzweigen einen großen Korb flocht. Ich war ganz verdutzt: von wegen grob und ungeschlacht, das war ein Gott! Ich bin zu ihm hingegangen und habe wie gebannt auf seine Hände geschaut, die die eines Meisters geworden waren und flink und bebend den Korb vor meinen Augen entstehen ließen. Ich kehrte erst an den Arbeitsplatz zurück, nachdem ich ihm das Versprechen abgenommen hatte, daß er mir diese Kunst beibringt. So wird der letzte Mann der Fabrik zum ersten, zum poetischsten, zum fähigsten. Den würd ich liebend gern den Posten des Fabrikdirektors geben. Wenn ich Handwerk von diesem Niveau sehe, fühle ich mich ganz überflüssig, weil ich das nicht kann, ich glaube dann immer, Jahre unnütz vertan zu haben und fühle mich ganz verloren: ich werde ja immer älter, und zum Lernen ist es zu spät.

***

Wenn du diesen Flachsköpfen das erzählst, wenn du die Realität in der Fabrik mit einer politischen oder kulturellen Tatsache in Zusammenhang bringst, heulen sie gleich auf, daß sich sowas nicht gehört, daß auf dem Arbeitsplatz nicht politisiert wird. Meine Fresse, schrei ich da, wenn ich auf dem Arbeitsplatz nicht politisieren soll, wo sonst.

***

Ich kaufe eine Zeitung, lese ein bißchen quer, überall schlimme Nachrichten: das Gangstertum breitet sich aus. Für eine Lappalie bringen sich die Leute gegenseitig um, schneiden einander die Kehle durch, quälen sich bis aufs Blut. Die Stimme wird laut nach einer starken Regierung, klar, eine starke Regierung wär schon eine feine Sache, aber gerecht müßte sie auch sein. In Italien bedeutet eine starke Regierung immer, daß die armen Leute, die Arbeiter, erdrückt und die Kapitalisten begünstigt werden: das ist das einzige starke Regierungssystem, das man hier kennt.

***

Ich werfe einen Blick in die Zeitungen: Pirelli entläßt 1380 Arbeiter, Innocenti von Lambrate will überhaupt nicht schließen, andere große Fabriken schwanken zwischen Konkurs und Massenentlassungen. Es ist wie eine Epidemie. Auf der ganzen Halbinsel spielen die Unternehmer Katz und Maus, einer macht zu, der andere macht auf, der nächste macht halb auf, und wieder einer macht halb zu, einer taucht unter, der andere taucht auf. Inzwischen zeigt sich der Winter von seiner harten Seite, und die Herren wollen uns auf die Straße werfen. Sie wollen uns aus den Fabriken verjagen, weil wir böse sind. In den Fabriken krepieren wir, da vergiften sie uns und machen Idioten aus uns, saugen uns das Blut aus und die

wollen sie dann auch noch schließen, grad so, als ob wir dort im Paradies wären.

***

Ich lebe in einem neuen Wohnblock, wo wir zum größten Teil Arbeiter und Angestellte sind, alle - zumindest dem Anschein nach - inzwischen feine Herren.

***

Da gibt es eine Frau, die hat sich nach größten Entbehrungen endlich eine Wohnung gekauft und sie dann vollgestopft mit vielen Sachen, allesamt vom schlechtesten Geschmack, eine Faust aufs Auge, aber die Frau Nachbarin im alten Wohnviertel macht das neidisch. Alles ist auf Hochglanz poliert. Um die Wohnung nicht schmutzig zu machen, leben sie im alten Haus drüben an der Ecke; sie kommen nur zum Schlafen herüber, und wenn in der Nacht einer ein Geschäft verrichten muß, sind die glatt imstande - nur um bloß das keramikgekachelte und porezellanbestückte Badezimmer nicht dreckig zu machen - ein Stück Zeitungspapier zu nehmen, reinzukacken und es dann aus dem Fenster zu werfen.

***

Wären wir nur Arbeiter, aber wir haben einfach nicht das Recht, uns Arbeiter im wahrsten Sinne des Wortes zu nennen; wären wir nur Handwerker, aber wir verstehen uns ja auf kein Handwerk, wir sind nichts als Affen, Roboter und Automaten. Soll man einen, der immer an der gleichen Maschine steht und seit zwanzig Jahren immer das gleiche Teil macht, etwa Arbeiter nennen? Sklaven sind wir, steuerlos dahintreibende Schiffe, was für Arbeiter sind wir denn, weder die KPI noch die Gewerkschaft hat jemals den Mut gehabt, uns zu sagen, was für komische Arbeiter wir sind; daß eine Arbeiterin eine ist, die sich in der Fabrik ärger als ein Viech ausbeuten läßt und sich einen Pelzmantel für 10 Millionen Lire kauft, daß ein Arbeiter der Mann von so einer ist und ihr obendrein noch einen Brillanten für zwei Millionen schenkt (wobei es Millionen von Arbeitslosen gibt und keiner die Selbstmorde aus Armut und Verzweiflung zählt); daß ein Arbeiter ist, wer den Sportteil seiner Zeitung auswendig kennt und nicht weiß, was Parteizeichen und der Mann, die er gewählt hat, bedeuten.

***

Ich gehe in den Supermarkt. Taumle wie ein Idiot in all den Lichtern und all dem Überfluß hin und her. Belade mich wie ein Esel mit Gemüse, Obst, Fleisch, Getränken, Käse in Schachteln. Aber die Befriedigung ist nur von kurzer Dauer: nachdem das Gemüse geputzt ist, bleiben mir von dem ganzen Wald, den ich mit heim gebracht habe, zwei lächerliche Tellerehen voll übrig, die Kinder schauen fastend zu; gehen wir rüber zum Fleisch: zuerst hängt es auf allen Seiten über den Pfannenrand, aber schon nach wenigen Minuten braucht man ein Vergrößerungsglas, um es überhaupt noch zu sehen, vom Obst wollen wir gar nicht reden, die Orangen bestehen nur aus Schale, die Bananen sind bitter, was zum Henker ist überhaupt los, entweder steht die Welt kopf oder wir werden nach Strich und Faden beschissen.

***

Heute ging der Kongreß der KPI zu Ende. Wenn man diese Herren so reden hört, kommt es einem so vor, als sprächen da lauter kleine Engel: wir wollen ein von Grund auf erneuertes Land, ein sauberes, neues Land usw. Meiner Meinung nach müßte man, um das Land zu erneuern, gut die Hälfte der Gebäude abreißen: rechtswidrige Hochhäuser, Fabriken, die die Umwelt verschmutzen und uns ersticken, man müßte Milliarden von Kubikmetern Beton in die Luft jagen, von den Säuberungsaktionen unter den Menschen mal abgesehen. Da reichten sämtliche Gefängnisse des Landes nicht aus, man müßte die Schulen, Gemeindeämter und Kindergärten dafür räumen.

***

Ein Guckerchen (wenn man etwas schläft, sagt man ja auch, man macht ein Nickerchen, warum soll man nicht Guckerchen sagen?) ins Fernsehen, Tennis. Jede Bewegung des Spielers wird vom Sprecher genauestens beobachtet, kommentiert und in Zeitlupe wiederholt. Wenn ich an der Maschine arbeite, schaut mir niemand zu. Natürlich wäre es sehr schön und

befriedigend, wenn man vom Fernsehen aufgenommen und jede Handbewegung vom Sprecher kommentiert würde: jetzt meine Damen und Herren ist Di Ciaula im Bild, wie er gerade sein Werkstück zuschneidet, er schleift sein Werkzeug ... jetzt geht er urinieren, aber da kommt er auch schon wieder und zurück und bohrt mit dem 22-mm-Bohrer ein Loch, vor lauter Anstrengung beißt er die Zähne zusammen, jetzt kratzt er sich, da! und wieder versucht er es...

Literatur-Konkret 1979, S. 43

Hermann Peter Piwitt

Der Fortschritt und die Tränen beim Schreien der Frösche

Ein apulischer Bauernsohn, Kommunist, wird ins »stählerne Labyrinth der Fabrik« gesteckt. Er sinnt auf Ausbruch

UM LITERATUR von Arbeitern ist es in Westdeutschland merkwürdig still geworden. Zwar erscheinen nach wie vor die Bände des Werkkreises »Literatur der Arbeitswelt« im S. Fischer Verlag. Aber die, die bisher einen wichtigen Leseranteil stellten, die Studenten, sind inzwischen - wie es heißt - auf andere Trends abgefahren: Frauenbewegung und alternatives Leben. Das ist nicht nur mit der sprichwörtlich unsteten »Studentenseele« zu erklären, der es mit dem Sieg des Proletariats offenbar nicht schnell genug ging. Auch bestimmte Literaturfunktionäre im »Werkkreis« haben Sympathisanten verprellt mit Vorschriften, was Arbeiterliteratur zu sein habe und was nicht. Die Literatur sollte »die Theorie anschaulich - die Realität durchschaubar - das System überwindbar« machen. Vorrangig war die Darstellung des »Positiven«, und zwar im Rahmen des Status quo, auf den Träume, Wünsche und Bedürfnisse eingeschworen blieben: also der erfolgreiche Kampf um andere Vorgabezeiten, um die Rücknahme einer Kündigung, um mehr Lohn.

Entsprechend kleinlaut, beflissen, gehorsam und reformistisch liest sich vieles, was in Westdeutschland in den letzten Jahren an Arbeiterliteratur entstanden ist, gemessen an einem Buch, das sich in diesen Tagen aufgeregt, wütend und traurig las. »Der Fabrikaffe und die Bäumen ist das Tagebuch eines süditalienischen Bauernsohns, der in der Fabrik, in der Nähe seines Dorfes, in einer jener 'Kathedralen in der Wüste` also, als Dreher arbeiten muß. Er ist Kommunist. Er träumt vom Land, vom Paese seiner Kinderjahre, von einer Kultur der Armut ohne Illusionen; er flucht auf die Führer der PCI, die stillhalten für den 'historischen Kompromiß `; er marschiert mit hunderttausend Metallarbeitern durch Neapel, - ohne zu verschweigen, wie die Arbeiter, kaum daß die Demonstration zuende ist, über die Pornoschuppen der Stadt herfallen; und wie er das schildert, ist heiter, gallig, rührend und plausibel.

Tommaso di Ciaula ist aus der Gegend von Modugno in Apulien. Er verklärt die italienische Bauernkultur nicht, für die es in Westdeutschland schon keine Entsprechung mehr gibt. Er erinnert sich an die Schläge, die er als Junge bekam, an die Entbehrungen. Aber auch an die Feste im Sommer, an die Vielfalt des Lebens und der Tätigkeiten, während er in der Fabrik Bolzen dreht: 'Tausend, zweitausend, zehntausend Bolzen'. 'Das Meer bei Salento war so sauber und klar, daß Du manchmal am Morgen alles auf dem Grund erkennen konntest: pfeilschnelle Fischchen, Garnelen, leise schaukelnde Algenbänke, Krustentiere, die am Meeresboden spazierengingen'. Und dann die 'obstbaumbewachsenen Anhöhen ... wahre irdische Paradiese ... Wir schlossen uns ins Zelt ein, und jeder holte sich schweigend einen runter, es war wundervoll, wir holten unsere kleinen Schwänze raus und los gings, vor und zurück, bis diese Flüssigkeit herauskam, die stark und wild roch, wie das Wasser von gekochten Nudeln. '

Aber hier träumt nicht nur einer seiner Kindheit nach, sondern auch ein mögliches Leben vorweg, während er registriert, wie ringsum das Land, die Menschen, die Natur zum Teufel gehen: das Meer verschmutzt und mit Villen und Palästen zugepflastert; die besten Böden und Grundstücke in den Händen der 'Verwandten in Amerika'; das Land mit schnell zusammengeschusterten Wohnblocks betoniert, in denen sich die kleinen Leute hochherrschaftlich vorkommen, wenn sie auf ihren winzigen Balkons, von denen alle Augenblicke mal einer abbricht, grillen können. Denn das ist für di Ciaula vielleicht die schlimmste Erfahrung: schlimmer noch als die Verletzungen an der Maschine, die Zeitnehmer, das Eingeschlossensein im 'stählernen Labyrinth der Fabrik', die Angst, daß sie, wie soviele andere, wieder zumachen könnte, weil sich vom Staat partout keine Subventionen mehr erpressen lassen: daß nämlich 'die Bourgeoisie zu imitieren, die einzige Revolution ist, die wir geschafft haben. Mit dem Unterschied, daß sie die Mittel hat und wir nicht. ' Di Ciaula: ' Je mehr wir uns an Bedürfnisse binden, desto mehr werden wir zu Sklaven. `

Ob 'Rote' oder 'Grüne', ob 'Alternative' oder Industriearbeiter, di Ciaulas Zorn und sein Durchblick überbrücken die angeblich unüberwindlichen Abgrenzungen innerhalb der Linken. Die absurden Unterscheidungen von 'Lebensstandard' und 'Lebensqualität' macht er nicht mit. Er kann beides: beim Schreien der Frösche in Tränen ausbrechen und den Unternehmern knallhart die Rechnung aufmachen. Und er hat über den 'Fortschritt der Produktivkräfte` nicht vergessen, was Marx die 'Produktivkraft Natur` nennt. Vielleicht ist deshalb sein Naturgefühl dem bürgerlichen so überlegen: es verdankt sich dem Gebrauch, dem Umgang mit der Natur, - und ist sensibilisiert durch die Erfahrung ihres Verlusts.

Wenn ein Buch Studenten und Arbeiterschaft von neuem ins Gespräch bringen könnte, dann dieses. Es ist der lebendige Beleg für Pasolinis 'Freibeuterschriften`, ja, es ist diesen überlegen, wie nur die Erfahrung der Spekulation überlegen sein kann.

Tommaso di Ciaula: »Der Fabrikaffe und die Bäume«, Wagenbach, 1979, 159 Seiten, 9,50 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 44

Ludwig Fels

Die entwaffnete Sinnlichkeit

1950 starb in London der Wiener Dichter Albert Ehrenstein - »eine Alarmsirene, die von den Rüstungsexperten geschlachtet wurde«

ICH HATTE Angst vor Albert Ehrenstein gehabt. Deutlicher gesagt: vor seinen Gedichten. Ich hatte ein paar Zeilen angelesen und gespürt, sie würden mich umbiegen, aufreißen, mich länger und tiefer als gewohnt beschäftigen, also verändern, von Grund auf. Ich traute mich einfach nicht, sie gleich zu lesen; ihre bloße Anwesenheit ergriff schon Besitz von mir, zog mich an, stieß mich ab, näher hin. Irgendwann packte ich es dann doch, wie es so heißt, mit aller Gewalt, ich war es mir schuldig, lebte wochenlang mit Ehrensteinschen Gedanken und Gefühlen, schwärmte besessen von einem, der eigentlich mich entdeckt hatte und von dem keiner in meinem Sargdeckelumkreis etwas wußte, den niemand kannte, kaum jemand, und wenn doch, dann in den seltensten Fällen nur dem Namen nach. Es ist ein Kreuz mit solchen toten Dichtern, die die »Antinationale Sozialisten Partei« gründeten, der »Gruppe 1925« angehörten und zeitweise Spartakisten-Sympathisanten waren wie Albert Ehrenstein und andere. Jetzt ist wieder die Zeit, sich von ihm das Bewußtsein schleifen zu lassen: mit Papiergebrüll und Federfechten. Am Schreibtisch war er ein begabter Kämpfer, bedrängt vom Massenselbstmordwillen der Geschichtsmitläufer unter Feldgraubefehl. »Mich verschlingt die rote Wut«, bekannte er.

Er entstammte einer unwohlhabenden, jüdischen Familie aus Wien/Ottakring (XVI. Bezirk), einem Proletensilo; sein Vater war Brauerei-Kassierer. Als Schulbub erfuhr Albert Ehrenstein antisemitischer Pogrome. Am eignen Leib. Dreiundzwanzigjährig promovierte er 1910 mit einer Dissertation über ungarische Geschichte, wurde Dr. In Karl Kraus' »Fackel« stürmte er die literarische Erfolgsleiter bis ganz oben hinauf, leuchtete er dem Kaffeehaus-Kunstbetrieb heim mit seinem erstveröffentlichten Gedicht »Wanderers Lied«: »Im Kote liege ich:/Hoch über mir, in Karossen befahren/Meine Feinde den/Mondregenbogen.« Seine Liebe galt einer Schauspielerin, ihr baute er eine Karriere als Twentyyearsidol auf. Goldig, versteht sich. Aber diese Leidenschaft verfinsterte sein Leben, als er die Erfahrung des Unerwidertwerden machen wußte. Er war klug und häßlich, demnach nur innen schön, eine vergrämte Gestalt, stell ich mir vor, sauertöpfisch, Leichenbitter, ein Haupt-Mensch, im Kopf poetische Protuberanzen und die kalten Schatten der Träume. Sein Freund Oskar Kokoschka, jener Maler, der sehr viel später Conny Adenauer portraitierte, war damals einer seiner beständigsten Begleiter, besonders auf Reisen, die Ehrenstein nach Zypern, Kairo, Jerusalem, Tiberias, Beirut, Damaskus, nach Moskau und von dort ins Innere Asiens führten. Er wechselte Städte und Länder, lebte in Berlin, London, Prag, auf Sylt und Capri, in Heidelberg, Hamburg und Zürich, und immer wieder in Wien.

»Die Uhr verschlucken, um ewig zu werden. « Es gibt für mich keinen Satz, der mehr Todesangst ausdrückt als dieser, der für die ganze Ausweglosigkeit der Realität steht. »Armes Ich, wo gehst du hin?« Albert Ehrenstein blieb nicht beim Fragestellen, er ging den »Willen zur Knechtschaft« an, indem er Gift und Galle spie auf den heldenverbrämten Nationalpatriotismus seiner Epoche, die im Stechschritt in die Schützengräben lief. Einerseits im Wiener Kriegsarchiv dienstverpflichtet, andererseits sich antiwilhelminischer Tendenzen befleißigend, formte es ihn zum streitbaren Pazifisten, wurde er aggressiv für den gefährdeten Frieden, gegen den Militärkollaps , Preußens Glanz und Gloria zutiefst verabscheuend und sich empörend gegen die Abschlachtungsbegeisterung einer herrschaftstreuen Kulturnation, die sich erbärmlich engstirnig zeigte.

Der Verlust der Hoffnung auf eine deutsche Revolution, der sich in der Ausmerzung der Räterepublik manifestierte, stachelte ihn zu einer Verzichtserklärung auf, die in seinem Gedicht »Urteil« gellt, mit dem er, der maßlos Enttäuschte, die Bremsklotzrolle der Sozialdemokratie anprangert und gleichzeitig die in Bälde wiederkehrende Gasmaskenheiserkeit der Redenschwinger vorausahnt. »Dies ist nicht Volk, ist Pöbel./Dem Kehricht sing ich lieber meine Litanei./Und wenn ich euch mit tausend Donnern riefe,/Es schliefe doch/Das arme deutsche Volk verschliefe,/Mordend noch im Traum,/Seine Zeit.« Rüde intoniert er seine schmählich-schmachvollen Abgesänge, läßt sein Gewissen schrill wie in Ketten toben: »Alle Länder über Alles!/Alle Völker sind ein Dreck! (...) Denn die ganze Menschenerde/Ist ein zweckbeschißnes Schweinereich.« Sein Nachwurf zum Tode des sozialdemokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert ist bar jeder Utopie. »Er war kein Sozialist - es sei denn, man erkenne die Sozialdemokratie als gewerkschaftliche Organisation zur Erlangung von Mindestlöhnen (unterhalb des Existenzminimums).« Im gleichen Phamplet bezeichnete er Bismarck als »bekannten Manager der Hohenzollern, Verwirklicher Großpreußens und Klein deutschlands«, um sodann fortzufahren: »Wie verlassen und verraten ist das Proletariat auf Erden. Selbst ein epidemisches Präsidentensterben könnte ihm nichts nützen. Der Kapitalismus würde doch immer wieder Arbeiterführer finden, denen er vertrauen kann.«

»Sogar der erste Mai/Fällt längst schon auf den ersten April«, resümiert er bitterbös. Und übern »angestammten Arschadel« macht er sich her wie eine Poesielawine, poltrig in das Karstgehege verblödianisierter Weltreichphantasten einbrechend. Vorm Reichstagsbrand ging er in die Schweiz, nahm die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft an, um von den Eid

»genossen« nicht abgeschoben zu werden, ging zu seinem Schriftstellerbruder Carl nach London. Dann nach Frankreich, Spanien, von dort auf einem portugiesischen Frachter nach New York, wo ihm Kollegen die unumgängliche Aufenthaltsgenehmigung besorgten. Dort schrieb er sich Richtung Einsamkeit, verdiente sich ein Zuwenig an Geld mit Artikeln für die jüdische Wochenzeitung »Aufbau«. Seine Ex-Geliebte kassierte zur gleichen Zeit am Broadway ab, da er als unfreiwilliger Hungerkünstler ein Stipendien-Gastspiel zu erlangen versuchte, das ihm jedoch nicht gewährt wurde. Seine Pläne gelangen ihm nicht mehr. Im Exil lagen seine Kontakte unterm Existenzminimum. »Mein Schreibtisch kann mir längst gestohlen werden«, notiert er müde, krank und hilflos im amerikanischen Großstadtdschungel.

Auf Zureden europäischer Freunde macht Albert Ehrenstein 1949 als Dreiundsechzigjähriger einen Abstecher aus der Emigration, fährt ins bundesrepublikanische Eisland der Kalten Krieger; seine Manuskripte, darunter chinesische Nachdichtungen, finden keine Verleger, keinen einzigen, ganz so, als müßte eine futuristische Ära ausradiert werden, und mit ihr einer ihrer expressivsten Vertreter. Er reist daraufhin zurück ins Nichts, vervollkommnet seinen Abschied von sich, indem er sich in neurotischer Stoizität dem Verfall hingibt. Erster Schlaganfall: geistiges Verdämmern. Zweiter Schlaganfall: körperliche Lähmung. Endstation Welfare Island: Sterbekammern für Ausgetriebene.

Bewußtlos starb er am 8.4.1950. In der Urne übern Ozean. Nach London. Bromley Hill Cemetery. Gras drüber. Für mich nicht! Ich bin der Meinung, gerade die Vorstellungen Gestorbener, Langzeitermordeter müssen am Zustand der heutigen Gesellschaft gemessen werden, die sich bereits wieder, fast wie eh und je, in reaktionären Verjüngungskuren aalt.

In seinem »Epilog« teilte er mit: »Ich dichte, ohne zu trachten./Der zarte Traum/Ist hartes Brot.« So wahr, daß es wehtut! »Barbaropa« nannte er den Kontinent des ewigen Herbstes. Seine Appelle gegen die Hurra-Maschinen gingen damals durch all die wenigen Münder, die kein Hirnriß blockierte. Albert Ehrenstein ist jemand, an den man unbedingt erinnern muß, ganz besonders heute, wo seine Realismusorakel wieder treffend stimmen. Schriftsteller wie er waren und sind Alarmsirenen, die von den Rüstungsexperten geräuscharm geschlachtet werden, als sei damit zu verschweigen, daß jeder Krieg lange zuvor schon »erraten« wurde.

Ich will nicht sagen, es fehle heute an solchen Stimmen, die wie Politikeulen ausschlagen, aber so wie Albert Ehrenstein schreibt niemand seine Vernichtung zugrunde. In den Berichten seiner Zeitgenossen wird er als unreinliche Erscheinung, als ungepflegter Misanthrop erwähnt, mickrig, verschrumpelt, eigensüchtig, eigensinnig, eine gesprenkelte Palette neurotischer Laster vorweisend. Daß ihm nur der Pazifismus übrigblieb von allen politischen Aktionen, hat er, glaube ich, als Zeichen seiner persönlichen Schwäche gedeutet, obwohl er in Gedanken das zum Verderben bestimmte Fleisch, das Blut in Strömen hat fließen lassen - aber eben das der Kriegsgewinnler und Chaosstrategen.

Sein Aufbrausen und Zerfließen sollte den verbliebenen Linken dieses Landes zwischen die Flugblätter geschmuggelt werden.

Es gibt wieder einen zugänglichen Auswahlwand seiner Gedichte, von denen mir beileibe nicht alle gefallen: »Wie bin ich vorgespannt den Kohlenwagen meiner Trauer«. Und zwar in der Reihe »Frühe Texte der Moderne« im Verlag Edition Text & Kritik. Herausgegeben von Jörg Drews, Hartmut Leerken und Klaus Ramm.

Ich will in hundert Jahren nicht behaupten, daß ich deswegen ein Ehrenstein-Kenner bin; ich hab beim Lesen nur seine verbalpolitischen-poesiepotenzierten Ausstrahlungen wahrgenommen, um es einmal als Überwältigter zu formulieren, dem solch niedergeschriebene, durchstorbene Solidarität noch nie so direkt in einer Engagementkrise angespornt hat. Wir haben ihn nötig, um im Trab absatteln zu können. Er war nicht anders, als wir es würden. Was er schrieb, steht am Ende aller Diskussionen.

Albert Ehrenstein: »Wie bin ich vorgespannt den Kohlenwagen meiner Trauer«, Gedichte. Edition Text & Kritik, 1977, 198 Seiten, 19 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 45

Ursula Krechel

Eine Untergrundkarriere

Apo 1970 in Berlin: Mama und ihre drei Söhne drehen arbeitsteilig Dinger. Das ist die Rahmenhandlung von Peter Paul Zahls neuem Roman, in dem er mit seinen Zensoren Katz und Maus spielt

WAS FÜR ein schöner, kraftvoller, lustiger, einer langen Nacht in Isolationshaft würdiger Einfall. Eine Kreuzberger Mama und ihre drei Söhne von drei verschiedenen Vätern betreiben einen redlichen Handwerksbetrieb, einer der letzten Familienbetriebe in einer von Monopolen multinationaler Gesellschaften bedrohten Branche. Sie sind Könner in einem alten unbürgerlichen Gewerbe. Arbeitsteilig bestreiten sie ihren Lebensunterhalt, indem sie »Dinger drehen«.

Die Mama managt das Unternehmen, der älteste Sohn knackt Panzerschränke, der zweite sichert die Zukunft und Flucht, der dritte, fast noch ein Milchbube in den Augen der Brüder, ist wie im Märchen der hellste und baldowert die Einbrüche aus. Zu diesem schönen Einfall gehört, daß sein Autor den plot um 1970 ansiedelt, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß der jüngste Sohn im aufgeregten Berlin mit Studenten zusammentrifft und dabei die Politik und eine überaus liebenswürdige und gesellschaftlich immens entwicklungsfähige Hure kennen und lieben lernt.

So läßt sich leicht der kleinkriminelle Kiez und die in alle Winde und Fraktionen auseinanderbröckelnde Studentenbewegung miteinander verschränken, und es versteht sich von selbst, daß der helle Jörg und die gewitzte Ilona die besten Voraussetzungen für eine Untergrundkarriere haben. Aber zunächst wird Ilona von dem Familienbetrieb in die Geldschrankknackerlehre genommen. Ihr Gesellenstück macht sie mit Bravour. Leider verliert der Autor sie dann, nachdem sie Jörg eine phantastische Tochter, Revolutionärin bereits in der Wiege, geboren hat, im Galopp aus dem Roman.

Ein Einfall, der südlich von Rom und auf der südlichsten Hälfte Amerikas sicher auf festen Beinen stehen würde, aber im rauben Hinterhofdschungel von Berlin-Kreuzberg bewahrt er den fragilen Charme des Fiktiven. PP Zahl, der sich in deutscher Fraktur »Knastschreiber zu Köln-Ossendorf, Bochum und Werl« nennt, erweist sich in diesem Buch als ein Fabulierer, der die schönsten subversiven Seifenblasen in die Luft segeln läßt, als einer, der den Kiezbrüdern mit ihrem maulfaulen Großsprechertum gründlich aufs Maul geschaut hat.

Wenn er davon schreibt, was er kennt, dem Berliner Kiez, dem Wohngemeinschaftsmilieu, der Arbeit an einer linken Zeitung, folge ich ihm ebenso gern wie auf seinen schrulligen Phantasietrips. Was Zahl nicht aus eigener Erfahrung kennt, kennen kann, er sitzt schließlich seit 1972 in Haft, und was er nicht zu erfinden gewagt hat, sondern halbdokumentarisch belegt hat, und das sind unzählige Seiten in diesem dicken Roman, ist ihm leider aus der Form geraten und aufgeblasen mißlungen.

»Die Glücklichen« von PP Zahl ist auch eine Aporie auf eine fröhliche Freiheit, die seine Leser, die die letzten Jahre in sogenannter Freiheit verbracht haben, so nicht mehr teilen können. Wenn »Die Glücklichen« mich bei der Lektüre nicht glücklich machten, mußte ich häufig an die russische Revolutionärin Wera Figner denken, die nach zwanzig Jahren Haft in der Festung Schlüssselburg schrieb, sie »konnte das gewöhnliche Menschenleben nicht mehr ertragen.« Was PP Zahl an den in sieben Jahren gewöhnlich weitergegangenen Menschenleben nicht mehr ertragen kann, ist an diesem Buch abzulesen.

Das Buch ist auf eine angestrengt voluntaristische Weise konfliktfrei, das heißt aber eben auch auf gut links keimfrei. Wo der Feind (Bauspekulanten, Heroinschieber, das BKA) fest ausgedeutet ist, kann zwischen den Genossen, befreundeten Huren und Kreuzbergern nur Friede, Eierkuchen herrschen.

Nur mühsam und wie eine widerwillig gelernte Lektion, gänzlich sprachlos läßt er am Ende jemanden zudem auf allen Plakatwänden ausgeschriebenen Norbert sagen: »Wir zogen uns völlig zurück, sagte Gerd eifrig. Als Intellektueller und als derjenige, der als letzter der Büchnerstraßenkommune von den Zielen der Partei gegen die Arbeit (PgdA) überzeugt wurde, vertrat er nun die neue Position mit besonderer Überzeugungskraft. Es gibt eben Zeiten, sagte er, die sind wie, wie die Ruhe vor dem Sturm oder wie ideologische Winter. Da gräbt man sich nur noch ein. Da gilt es zu überwintern. Ins reine mit sich zu kommen, ohne die alten Ziele zu verraten .... So etwa? fragte Norbert traurig.

Ich weiß, sagte Gerd schnell, eigentlich habt ihr... die Bomben nicht unter die Autos der pigs (wie seltsam das früher so oft gebrauchte Wort heute klingt, dacht Irene) oder in die Häuser der Herrschenden gelegt, sondern in unsere Gewissen, in unser Hirn, in unser Gedächtnis. - Ungleichzeitigkeiten, sagte er unvermittelt (wie lange schon hatte er dies Wort nicht benutzt).«

So einfach schreibt es sich nach Bommi Baumann, nach den Geständnissen von Kleinklein, nach der Suada von Chotjewitz »Herren des Morgengrauens« nicht mehr über den Untergrund, und so einfach stürzt jemand sich nicht auf PP Zahl neues Buch. Die Schere sitzt im Kopf, die Skrupel in den Fingerspitzen. Wer glaubt, er könne sich unbefangen den »Glücklichen«

nähern, (bei den Notizen zu dieser Rezension rutschte mir der linke Zeigefinger auf den Schreibmaschinentasten aus, »ungefangen« stand da, der falsche Buchstabe war richtig) narrt sich selbst.

Die fröhliche Subversion, mit der dieser Roman geschrieben ist, schlägt einen doppelten Salto. Zahl weiß viel, und er ist klug genug, von vielem, was er weiß, auch nicht wissen zu wollen. Aber die politische und moralische Wahrheit ist eine andere als die des Romans.

In einem Interview mit Ralf Schnell in »Schreiben ist ein monologisches Medium« sagte Zahl, der Leiter der Justizvollzugsanstalt habe ihm gesagt, er könne über alles schreiben, nur nicht über *diesen* Knast. So schreibt Zahl über vieles. Fade Leitartikel über Stadtsanierung, über die Unnennbaren, wie er die RAF nennt, über die Verkehrsformen zwischen den Geschlechtern, ein trübes Kapitel, dabei arg- und harmlos, aber häufig spielt er auch mit seinem Zensor Katz und Maus: Sieh nur was und wie ich schreiben kann, du kannst dich auf den Kopf stellen und kapierst immer noch nicht, worum es geht, und verbieten lasse ich es mir nicht.

Mit verschwörerischem Strich setzt er seine Kommata. Und dazwischen immer wieder Medaillons, zwei, drei Seiten von einer bestechenden Klarheit, einem Reichtum der Mittel, einem untergründigen Strom, den ich nicht anders als Humanität bezeichnen kann. So etwa in der Persiflierung eines Fernsehinterviews mit einem Kriminalrat: »Sie suchen in jüngster Zeit auch Buchhandlungen auf. Inwiefern muß der Staat denn dort geschützt werden? Ist denn zu befürchten, daß der Staat...?

O nein, Herr Glogli. Der Staat liest nicht. Er schreibt. Er schreibt vor. Im allgemeinen ist der Staat ja nicht an anrüchigen Plätzen anzutreffen. Aber die Feinde des Staates, Herr Glogli, überall treffen wir auf sie. Auch und gerade in Buchhandlungen, Zeitungsredaktionen, Funk- und Fernsehanstalten. Unsere Aufgabe besteht nun darin, alles im vornherein, präsentativ sozusagen, zu eliminieren, was den Staat auch nur im entferntesten gefährden könnte. Buchhandlungen, Herr Glogli, Sie wissen es selbst, sind bevorzugte Sammel- und Treffpunkte staatsfeindlich gesonnener Elemente. Oder haben sie je von einem Staatsfeind gehört, der nicht liest? Na?

Aber weiten Sie den Staatsschutz nicht ein wenig zu sehr aus, Herr Kriminalrat?

Aber nein, Herr Glogli. Der Schutz des Staates beginnt dort, wo sich Staatsfeinde aufhalten. Also zunächst im Vorfeld. Wir haben im Parlament Vorsorge getroffen, das Vorfeld auszuweiten. Sie wissen, in welche Bereiche heute der Staat eingedrungen ist. So vergrößtert sich zwangsläufig das Vorfeld des Staates. Ja, gerade dort, wo Staat *nicht* ist, müssen wir heute das Vorfeld des Staates plazieren.«

Was den Roman belastet, verunsichert und in allen Gelenken knirschen läßt, ist Zahls vernachlässigte Erzählerperspektive. Er findet einen Einstieg, der nicht souverän, aber doch möglich ist. In einen traditionellen Erzählstrom schaltet sich ab und zu, Sätze zurechtrückend und kokettierend wie ein Gottvater, an den niemand mehr glaubt, der »allwissende Autor« ein. Dann übernimmt plötzlich Ilona das Ruder der Erzählung, dann ist der Erzähler wieder da, aber er fühlt sich jetzt in seiner Haut wohler als am Anfang, dann erzählt Jörg, er verschmilzt mit dem Erzähler, verschmilzt mit Zahl. Die Mosaiksteine des Erzählens blinkern, die Farben beißen sich, die Parodie hebt nochmals parodiert die Parodie auf. Ein Schelm, der weismachen will, dies sei ein Schelmenroman.

Peter Paul Zahl: Die Glücklichen. Schelmenroman. Rotbuch Verlag Berlin, 1979, 525 Seiten, ca. 29 Mark.

Literatur-Konkret 1979, S. 47

Michael Zeller

Hoffen auf Rühmkorf

HABE ICH Peter Rühmkorf zu viel oder habe ich ihm zu wenig zugetraut, als ich mit großer Erwartung zu seinen neuen Gedichten griff, »Haltbar bis 1999«?

Rühmkorf ist für mich die Hoffnung auf das zeitgenössische Gedicht, auf eine Poesie, die sich an der Wirklichkeit ihrer, unserer Gegenwart bricht. Von ihm erwarte ich, von Gedicht zu Gedicht, das Zeugnis, an dem man in dreißig Jahren einmal unsere heutige Zeit erkennen wird, so wie in den Versen Benns und Brechts die Jahre der Weimarer Republik fühlbar werden für den Nachgeborenen. Und jedesmal, und auch nach diesem Band, muß ich diese Hoffnung, ohne sie je aufgeben zu wollen, vertagen. Und nicht deshalb, weil Rühmkorf zu wenig gab in »Haltbar bis 1999« - im Gegenteil: er gab (wieder) zu viel. Es ist da in diesen Texten ein Überschuß an Handwerk, der die meisten seiner Gedichte nicht locker laufen läßt, sondern sie mit knarrenden Gelenken auf den Weg zum Leser schickt. Ihre Muskulatur ist übersäuert von allzu großer Anstrengung.

Denn das ist das Mißliche an Rühmkorf, und möglicherweise ist dies auch der Punkt, an dem ich ihm Unrecht tue: der glänzende Essayist und bestechende Lyrik-Theoretiker Rühmkorf erweckt die höchsten Erwartungen und Wünsche, die man an ein zeitgenössisches Gedicht stellen kann, nicht nur für den Tag, nicht nur für eine Trendwelle sondern für das Museum der Literaturgeschichte. Seine Lyrik wird - ob man will oder nicht -daran gemessen, und sie bleibt unter den Erwartungen. Da befällt den Leser Rühmkorfscher Gedichte ein Mißbehagen, eine Lusthemmung, eine Ungeduld auch. Und Rühmkorf selbst scheint am meisten von diesen hohen Ansprüchen seines anderen Ich gehemmt zu sein. Er bemüht sich zu sehr um seine Gedichte, erarbeitet die Legion seiner virtuosen Spracheinfälle unter dem Kunst-Drill oft genug zu Tode. Nichts mehr von der frechen Lockerheit seiner essayistischen Rede, dem Trommelfeuer des blitzschnell treffenden Worts, der knappen Sottise. Nein, in vielen Gedichten Rühmkorfs herrscht allzu sichtbar der Ehrgeiz von Kunst. Rühmkorf erinnert mich an gewisse Fußballspieler, die man »Trainings-Weltmeister« nennt. Sie bringen im Training alles. Und dann bereiten sie sich auf den hohen Wettkampf vor: extrem eiweißhaltige Kost wird ihnen zugeführt, Salzlösungen eingeflößt gegen die Luftfeuchtigkeit der Region Braunschweig, die Zehennägel werden nach den neuesten orthopädischen Erkenntnissen gestutzt - und dann spielen sie am Samstag vor dem Publikum einen Stiefel herunter, zu ihrer eigenen und der Zuschauer Erschöpfung, daß sie sich vor den achtjährigen ragazzi, die in den Hafengassen von Neapel bolzen, bis auf die teuren Knochen blamieren würden. Sie verkümmern unter ihrer eigenen Verkrampfung, unter innerem und äußerem Erfolgsdruck, und erreichen nie das, was sie im Training mit links so aus dem Fußgelenk schütteln. Bei »Trainings-Weltmeister« Rühmkorf scheint es mir, als drohe ihm hinter jedem Halbvers Gottvater Gottfried höchstselbst mit dem Donnerwort: »Lyrik muß entweder exorbitant sein oder gar nicht«. Das hält auf die Dauer auch der wortmächtigste Literat nicht aus, der im essayistischen Training eine so exquisite Feder führt.

Ein Beispiel: Rühmkorf bedichtet ein Stück Natur, die »vereinzelt stehende Linde«, in seinem Jahreszyklus.

»Erst die Knospen (zu kleinen Fäusten gegeballte Zukunft)

Dann das völlig unhaltbare Junigrün.

Dann beinah schon mit diesem gewissen schwarzen Schuß Efeu darin.

Dann die stumme Parkbucht voll Blattgold.

Dann den gesammelten Winter lang Geistersteno vor deinem Giebelfenster«

Dieses Naturbild, fern aller falschen Ursprünglichkeit, versetzt mit Requisiten der Zivilisation (»Parkbucht«) - das ist ein beeindruckendes, ein stimmiges lyrisches Bild, da bleibe ich hängen, da denke ich nach, da breitet sich eine Stimmung in mir aus. Doch das gönnt Rühmkorf weder sich noch dem Leser. Er hetzt ein bildungsmauschelndes Zitat hinterher (Germanisten, aufgepaßt!) und fragt dann:

»Bitte offen: ist das nun schon Dichtung oder nur unscharf beobachtet?«

Da frage ich mich als Leser: Bitte offen, ist das nun schon Koketterie (Seht mal, was ich alles kann, und ich mach mich darüber sogar noch lustig!) oder nur ein billiger Allgemeinplatz (des Inhalts, daß »Dichtung« halt einen anderen Präzisionsbegriff hat als Marktforschung oder Molekularbiologie)? Das weiß ich bereits. Deshalb lese ich ja Gedichte. Bitte offen, Peter Rühmkorf: was soll das? In der Wut über diesen eitlen oder unnützen Schlenker verraucht das schöne Bild der »vereinzelt stehenden Linde« und löscht sich aus. Die nachgekartete Selbstkritik des lyrischen Sprechens wirkt hier nicht aufklärend, sondern zersetzend. Ich kann für sie keine literarische Rechtfertigung finden, ich kann sie nur als Manierismus aus Überanstrengung deuten, ein Zuviel an Kunst-Gewerbe. Kunst kann alles, auch zerstören. Nicht nur unnötig, sondern störend auch, wenn Rühmkorf in »Haltbar bis 1999« auf breitem Raum - der ein Fünftel des ganzen Gedichtbandes ausmacht -, seine eigene Handwerkslehre den Gedichten nachschickt. Das bekommt weder den Gedichten noch der Theorie.

Ginge es auch anders? In Rühmkorfs eigenen Worten:

»Bißchen weniger Druck,

dafür einfach locker was hinlaviert.

Man soll den eigenen Wünschen auch

nicht pausenlos im Weg rumstehn«.

Die Beispiele lassen sich häufen, wo die sprachlichen Zutaten - und seien sie vom Erlesensten - einander aufheben und die lyrische Speise fad machen. Aber, kommen die Einwände, Rühmkorf ist der Mann der » essayistischen Lyrik«, von ihm kannst du nicht erwarten, daß er den Lindenbaum am Brunnen vor dem Tore besingt (doch, sehr wohl: siehe oben!). Da allerdings scheint mir der Punkt zu liegen, und ich kann mich dabei auf Rühmkorf selbst berufen, der, als ihm die Darmstädter Akademie 1976 den Preis für Essayistik, nicht für Lyrik verlieh, von den »tiefgebenden Selbstentzweiungen« sprach, »denen ein einerseits produzierender, andererseits reflektierender Kopf sich auszusetzen hat«. Da die richtige Legierung zu finden zwischen Bild und Kritik, zwischen Sprach-Einfall und Sprach-Kontrolle, da scheint mir Rühmkorf immer noch das Mischverhältnis nicht gefunden zu haben, das seine Sprachkraft in voller lyrischer Pracht erglänzen ließe.

Deshalb auch Rühmkorfs Scheu, »Ich« zu sagen, der Gefahr und dem Vorwurf der Sentimentalität, des Selbstmitleids ins Auge zu sehen, aber mit dem unbekannten Ich auch auf die große Chance der Übertragung auf den Leser zu setzen. Rühmkorf schreit dieses »Ich« zuweilen heraus, bar jeder Kunst: »dieser Kugelschreiber, wenn er auf den Rest/noch einmal richtig loskleckst,/werd ich »»gebremst/aus laufen, wie verrückt und offen hinschmiern:/Richtig, ich red von mir». Da ist die kühle Oberfläche der Artistik aufgerissen, und der Mann, der sich sonst so gern im Faltenwurf seiner Rhetorik verbirgt, steht offen da, verletzt, überzogen von alten Wunden, im 50. Lebensjahr, haltbar noch bis 1999. Dann wird Peter Rühmkorf siebzig Jahre sein. Wenn Rühmkorf sich zu diesen seinen finalen Stimmungen bekennt, ist er mir am nächsten und am liebsten. Dann wird der Wildwuchs seiner Wortanfälle in die Regie der Trauer genommen und diszipliniert. Da zieht ein Mann, »materialistischer Melancholiker«, blank: »So allmählich nur noch ne kleine Interessenwahrnehmungsmaschine./Traurige Geschichten erleben/und die dann lustig weitererzählen«. -» Nur ich bißchen wahllos dazwischen mit nichts zu vertreiben außer/der ganzen Brust gerammelt voller Friedhofsasseln«. -»Man blickt auf sich selber runter/wie auf Sanierungsgelände«. Und zuweilen wird die Trauer schwerelos und schwingt in Versen aus: »Aus dem Kopf oder nach der Natur/deine Blätter entrollen .../Ich selber habe auch eigentlich nur/diesen Herzschlag mitteilen wollen«.

In diesen Fällen ist Rühmkorf bei sich (und da ist er am besten), da gehen Poesie und Prosa ineinander auf, da spricht der Lyriker, und der Gedicht-Ingenieur hat Pause.

An diesen Stellen entwölkt sich die teils überanstrengte, teils verärgerte Stirn des Lesers und Wohlgefallen breitet sich reuelos aus, und du denkst, wer außer Rühmkorf kann das heute schreiben:

»Schön ist der Schnee und was mich so behutsam trifft,

ganz himmelleicht, »»angestrengt,

schön, wenn sich Morgenluft und Sumpfgas mengt

und -zur Entzündung kommt«.

Dann ist dein Gram vergessen über all die sperrigen Künstlichkeiten, durch die du hindurchmußtest. »Für jede Blüte«, tröstet Hafis, »müssen ein Dutzend Dornen wachsen«. Am Ende setzt du weiter auf Rühmkorf. Meine Hoffnung auf den »materialistischen Melancholiker« jedenfalls ist haltbar bis 1999. Ob ich ihn damit über- oder unter-, schätze: ich weiß es

heute noch nicht.

Peter Rühmkorf: »Haltbar bis 1999 «, Gedichte, Rowohlt 1979, 120 Seiten, 15 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 48

Peter R□ hmkorf

BLEIB ERSCH□ TTERBAR UND WIDERSTEH

Also heut: zum Ersten, Zweiten, Letzten:
Allen Durchgedrehten, Umgehetzten,
was ich, kaum erhoben, wanken seh,
gestern an und morgen abgeschaltet:
Eh dein Kopf zum Totenkopf erkaltet:
Bleib erschütterbar - doch widersteh!

Die uns Erde, Wasser, Luft versauen -
Fortschritt marsch! mit Gas und Gottvertrauen -
Ehe sie dich einvernehmen, eh
du im Strudel bist und schon im Solde
wartend, daß die Kotze sich vergolde:
Bleib erschütterbar - und widersteh.

Schön, wie sich die Sterblichen berühren -
Knüppel zielen schon auf Hirn und Nieren,
daß der Liebe gleich der Mut vergeh ...
Wer geduckt steht, will auch andre biegen.
(Sorgen brauchst du dir nicht selber zuzufügen;
alles, was gefürchtet wird, wird wahr!)
Bleib erschütterbar.
Bleib erschütterbar - doch widersteh.

Widersteht! Im Siegen Ungeübte,
zwischen Scylla hier und dort Charybde
schwankt der Wechselkurs der Odyssee...
Finsternis kommt reichlich nachgeflossen;
aber du mit - such sie dir! - Genossen!
teilst das Dunkel, und teilt es sich die Gefahr,
leicht und jäh --
Bleib erschütterbar!
Bleib erschütterbar - und widersteh.

Literatur-Konkret 1979, S. 49

Klaus Wagenbach

Was nicht im linken Regelbuch steht

Als Kolumnist hat Peter Bichsel der Versuchung widerstanden, Mitgliedsbücher zu verteilen

IN JEDER ZEITUNG gibt es irgendwann einen Redakteur, der hat eine Idee: Man sollte doch einen Schriftsteller mal bitten, eine regelmäßige Kolumne zu schreiben. Der politische Teil würde durch schräge Ideen belebt, das Feuilleton trete gehörig aus den Grenzen und der Schriftsteller selbst mache ein paar Erfahrungen, die ihm nicht schaden könnten.

Bei uns funktioniert diese schöne Idee meistens nicht, und zwar aus zwei Gründen: Einmal, weil die Zeitungen den »Namen« haben wollen, aber nicht die bestimmte Meinung zur bestimmten Sache - den Böll möcht man schon ganz gern haben, aber nicht seine Meinung zum Bundesverband der Industrie oder zum Katholikentag.

Und die Schriftsteller, selten gebeten, denken wiederum, die schnell vorübergehende Gelegenheit müsse fürs Große und Allgemeine genutzt, Proselyten und Organisation müßten aus der Schreibmaschine gestampft werden, also Espede oder Dekapä und dann werden dem Leser diese flotten, linkshaberischen und windschlüpfrigen Marginalien ins Ohr geblasen, deren Melodie er nickend mitsummt.

(Den dritten Grund können wir schon auswendig herbeten: Mangel an politischer Kultur, Mangel an konkretem Geschichtsbewußtsein, Pupillenstarre gegenüber Staat, Volksgemeinschaft, vulgo Kollektiv, und die - rethorische - Mordlust gegenüber dem politischen Gegner.)

Nach Pasolinis heftigen und blasphemischen Tageskommentaren (»Freibeuterschriften«) haben wir nun ein zweites Beispiel für einen exemplarischen, öffentlichen Dissens: Peter Bichsel Kolumnen, die vier Jahre lang in der größten Schweizer Tageszeitung (»Tages-Anzeiger«, Zürich) erschienen.

Beide - Pasolini wie Bichsel - hatten das Glück, von ihren Zeitungen nicht als Gewissen der Nation gebeten zu werden, sondern als Schriftsteller und beide haben der Verlockung widerstanden, Mitgliedsbücher zu verteilen.

Peter Bichsel bleibt als politischer Kolummnist einfach das, was er ist: Ein Erzähler von Geschichten - die Buchausgabe dieser Kolumnen trägt deswegen zu Recht (und nicht aus Gründen des marketing) den Titel »Geschichten zur falschen Zeit.«

Wobei »Zeit« nicht Aktualiät meint, sondern unsere gegenwärtigen Umstände, und in die »passen« die Geschichten nicht, weil sie von Taxifahrern, Säufern, Gerichtsschreibern, Arbeitern oder Lehrern handeln, von Leuten also mit Namen, aber ohne Namen, von einfachen Leuten, und die passen nicht in unsere bekanntlich großen Zeiten, den Tummelplatz von Planstaatideologen und technokratischen Machern.

»Wer will *hier* noch teilnehmen?« heißt es denn auch in einer der Geschichten, zwar arbeiten wir noch hier, aber teilnehmen, so richtig Mensch sein, das tun wir doch lieber im Ausland. So eingebettet in Geschichten fallen denn fast alle »politischen« Konklusionen in diesen Geschichten: »Größe ist so oder so eine Schweinerei« (Geschichte über einen »wackeren« Mann). Oder: »Kinder können in Fragen leben. Erwachsene leben in Antworten« (Geschichte über das Erwachsenwerden.)

Natürlich: Das weiß jeder, daß die beiseite gesprochenen Sätze (nicht nur im Theater) die gemeineren Parolen enthalten. Aber sie wirken eben nur, wenn man bis dahin zuhört, und das versteht Bichsel glänzend, Geschichten zu erzählen, z.B. aus dem Schweizer Militär, was ihm da ein »Dienstkollege« erzählt, Arbeiter, fünf Kinder, zweitausend Franken im Monat - und dann wieder so ein Satz: »...da hat man andere Sorgen als eine eigene Meinung.«

Der wichtigste Satz im ganzen Buch lautet: »Das ist wohl ein Teil der Arroganz der Mächtigen, daß sie Erfahrung für Wissen halten und den Versuch zur Objektivität für unbrauchbar.«

In seinen Geschichten ist Bichsel die Umkehrung dieses Satzes gelungen: Erfahrungen so spannend zu erzählen, daß sie von der Brauchbarkeit der Objektivität überzeugen.

Peter Bichsel, Geschichten zur falschen Zeit. Luchterhand Verlag, 1979, 188 Seiten, DM 20.-

Literatur-Konkret 1979, S. 51

Roland Lang

Das spannende Spiel der Silhouetten

Der Österreicher Michael Scharang hat einen spannenden Kriminalroman geschrieben. Aber er hat nicht nur das gewollt

DIE HAUPTPERSONEN des Buches sind ein Bankdirektor, eine Verkäuferin und vier Einbrecher. Auf der ersten Seite des Romans kehrt der Direktor von einer Auslandsreise zurück, die Verkäuferin trennt sich von ihrem Freund, und die Gangster knacken mit Erfolg einen wohlgefüllten Tresor.

Dann wird der dramaturgische Knoten geschlungen: der jugendliche Bankdirektor lernt die Verkäuferin kennen und zieht mit ihr in eine Neubauwohnung - just in dasselbe Haus, in dem auch, im Stockwerk unter ihnen, die Millionenräuber untertauchen. Die Handlung gerät in Fahrt, als Monika (die Verkäuferin) Kontakt aufnimmt mit ihren Nachbarn und einer der Bankräuber schwach wird und sich - was gegen die Abmachung mit seinen Freunden und die gebotene Vorsicht nach gelungenen Bankeinbrüchen verstößt - auf diesen nachbarlichen Kontakt einläßt.

Ist das Buch ein Kriminalroman? Auch. Und soweit die Geschichte eines Kriminalfalles erzählt wird, finde ich den »Lebemann« auch gelungen. Die Story ist spannend und originell konstruiert; überhaupt finde ich das Buch, was »action« betrifft, überzeugend. Es gelingt Scharang mit wenigen, sicheren Griffen, das Szenarium für seine Geschichte aufzubauen und die Eigenarten der Personen durch die Art und Weise, wie sie agieren, auszudrücken. (Schön die Szene, wie Sandner, der Direktor, der eben auf einen Menschen geschossen hat, nach Hause kommt und von Monika, die auf dem Wohnzimmerteppich Gymnastik macht, angesprochen wird.)

Es werden Situationen beschrieben, die auf dem ersten Blick »normal«, auf den zweiten Blick jedoch voll geheimer Komik sind: etwa wenn Leo und Monika auf der Schwelle des notdürftig als Werbeagentur getarnten Gangster-Unterschlupfs stehen und von »Nachbar zu Nachbar« plaudern, während Leos Kumpane, schwankend zwischen Angst und Freude (über die Abwechslung in ihrem tristen Maulwurfdasein) hinter der Tür stehen und nicht wissen, sollen sie riskieren, sich zu zeigen, oder sollen sie lieber in ihrem Versteck bleiben.

Überhaupt eignet sich der Stoff ausgezeichnet für eine Komödie. Es gibt eine Reihe Bilder, die in ihrem Wesen eher komisch als tragisch sind. Wenn zum Beispiel Sandner zum Sicherheitsbeauftragten der Bank ernannt wird und in dieser Funktion - über die ahnungslose Monika, die meint, sie steuere Material bei für einen Kriminalroman, den der Gangster-Boß zu schreiben vorgibt - die wichtigsten Informationen zum Tresor-Knacken an den Banden-Chef weitergibt, um dann, sozusagen im Windschatten des erwarteten neuerlichen Einbruchs, seinerseits die Millionen beiseite zu schaffen, - dann hat diese Konstruktion für mich mehr farcenhaften als realistischen Charakter.

Scharang wollte aber mit dem »Lebemann« nichts wirklich Komödiantisches schreiben. Er behandelt den Stoff ganz ernst, oft sogar bierernst. Und eben wie er den Stoff auffaßt - da fangen für mich die Probleme an. Die Kriminalgeschichte im »Lebemann« soll, wenn ich das Buch richtig verstehe, nicht die Hauptsache des Romans sein. Sie ist sicher nichts Nebensächliches, aber doch etwas *neben* anderem.

Ich gestehe, daß mir der Zugang zu Scharangs Prosa schwer wird; in den Krimi-Passagen des Buches fällt das nicht so ins Gewicht; die Spannung, die der Autor zu erzeugen weiß - vor allem im letzten Drittel des Romans - ist allemal größer als seine Virtuosität, mit Worten umzugehen. Scharangs Helden, die lebendig sind, wenn er sie agieren läßt, werden hölzern und unglaubwürdig, sobald sie zu sinnieren anfangen.

Scharangs Stil trägt viel dazu bei. Wobei die Reduktion der Sprache auf eine aseptische Förmlichkeit mit der Verkürzung und Simplifizierung der Inhalte korrespondiert. Man lese zum Beispiel die Stelle, wo Monika, heftig verliebt in Sandner, nach Arbeitsschluß aus dem Kaufhaus kommt, der Geliebte nicht, wie verabredet, da ist, um sie abzuholen. Das ist ja nun wirklich ein Moment, in dem ein Liebender mit den widersprüchlichsten Gefühlen zu kämpfen hat. Bei Scharang liest sich diese Szene wie ein Polizei-Protokoll. Als wenn der Autor Angst hätte vor Gefühlen und sich diese Angst bis in die Sprache hinein fortsetzte.

Scharang hat (so sieht's für mich aus) ein durchaus »ernstes« Buch schreiben wollen, einen Roman, der heikle Probleme (Vereinsamung, Abhängigkeit, Genußfähigkeit u.a.) thematisiert, aber was darüber - über das Denken und Handeln seiner Romangestalten - aussagt, bleibt oberflächlich. *Sandner erinnerte sich gern an diesen Tagesbeginn; was später kam, zählte eigentlich kaum. Gemessen an dem, was er der Natur verdankte, konnten die Menschen nicht mithalten und schon gar nicht die Gebäude und Räume, in denen er sich hatte aufhalten müssen . ... was* er der Natur verdankte ... konnten Menschen nicht mithalten und schon gar nicht die Gebäude! So ein Satz ist Pfusch.

Auch Formulierungen wie *Peter pflanzte sich vor ihr auf* gehören ins Stil-Herbarium. Auch werden Monikas Augen zu oft »schmal«.Er *sah Monikas Augen schmal werden, ihre Augen veränderten sich dabei sie wurden schmäler, faszinierten ihn diese Augen, er kam nicht von ihnen los.* Was passiert denn da im Gesicht der Frau wirklich? Sowas muß -Scharang »authentisch« beschreiben, da genügts nicht, dem Leser eine Formel-Postkarte zu schicken.

Sie mußte sich zwischendurch abkapseln, damit die Gefühle, die sie hergegeben hatte, wieder nachwachsen konnten. Präzise Beobachtungen dieser Art sind in dem Text selten.

Monikas und Sandners Dialogen (und inneren Monologen) haftet etwas Seminarmäßiges an. Auffallend ist dieser Hang zur Theorie in Szenen wie etwa im Küchen-Gespräch nach dem Einzug in die neue Wohnung. *Ich habe jetzt Hunger, aber ich besitze keinen Hunger. Würde ich ihn besitzen, dann könnte ich ihn verkaufen.* Scherzen so Verkäuferinnen? Ich denke, so blödeln allenfalls Marburger Polit-Ökonomen, aber nicht Wiener Kaufhaus-Angestellte.

Natürlich ist es legitim, daß literarische Figuren »mehr« sind als ihre Vor-Bilder in der Wirklichkeit. (Hamlet ist »mehr« als ein dänischer Prinz, Zürn »mehr« als ein Chauffeur). Aber »mehr« werden diese Figuren, indem der Autor sie »exemplarischer« macht, mit einem großen Reichtum an Empfindlichkeit und Welterfahrung darstellt und nicht, indem er sie theoretisierend darstellt.

Ich kann nicht erkennen, welche aufklärerischen Intentionen Michael Scharang mit dieser Arbeit verbindet. Mag sein, daß mir das Gespür dafür fehlt. Die Angst Sandners, eines Tages »aufzuwachen« und zu merken, daß er bislang gar nicht *gelebt* hat -: Scharang skizziert diese Situation, aber sie bleibt für den Leser unbegreiflich, sie wird - indirekt - behauptet, aber nicht überzeugend genug »erzählerisch bewiesen«. Schon gar nicht wird der gesellschaftliche Zusammenhang, aus der sie (möglicherweise) entstanden ist, plausibel.

Der »Lebemann« mit seinen »ernsten« Fragen ist ein Stück »ernster« Literatur. Sicher will Scharang mit diesem Buch auch (wie jede gute Literatur) »unterhalten«. (Ich weiß, ich weiß, beides soll zu einem Ganzen ... usw.) Die Unterhaltung gelingt ihm; ein Buch,, das eines der angerissenen Probleme vertieft, ist das aber nicht.

Michael Scharang: »Der Lebemann«, List-Verlag, 1979, 240 Seiten, 28 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 52

Günter Herburger

Bei den neuen Indianern

Während Reinhold Messner auf den K 2 stieg, war Ernst Alexander Rauter als westdeutscher Gast-Arbeiter in Sibirien

DIE LITERATUR unseres Lands zeichnet sich in den letzten Jahren nicht gerade durch Tolldreistigkeit, Mut, Risiko und überschäumende Phantasie aus. Sie hängt matt in den Sielen, hat bleierne Gelenke, jammert, kehrt gern bei sich selbst ein und zupft manchmal aus den Satzfasern ein paar Gran Zynismus. Es ist, als gestatte sie der allgemeinen Verbetonierung, bald auch sie zu begraben. Zwar rumort sie und fühlt sich schlecht, doch die kleinen Schritte, die sie noch hinter sich bringt, entsprechen der insgeheim gepriesenen Häuslichkeit, die auch Heimatgefühl oder Regionalismus genannt wird; ziemlich unromantische Sorten stürmischen Gefühls.

Aber wohin mit der Neugierde, dem Lesehunger, die beide ständig auf Suche nach Bedeutung, Identifikation und grimmigem Humor sind, um uns selbst erfahren zu lernen?

Ich glaube nicht, daß man den Erdball umkreisen muß auf der Jagd nach Außerordentlichem. Dafür gibt es Leute, die ohne Sauerstoffmasken einen Kappa due, den zweithöchsten, doch schwierigsten Gipfel der Welt bezwingen, oder Einhandsegler funken ihre Berichte aus den sturmdurchtosten Nächten des Indischen Ozeans. Der leidenschaftlich beschriebene Stadtrand von Braunschweig könnte erregender sein. Warten wir ab.

Ernst Alexander Rauter, bekannt geworden durch intelligente Essaybücher, zum Beispiel »Wie eine Meinung in einem Kopf entsteht« oder »Vom Faustkeil zur Fabrik«, hat etwas anderes gewagt, er fuhr als westdeutscher Gastarbeiter in die sibirische Taiga, nach »Kunerma«, so der Titel seines Buchs, zu einer Siedlung aus winterfesten Holzhäusern nördlich des Baikalsees.

Und schon beginnt das Drama, denn er tritt als umsorgte, wohlgepolsterte Person des Komsomolzverbands auf, der Jugendorganisation der KPdSU. Ein Mark Twain, der sich, von Hunger geplagt, mit anderen auf Goldsuche durch den Schnee quälen müßte, ist er nicht, sondern ein westeuropäischer Intellektueller, dessen Einladung auch eine körperliche Hinwendung zur Arbeit an der Baikal-Amur-Magistrale, der zweiten Bahnstrecke in den äußersten Osten, umschließt. Ich habe beim Lesen oft laut gelacht.

Die Extreme sind enorm: Im Winter bis minus 60, im Sommer plus 40 Grad, dazu drei Monate lang Mückenschwärme, Heidelbeerfluten und Pilzsteppen. Die Gleise werden von jugendlichen Pionieren verlegt, die früher in Zelten wohnten; inzwischen sind Pfahlbauten errichtet worden, damit beim Auftauen des Bodens der Morast nicht zu den Fenstern hereinsteigt.

Rauter erzählt schnell und genau, nebst sarkastischem Vergnügen, da er sich kontrollieren möchte, was er fragt, zum Teil jedoch anderes zu bemerken glaubt. Seine Katastrophe heißt Tanja, die Dolmetscherin, dick und faul, wie er sie nennt, die fortwährend von ihren, nicht von seinen Problemen redet, auch eine Liebesgeschichte mit einem Möchtegernfunktionär anzuzetteln scheint, statt lupenrein zu übersetzen.

Und er übertreibt im nötigen Maß, beschwört zornige Verzweiflung, wenn Tanja nicht versteht, was er mit einem Schuhkästchen meint, bei dem jene nur an den sprachlichen Rand einer Holzkiste vordringt, weicht ins Englische und Spanische aus, freut sich aber an der semantischen Brille, weil erst Verzerrung die Fremde durchsichtiger macht.

Schon nach der Ankunft verläuft er sich in einem endlosen Zwergkiefernwald, stellt sich vor, mit welchen Variationen er darin verenden könnte und hört später eine Schilderung, wie ein Trupp nach einem verlorengegangenen Jungen suchte, schließlich auf einen Bären stieß, der nur zerstreut vor reichlicher Futteraufnahme seinen Gegnern entgegenblickend, gerade ein Gesicht verzehrte. Das Tier wurde getötet, zerhackt, seine Teile in die Bäume gehängt, sozusagen als magische Straf- und Triumphfahnen.

Härte und Freundschaft durchziehen den ganzen Erlebnisband. Dem entgegen bedient sich Rauter ungeniert der kontrapunktischen Dramaturgie des verwöhnten Westlers, den schon der Gedanke an das Schnarchen eines Zimmergenossen zur Panik treibt, behauptet, er habe daheim aus Furcht vor Störungen sein Schlafgemach gleich Proust mit Korkplatten auslegen lassen.

Oder er knickt immer mehr im Verlauf gewaltiger Trinksitten in sich zusammen, wenn jeder Spruchepos ein Glas Wodkabesiegelt, mit Rußland, den Frauen, der BAM, dem Frieden, den Pionieren des Eisenbahndamms, der Siedlung, der Heizung, der Zukunft, nochmal dem Frieden und den noch ungeborenen Kindern sich zu einer Art Alexandrinergesang wölbt. Geschwächt ereifert er sich noch, gleich Russisch zu lernen, was ich mir nach der Lektüre dieses Fabelreichtums ebenfalls vorgenommen habe.

Die besten Stellen gelingen ihm bei der Beschreibung von Arbeit, in die er sich stürzt, wobei die strotzenden BAM-Gesellen, die sich seit Jahren durch die Einöden kämpfen, seine exzentrische Lust nicht belächeln, ihr vielmehr arglose Selbstverständlichkeit gewähren.

»Ras, dwa, tri«, lautet das Kommando beim Zurechtstoßen von krummen Schienen. Oder er verliert sich genußvoll im Handhaben einer Schaufel nach den ersten, aufgesprungenen Blasen, befördert Schotter unter die Schwellen, stellt sich hastig an, gräbt, wühlt und erschöpft sich, lernt endlich, wie die Steine erst im Takt eines gewissen Gleichgewichts von Hebelwirkung zu Widerstand zurechtgeschnuckelt werden können, entledigt sich mittags des dampfenden Pullovers und läßt Insektenstiche in die bloße Haut zu wertfreiem Schauder verkümmern.

Der idealistisch Reisende verklärt wenig, schon gar nicht seine Kindheit im Kärtner Gurktal, als er, ein Pflegefall, jeden Morgen schweren Mist aus dem Stall karren mußte, bevor er in die Schule durfte. Er ärgert sich jedoch über seinen Begleiter Wolodja, der Schwäche und Sehnen dahingehend kompensiert, indem er lärmt, eine wichtige Figur oder Lockspeise zu sein - je nach mürrischer Übersetzung von Tanja, die Rauter nach Moskau zurückverflucht - vom Zentralkomitee aller Jugendorganisationen der UdSSR.

Über einen völlig blanken Berg ohne Bakterien, Würmer, Schmetterlinge, noch geringstem Pflanzenbewuchs, an dem unten zwei Journalisten nach einem kurzen Bad in einem fischlosen See bereits tot waren, rapportiert er sparsam. Die schwarze Dorfinsel Juchta hat es ihm mehr angetan, auf der seit Ende des letzten Weltkriegs nur Frauen wohnen, die vormals 38 Männer kehrten nicht wieder. Der Weiler wird mit Geld von Brigaden versorgt, die am Wochenende freiwillig Sonderschichten einlegen. Verständlicherweise schwärmt unser Kundschafter davon, dort einmal leben zu können, allerdings schriebe er dann unentwegt darüber.

Hier eilt der Kreis zu sich selbst. Der kurzfristige Aufklärer, ein seltenes Exemplar heutiger Literatur, hat Konkurrenzlosigkeit, reine Empfindungen, sein schlechtes Gewissen, Rührung und Aufrichtigkeit viele tausend Kilometer der Sonne entgegen kennengelernt.

Pathos und ironische Abwiegeleien verschwistern sich in seinem Roman oder Bericht, den kein Gattungsbegriff faßt, zu einer Aufforderung, bei uns zuhause nicht aufzugeben.

Er habe nun Appetit auf Moral bekommen, sagt Rauter irgendwann ein wenig geziert in der Mitte seiner Abenteuer mit den unbekannten Rauhhäuten. Ich meine, er hat in dieser uneitlen menschlichen Weite viel Kraft geschenkt erhalten. Wer möchte über uns so sprechen?

E. A. Rauter: »Kunerma der Ort, wo niemand wohnt«, Europaverlag, 1979,19,80 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 54

Christoph Buchwald

Der Mönch in der Lederjacke

Die Erinnerungen eines ehemaligen linken Geheimbündlers als Distanzierungs- und Trauerarbeit

DIE ZEICHEN stehen auf Rückzug. Im Klima der ständig zunehmenden politischen Repressionen gedeiht eine (Offensichtlich gut verkäufliche) Tendenzwende- und Deutschland-im-Herbst-Literatur. Hans Magnus Enzensberger stimmt 33 Gesänge auf den Untergang an, Hanns-Josef Ortheil erzählt Ferners Geschichte »mit großer epischer Gelassenheit in der Tradition des romantischen Desillusionsromans«, Wolfgang Komms Held Wrangel gar »hört auf, sich selbst verwirklichen zu wollen, weil er versteht, daß dies auf Kosten seiner Individiualität ging: Verwirklichung ist Anpassung.«

Das Pendel, befürchte ich, hat *zehn Jahre danach in* die andere Richtung ausgeschlagen: Resignation, Verstörung und Melancholie als vorherrschende Stimmung in der Literatur, die die ausgehenden sechziger und die siebziger Jahre thematisiert. Die 'Politisierung der jungen Generation' scheint an den Romanhelden und Ich-Erzählern spurlos vorübergegangen zu sein. Statt ' Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt!': Passivität und das Gefühl der Ohnmacht, das Ende der Neugier.

Der Held erduldet die Welt und hält sich raus. Die Entpolitisierung der Literatur ist in vollem Gange - auch da, wo die »Spätphase der antiautoritären Bewegung« (Klappentext) das Thema des Buches ist: In Jochen Schimmangs »Erinnerungen eines Dreißigjährigen« wird das Bemühen, die Studentenbewegung und vor allem die darauffolgende Zeit der K-Gruppen auf- und abzuarbeiten, zur »Trauerarbeit«.

Schimmang - in den »Erinnerungen« heißt er Murnau - kommt 1969 mit großen politischen Erwartungen nach Berlin, um an der FU Germanistik zu studieren. Er wird schnell Sympathisant, dann Kader einer meist als »Firma« bezeichneten ML-Organisation, muß aber bald feststellen, daß sich Theorie und politische Praxis der Organisation immer weiter von der Realität entfernen, daß »die Massen« nicht mitmachen. Murnau erstellt ein Kritikpapier, leistet Selbstkritik, tritt schließlich aus der »Firma« aus. Nach dem Examen sucht er Arbeit in West-Deutschland. Die Zeit ohne Anstellung nutzt er, um die »Erinnerungen« zu schreiben, um »Trauerarbeit« zu leisten.

Traurig an dem Buch ist die Tatsache, daß Schimmang/Murnau sich nicht *inhaltlich* mit den Zielen, den Irrgruppen und Wirrungen der ML-Bewegung auseinandersetzt, sondern (ähnlich wie das Autorenkollektiv in seinem bei Rotbuch erschienen »Erfahrungsberichten aus der Welt der K-Gruppen«) auf der Ebene der Erscheinungsformen.

Es fängt damit an, daß Murnau im Studentenhof Schlachtensee »seinen Engel« trifft. Der Engel heißt Lars und geht tagsüber »undurchsichtigen Geschäften bei den Marxisten-Leninisten nach« , abends diskutiert er, uferlose Sätze von sich gebend und »um die Einhaltung der syntaktischen Regeln bemüht« und den »Genossen Mao TseTung«, aber Murnau hat nur den einen Satz im Kopf: »Mein Gott, was für ein hübscher Junge.«

Lars spielt Murnau konspirative Papiere zu, denn »die Zeit der linken Geheimbünde war angebrochen«. Über den Inhalt der Papiere wird nichts berichtet, auf jeden Fall waren es »Instrumente in einem der vielen kleinen Machtkämpfe, die damals überall in der Linken stattfanden.« Worum es in diesen Machtkämpfen ging, auch darüber schweigt sich Schimmang aus. Murnau jedenfalls macht sich unverdrossen die »aggressiv fröhlichen Imperative: Die marxistisch-leninistische Organisation in Angriff nehmen! und: Gegen den Liberalismus!« zweigen, nicht aus politischen Gründen, wie man annehmen könnte, sondern um sich »nach Münchhausens Vorbild am eigenen Zopf aus dem Sumpf zuziehen.«

In den jedoch gerät er Schimmang zufolge immer tiefer hinein und wird zum »Mönch in der Lederjacke« bzw. nach dem »Kontaktgespräch mit einem Posaunenengel« zum Schulungskader. Was soll Murnau schulen? Den »Verkaufsschlager« MEW Bd. 23 oder den »braunen Band 5 mit der lapidaren Frage Was tun?«.Schimmang berichtet nur, daß Murnau auf zwei an den Schulungen teilnehmende Schüler, »treue und durch keinerlei Reflexion zu erschütternde Stalinisten«, lieber verzichtet hätte, da es mit Lars und Rinaldo allein »ganz gemütlich hätte sein können«.

In dieser Tonlage drückt sich Schimmang mit bewundernswerter Konsequenz genau 300 Seiten lang um eine politische Auseinandersetzung, unreine Analyse der Ursachen für die kleinen Siege und großen Niederlagen der ML-Bewegung. Murnau, der Kader, jagt von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe, von Komitee zu Komitee, weil er nicht allein sein will, er paukt alle drei Kapital-Bände durch, um »gebraucht zu werden«, er nimmt an »irgendwelchen Auseinandersetzungen an der Uni« teil (»keiner darf mich fragen, worum es ging«), und Demonstrationen, behauptet der wackere MLer, waren »Anlässe zur Selbstdarstellung«.

Schimmang erweckt den Eindruck, als habe sich Murnau während seiner psychisch wie physisch aufreibenden drei Jahre bei der » Firma« trotz Schulung, Klassikerstudium, Demonstrationen, Kritik und Selbstkritik um die politische Linie der Organisation nie so recht gekümmert, als habe er im Grunde nur seine Neurosen therapieren wollen im großen marxistisch-leninistisch getarnten Neurotiker-Verein.

Ich werde bei soviel Distanzierungs- bzw. Trauerarbeit den Eindruck nicht los, daß Schimmang unter dem Vorwand einer □ für die Linke unbedingt wichtigen □ kritischen Auseinandersetzung mit der ML-Bewegung sein eigenes politisches Engagement nach den »Enttäuschungen und Depressionen dieser Jahre »ungeschehen machen möchte. Statt »Aus den Fehlern lernen« sagt Schimmang/Murnau wörtlich: »Wenn man bereit ist, sich keine Illusionen zu machen, kommt man zu der Erkenntnis, daß man nichts tun kann.«

Jochen Schimmang: »Der schöne Vogel Phoenix. Erinnerungen eines Dreißigjährigen.« Suhrkamp Taschenbuch, 300 S.

Literatur-Konkret 1979, S. 55

Hugo Dittberner

Fegefeuer in Beirut

Nicolas Born hat einen Kriegsroman geschrieben. Darin steht der Satz: »Der Sinn sollte zurückkehren, notfalls auch als schreiende Sinnlosigkeit«

BORNS NEUER Roman »Die Fälschung« erzählt einige Wochen aus dem Leben, und das heißt vor allem: aus dem Bewußtsein des Reporters Georg Laschen, der für seine Zeitschrift eine Reportage aus dem Libanon schreiben soll und deshalb zusammen mit dem Fotografen Hoffmann nach Beirut fliegt. Es ist ein Kriegsroman.

Hinter der Oberfläche, vielmehr davor ist der Roman der intensive, herkulische Bewußtseinskampf Laschens gegen ein Leben der Fälschungen (die Einzahl des Titels wirkt zunächst irreführend und wird erst im Verlauf des Buches eingeholt und in ihrer berechtigten Einfachheit bestätigt). Denn Laschen *fälscht* zumindest in dreierlei Hinsicht. Wie der Leser angesichts der Inhaltsangabe des Buchs oder einer äußerlichen Vorstellung des Themas erwartet, richtet sich Laschens Selbstkritik gegen die Form einer repräsentativen Stippvisite im Krieg, sozusagen aus den Bedürfnissen des deutschen Publikums heraus, das aus den Sensationen Entlastung für eigene Zwänge gewinnt. Dieses Bedürfnis verlangt nach einem *Ereignisstil,* der das Geschehen leicht *genießbar* und *verdaulich* macht. Laschens Aufgabe ist es also nur, Material für diesen Stil zu verschaffen.

Gravierender für Laschen, mit der erwähnten Fälschung zusammenhängend, ist jedoch die doppelte Fälschung, die er *gegen sich* vornimmt. Er fälscht ja nicht nur, indem er Informationen, Tatsachen auf- und einarbeitet, sondern auch, indem er seine Erlebnisse auf die Konferenz in Hamburg zuschreibt, *die das letzte Wort haben* (also in seinen Text eingreifen und über ihn verfügen). Und er fügt seinen Erlebnissen eine Moralität, einen moralischen Unterton hinzu, der nicht seinem Erlebniszusammenhang entstammt. Er fälscht also seine Erlebnisse und seine Moral.

Beim Lesen solcher Erkenntnisse stellt sich manchmal die Neugier ein, die Fälschungen Laschens mit seinen Erlebnissen und wahrhaftigen Re-Flexionen *in dem Roman* verglichen zu sehen. Doch die Fälschungen bietet Born (natürlich) nur in Andeutungen. Er hat allerdings spürbar seinen Ehrgeiz daran gesetzt, die Kriegsparteien außerhalb einer gefälschten Ausgewogenheit zu zeigen. Von den drei Parteien der Falangisten, der Muslims und der Palästinenser (Syrer und Israelis sind nur am Rande erwähnt) wird vor allem der Unterschied zwischen Falangisten und Palästinensern deutlich: Hier der kultivierte Sanftmut des Falangistenführers Tony und seiner parfümierten und geschniegelten Leibwächter, aus dem plötzlich die grausamsten Massaker *hervorbrechen* - da die soldatisch-puritanische Strenge der Palästinenser, der keiner entgeht, der sich ihren politischen und militärischen Zielen in den Weg stellt oder zufällig im Weg steht. Der Terror aus (feudalistischer) Dekadenz widert Laschen stärker an. Er nimmt Partei, wenn auch eher für sich und inoffiziell, für die Palästinenser; soweit er überhaupt dem Krieg eine ernsthafte Existenzberechtigung zubilligt angesichts seiner eigenen privaten Bedrohtheit.

Denn neben den Fälschungen, die sich aus seiner beruflichen Existenz ergeben, erfährt er auch sein Privatleben als Fälschung. Er schreibt an Greta, seine Frau: »Unser Zusammenleben ist doch falsch, eine Fälschung, so empfinde ich es. Ich habe keine Angst davor, mein Leben zu fälschen, nur Angst davor, daß ich es eines Tages nicht mehr bemerke und weitermache, Angst, daß es so zum normalen Leben wird, zu einem langen bedeutungslosen Stoffwechsel, angesichts dessen ich nicht mehr erschrecke. Lieber, das will ich Dir sagen, sähe ich mein eigenes Blut fließen, ohne darüber noch ein Wort zu verlieren.« Die Fälschungen aus dem libanesischen Bürgerkrieg, in ihm, und die Fälschungen im deutschen Privatleben gehören zusammen und sind *eine* Fälschung, die Fälschung von Georg Laschens Leben.

Um diese Fälschung zu beenden, will Laschen sich von Greta und den Kindern trennen, will er auf sein Haus und seine Existenz in der Bundesrepublik verzichten, will in Beirut mit Ariane, einer Angestellten der Deutschen Botschaft, zusammenleben, Araber werden. Der Gegensatz zur Fälschung ist nicht die Wahrheit, sondern »etwas Bestimmtes«. Ariane hat es ihm mit ihrer Adoption (übrigens eines der Glanzstücke des Buchs) gezeigt: das Kind, das ihr zur Adoption freigegeben wird, ist für sie das eine Kind, das auf sie gewartet hat. Laschen kennt nun nur noch ein Ziel: Ariane zu gewinnen. Doch Ariane hat noch einen anderen Freund und weicht seinen unbedingten Ansprüchen aus.

Die Lösung aus diesem Dilemma, das nicht nur Laschens privates ist, da er sich von seiner Behebung auch das Ausbleiben seiner öffentlichen Fälschungen erhofft (er schreibt an Greta: »Der Sinn sollte zurückkehren, notfalls auch als schreiende Sinnlosigkeit. u),ist zugleich die zentrale Irritation, die von diesem Buch ausgeht und die viele sicherlich ebenso empören wird wie die emphatische Sorge um eine Person und ihre nuanciertesten Leiden angesichts der Massaker im libanesischen Bürgerkrieg. Laschen gerät auf einem Gang durch die Stadt in den Beschuß der beiden feindlichen Linien. Er flüchtet in einen Keller, der auch vielen anderen, jedoch Libanesen, unter denen er sich *physisch* fremd fühlt, Schutz bietet. Als das letzte Kerzenlicht erlischt und er zwischen den Menschen an eine Wand krabbelt, um bei einem möglichen Einsturz des

Gebäudes noch den sichersten Platz zu ergattern, fällt plötzlich ein Körper auf ihn. Da er den Körper nicht wegstoßen kann, reagiert er panisch. Er nimmt sein Messer, das er halb ernsthaft, halb ironisch bei sich trägt, und bohrt es in den Körper, der sich danach wegschieben läßt. Später weiß er nicht, ob er sein Messer in eine Leiche gestoßen hat (die Opfer eines Querschlägers war) oder ob er einen der alten Libanesen, die er vorher noch an der Wand gesehen hatte, getötet hat. Jedenfalls hat hier der Krieg Laschen erreicht. Er ist nun Teil des Krieges, nicht mehr sein davon verschonter Berichterstatter, also Fälscher. Er ist damit (auch) Sinnbild einer radikalen Kritik unserer (öffentlichen) Moralität, eine Infragestellung nicht nur der Wahrheit(en), sondern auch der Wahrhaftigkeit.

Laschen kann sich nun von Ariane lösen, er kann zurück nach Hamburg fahren, seine Beiträge abgeben, kündigen; neben Greta weiterleben. Doch hier, am Schluß, spürt man die behutsame Hand des Autors, ein vorsichtiges Hinrücken und Besänftigen, ein Einmünden in *eine allgemeine* Ratlosigkeit, die weitergeht. Ähnlich wie in Martin Walsers-Roman »Seelenarbeit« gibt es bei Born ein *Schlußbild, das* einen kleinen Trost enthält: das nebeneinander schlafende Paar.

Da der Roman als Er-Erzählung aus der Perspektive Laschens erzählt ist, sieht der Leser mit Laschens Augen auf die libanesischen Verhältnisse und auf Laschens Verhältnisse. Dieser, trotz der Er-Form, subjektive Erzählansatz blendet naturgemäß vieles aus und könnte sich als empfindliche Einengung des erzählerischen Materials bemerkbar machen. Doch stellt sich dieser Eindruck an keiner Stelle des Romans ein, da Laschen ein zu den sinnlichen Erfahrungen aufgerissener Mensch und zugleich ein Reflexionsmedium beachtlichen Ausmaßes ist. Noch wo er als individuelle Person überfordert ist, und zu zerplatzen droht, bleibt sein Wille zum Kommentar, zur Reflexion, zum *Sinnen* allgegenwärtig.

Doris Lessing hat eine vergleichbare Überforderung eines Individuums in ihrem Roman »Das goldene Notizbuch« dargestellt, indem sie ihre Heldin aufgespalten hat in die Subjektive verschiedener Tagebücher. Borns Laschen denkt das Ungleichzeitige, Unvereinbare ständig zusammen: er denkt die anderen Orte und Personen jeweils mit. Einmal in Hamburg, ist er zugleich noch in seinem Haus auf dem Lande und in Beirut. Er ringt bis zu dem Augenblick, als er mehr tut als er weiß und mit dem Messer zusticht, um die Wirklichkeit, um die unverfälschte Wirklichkeit seiner Identität. Im Nachdenken über seine Liebe zu Ariane wird ihm das bewußt: »Vielleicht war diese Liebe auch keine wahre, sondern die billige Liebe eines Menschen, der auseinandergebrochen ist, und da fliegt sein Mund durch die Verhältnisse auf Erden und beteuert ganz aufgebracht, daß er eine bestimmte Frau liebt und mit ihr leben will. Ein Krüppel, ein tief gedemütigtes, in Auflösung übergegangenes Wesen bildet sich etwas ein, nämlich die Gemeinsamkeit mit einer Auserwählten.«

Das (verzweifelte) Pathos dieser Worte ist nicht zu überhören. Und was Born Laschen in dem schon erwähnten Brief an Greta schreiben läßt: »Vielleicht sind die pathetischen Wörter hier die genauesten«, das habe ich sehr oft während der Lektüre gedacht. Man kann sich der grandiosen, aber auch lastenden Fülle und Sprachmächtigkeit dieses Buchs, dem kompakten, ja heroischen Beschreibungsstil, der an jeder Stelle den »Betonmenschen«, den »journalistischen Weltbehauptungen«, den »Weltkrankheiten« (wie Born die unheilvolle Phase unserer Geschichte u.a. benennt) standhalten und Paroli bieten will, nicht entziehen. Ständig hat man den Eindruck, *sinnlichen* Abstraktionen von rücksichtsloser Radikalität und Überzeugungskraft ausgesetzt zu sein, in denen die Zwänge unserer öffentlichen und privaten Psychen in Klarschrift übersetzt sind. Wenn einmal die Personen in dem Roman sprechen, so haben ihre Worte oft etwas Kleingebliebenes, Harmloses und sind kleine Stimmen zwischen Wortmonumenten. Der poetische Kraftstrom dieses Buchs ist in seiner Intensität für mich nur jenem in Rolf Dieter Brinkmanns Gedichten »Westwärts 12« vergleichbar. Er ist von einer düsteren, zukunftsdrohenden Modernität, in der man nicht gern zuhause ist. Nun, nachdem ich das Buch wende gelesen habe, fühle ich mich wie *genesen.*

Nicolas Borns Kriegsroman »Die Fälschung«. Rowohlt, 1979, 220 S., 25 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 56

Schöner reisen

Peter Handke, der österreichische Schriftsteller, der in den letzten Jahren in Paris lebte, wird Ende dieses Monats nach Salzburg übersiedeln.

Peter Handke: „Langsame Heimkehr“, Suhrkamp, 1979,24 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 58

Stephan Reinhardt

Die Schlechten ins Kröpfchen

Der Liedermacher F. J. Degenhardt macht es als Romancier seinen Lesern nicht leicht. Hat er sich es diesmal selbst zu leicht gemacht?

JE LÄNGER ich Franz Josef Degenhardts Roman »Die Mißhandlung« las, um so mehr hatte ich den Eindruck, daß hier einer, der sich seiner Sache noch nicht ganz sicher ist (weil er sich ihrer zu sicher ist), dabei ist, die erste Fassung eines Romans zu schreiben. Ein paar Monate Abstand genommen, dann im zweiten Wurf die Handlung auf stabilere Füße gestellt, das Gestrüpp entfernt und den pädagogischen Zeigefinger wieder eingezogen, vielleicht wäre es ein Roman geworden, der auch die, die es noch nicht wissen, einbezogen hätte.

Degenhardt, der ein ausgeprägtes Gespür für Menschen und Situationen hat, kann ja erzählen. Wenn er über Taubenzucht oder bürgerliche Eßrituale schreibt, dann wird er ebenso temperamentvoll wie genau. Aber leider ist das die Ausnahme. Er ist vor allem damit beschäftigt, an den Handlungsfäden zuziehen; sichtbar angestrengt von dem Bemühen, sie zum rechten Romanende zu strecken.

Und das, dieses Ende, verrät er schon gleich zu Anfang: »Ich sei umgedreht worden von dem gewissen Kollegen, erzählt Bergisch, der Haftrichter, heute. Verändert, einfach verändert hätte ich mich in jenem Herbst und Winter, meint Christa ... Im Abendblatt stand neben einem Foto, das mich unter einem Transparent zeigte bei einer Demonstration gegen den Radikalenerlaß: Richter Hans Dörner, 35, der in dem Radtke-Fall schon recht eigenwillig operierte, als Protestler.«

Die Karten liegen mit den ersten Sätzen schon auf dem Tisch: ein Entwicklungsroman, der die Entwicklung eines unpolitischen Mitläufers und »Kalfaktors« der herrschenden Hamburger Richterkreise zum kämpferischen »Protestler« vorführt. Der Rest ist Deduktion.

Dabei macht es sich Degenhardt zunächst keinswegs leicht. Der Rückblick, den er den jungen Vormundtschaftsrichter Hans Dörner halten läßt, ist zugleich angelegt als ein ständiger Blick in die Psyche eines Aufsteigers. Hans Dörner - Autoschlosser, dann Abitur auf dem zweiten Bildungsweg, eidetisches Gedächtnis, Jurastudium, Einheirat in eine alte Juristenfamilie - ist schon an der Waage im Lebensmittelgeschäft seiner verwitweten Mutter ganz auf Anpassung einjustiert worden. Den Kunden beim Bedienen ihre Wünsche von den Augen abzulesen, das brachte den Erwerb der Fähigkeit mit sich, schneller als andere zu erfassen, was von ihm erwartet wird. (Der Preis dafür ist eine »gewisse Reflexhemmung«, die Verkümmerung spontaner Reaktionen.)

Ausgestattet mit diesem Aufsteiger- und Karriere-Sensorium steht Hans Dörner fortan zu Diensten. So auch, als ihm eines Tages beim monatlichen Familienessen sein Schwiegervater, Vorsitzender Richter am Oberlandesgericht, Zurückhaltung in einem Fall von besonders schwerer Kindesmißhandlung empfiehlt: »Der Radtke-Fall, geh' da ein bißchen vorsichtig heran, es wird eine Untersuchung geben auf Senatsebene«, denn es gebe staatsfeindliche Kräfte, die wollten an dem Fall beweisen: »Du weißt schon, hier, das Land, wo sogar Kinder brutal mißhandelt werden, die Menschenrechte mit den Füßen und so weiter.«

Obwohl Dörner weiß, daß sein Schwiegervater Goedtke im 3. Reich als Sonderrichter Terrorurteile gefällt hat, bewundert er ihn als Vaterersatz und Über-Ich: »Sie haben Geschichte ... die Goedtkes, also Erklärungen, geben dem, was sie Zeitläufe nennen, Sinn, ihren Sinn, greifen ein, arbeiten an ihrer Geschichte, an deren Kontinuität.« Daß Degenhardt der Geschichte Ewiggestriger, die Gesellschaftskritik als Zersetzung und Humanität als Gefühlsduselei qualifizieren, eine andere Geschichte entgegensetzt und den Juristen Dörner von der ersteren in die zweite hinüberwechseln läßt, was wäre gegen diesen Romanstoff einzuwenden?

Enttäuschend aber ist die Art und Weise, wie ihn Degenhardt erzählt. Der Webfehler liegt, scheint mir, schon in dem Fall des zwölfjährigen Stefan Radtke, den Degenhardt zum Dreh- und Angelpunkt macht. Justiz und Senat seines Buches verharmlosen den Fall des Jungen, der jahrelang von seinen Eltern mißhandelt und zuletzt wie ein Tier in einem Verschlag gehalten wurde. Sie entlasten die Eltern: es liege bei dem nur noch krächzenden Jungen ein »angeborener Hirnschaden« vor und die Eltern hätten nur im Rahmen »familiärer Selbsthilfe« gehandelt.

Wenn es auch auf der Hand liegt, daß es starke Kräfte gibt, die etwa die 30.000 jährlichen Fälle von Kindesmißhandlung mit einem autoritären Erziehungskonzept herunterspielen wollen, an Degenhardts offensichtlichem Skandalfall wird auch ein noch so reaktionärer Verbund aus Staat-Justiz-Medizin schwerlich sein politisches Süppchen kochen können. Daß Degenhardts Vormundschaftsrichter dennoch zuhauf Steine in den Weg gelegt werden, weil er in diesem Fall nur den Eltern das Sorgerecht entziehen will (ein Routinefall offenbar) -ist das nicht, zumindest so wie es erzählt ist, etwas willkürlich

konstruiert? Der Dauerstreit, an dem sich rechte und linke Geister scheiden, ob menschliches Fehlverhalten angeboren oder milieubedingt ist, er hätte eines anderen Anlasses bedurft.

Degenhardt streckt nun seine Handlung in einer zunehmend protokollierenden, immer flacher werdenden Sprache, indem er neue Knoten bindet. Als Dörners Sohn sich als Mitglied einer jugendlichen Bande entpuppt, wird der Vater vor die Alternative gestellt, entweder den Radtkefall ruhen zu lassen oder seinem Sohn den weiteren Schulbesuch zu verbauen. Und als Dörner erfährt, daß sein Vater zu Kriegsende einen russischen Jungen wegen ein paar gestohlener Kartoffeln in einen Stall gesperrt hat, wo er wahnsinnig wurde, da hat er mit dem Radtkefall auch ein Stück eigener Vergangenheit zu bewältigen. Unterstützt von neuen Freunden, streift er schließlich die Rolle des »Kalfaktors« in der »historischen Kontinuität der Goedtkes« ab und stößt, entschlossen, sich des falschen Über-Ichs ein für allemal zu entledigen, den gebrechlichen Schwiegervater in den Sumpf.

Franz Josef Degenhardt, dessen erster Roman »Brandstellen« einmal eine Talentprobe war, kolportiert in »Die Mißhandlung« die Kämpfe dieser Zeit. Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen: hier auf den Hund gekommene Schickeria, korrupte Justiz, dort der politische Kampf gegen Neonazismus und Berufsverbote; hier das »Kalte, Eiskalte« des heuchlerischen bürgerlichen Milieus, dort die Wärme jugendlicher Arbeitsloser und ehemaliger Häftlinge. Und in beiden Lagern Figuren, die nur so mit Klischees um sich werfen, weil ihr Urheber sich zu wenig Zeit für sie genommen hat.

Wie gesagt: noch einmal alles durchgemischt, schärfer getrennt und literaturgemäßer verbunden. Aber dazu ist für diesmal zu spät. Gewiß: Es gibt noch Richter in Hamburg - aber gibt es auch noch Lektoren im Bertelsmann Verlag?

Franz Josef Degenhardt: »Die Mißhandlung« Bertelsmann Verlag, 1979, 228 Seiten, 29,80 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 59

Manfred Behn-Liebherz

Eine Ruhrpott-Fabel

Max von der Grün hat einen neuen Roman geschrieben. In einem typischen Milieu, mit einem typischen Helden

AUCH VON DER GRÜNS neuer Roman spielt im »Revier«, in der »kapitalistischen Mißgeburt«, in der man aber leben kann, »weil die Menschen menschlich miteinander umgehen, die Leute sind nicht hinterfotzig, hier wird 'Tacheles' geredet und am Tresen von der täglichen 'Maloche', es wird frei geredet über die Tauben des Nachbarn, über Streik und Tarif und über Karl, der ein fettes Kaninchen geschlachtet und uns, seine Kumpel, nicht zum Essen eingeladen hat.«

Von der Grüns Held Lothar Steingruber gehört ganz dazu' der fünfundvierzigjährige Maurer, der noch nicht abgeschrieben sein möchte, weil er nun schon monatelang arbeitslos zu Hause hocken muß, findet noch am leichtesten aus seinem Unbehagen heraus, wenn er mit seinem Kumpel Frank beim Bajazzo-Wirt sitzt. Aber seine Unzufriedenheit wächst, sein Verhalten zur Umwelt erscheint ihm eigentümlich verfremdet.

Er entwickelt beispielsweise ein Hausfrauensyndrom, ist enttäuscht, wenn die als Bibliothekarin arbeitende Frau und die Tochter, die mit dem Abitur beschäftigt ist, ihn nicht wegen seiner Kochkünste loben, möchte sich im Eigenheim, das kein 'eigenes' Zimmer für ihn hat, mitunter verkriechen, weigert sich, jede Art von Arbeit, die durch Beziehungen seiner Frau, die in der SPD verblieben ist, anzunehmen, da er erzwungene Rücksichtnahme auf sich zukommen sieht, die er gegenüber einer Partei, die ihn wegen Zusammenarbeit mit Kommunisten rausgeworfen hat, nicht mehr nehmen will.

Ein typischer von der Grün-Held also, der wie sein Vorgänger Maiwald ('Stellenweise Glatteis') kompromißlos und empfindsam (»Mein Gott, nehmt doch nicht dauernd Rücksicht auf mich wie auf einen Kranken«), voller Vorurteile, aber stets zur Korrektur fähig, verschlossen und mitteilsam (nicht nur gegenüber seiner Frau) ist. Die Darstellung des selbstgelebten Milieus gelingt überzeugend wie eh und je bei Max von der Grün. Die SPD als »Dankbarkeitspartei« und die zynischen Vertreter der Unternehmerseite (»Na Kumpel, gehts heute noch auf die Mama?«) kriegen ihr Fett vom Ich-Erzähler. So weit, so lesenswert. Dann aber wird es recht problematisch.

Die Grundidee ist der von 'Stellenweise Glatteis' analog: Der Erzähler deckt kriminelle Schiebereien auf und macht sich auf eigene Faust an die Lösung der Probleme. Dabei geht es reichlich unwahrscheinlich zu: Steingruber verschafft sich einen kleinen Nebenverdienst, entdeckt, daß er Waffen für eine rechtsradikale Organisation transportiert, seine von der Musikschule abgelehnte Tochter taucht unter und als Mitglied dieser Organisation wieder auf, Steingruber nimmt die Stelle eines Friedhofsgärtners an, findet in einer Gruft ein Waffenlager der Neonazis, überrascht sie mit Hilfe seines Kumpels Frank (der inzwischen zum Ortsvorsitzenden der SPD aufgestiegen ist und als solcher gegen seine sanierungswütigen Genossen für den Erhalt einer Siedlung kämpft); und mit Unterstützung eines linken Pfarrers. (Ein pensionierter Polizeibeamter und der ehemalige Friedhofsgärtner stehen ebenfalls auf der Seite des Selbsthelfers Steingruber.)

Frank erpreßt dabei eine Unterschrift vom Hauptbaulöwen, der zugleich einer der Drahtzieher der Neonazis ist und selbst auf dem Friedhof erscheint (!), die reuige Tochter teilt dem Vater mit, daß ein guter Freund, der das Hauptwaffenlager der Organisation entdeckt hat, ermordet wurde, sie selbst setzt sich nach Berlin ab, gibt dem Vater aber noch zuvor bekannt, wo sich das Hauptwaffenlager der Bande befindet. Das Lager wird von Steingruber und Anhang mit viel List und Tücke ausgehoben und schließlich und endlich veranstalten er und seine Freunde einen Umzug durch die Stadt, um auf die neofaschistische Gefahr aufmerksam zu machen.

Ziel der Demonstration, die auf Veranlassung des Polizeipräsidenten, der dies seinem mit Steingruber befreundeten Kollegen zuliebe tut (!), der unbehelligt bleibt, ist das Haus des Kopfes der Bewegung. Die mitgeführten Hakenkreuzfahnen aber nun geben den SPD-Genossen einen willkommenen Vorwand, den lästig werdenden Frank loszuwerden, der alte Friedhofsgärtner stirbt während des Umzugs relativ unauffällig an Herzversagen, der Pastor dürfte einem Disziplinarverfahren entgegensehen.

Nichts gegen Vorbehalte in Fragen einer allzu straffen Organisation und ritualisierter Protestformen, Vorbehalte, die der sympathischen Hauptfigur und dem Autor eigen sind, doch der Autor tut wohl etwas zuviel des Guten. Das Verhalten Steingrubers ist durch die frühe Verstrickung in die ganze Affäre und eventuelle Gefährdung der Tochter (die ohnehin bereit ist umzukehren) allzu schwach motiviert.

Weniger wäre hier mehr gewesen, insbesondere die direkte Intervention des Unternehmens, die klischeehafte Darstellung des Geschichtelehrers, der als Chefideologe der Bewegung alles, was zum Arsenal neofaschistischen Denkens gehört, auf einer Seite der Hauptfigur ins Gesicht sprudelt, sind wohl wenig geeignet, die realen neofaschistischen Gefahren aufzudecken und so die vom Autor gewünschte Operativität zu erreichen. »Wie im Kino«, sagt der alte Friedhofsgärtner denn auch gleich zweimal hintereinander, als die Verwicklungen ihrem Höhepunkt entgegeneilen.

Wie in schlechten Filmen scheinen mit hier allzu viele Klischees und die Lust an der Kolportage eine Rolle zu spielen: Kollege Frank nimmt sich eine schlampige Geliebte, Steingruber und Freund Frank überraschen den ehemaligen Arbeitgeber mit einer jugendlichen Geliebten im Gebüsch und feuern mit einer zufällig kurz zuvor gefundenen Pistole auf ihn, um ihn ein bißchen zu erschrecken und was der erstaunlichen Dinge mehr sind. Schade auch, daß sich mitunter, wenn auch selten, sprachliche Ungenauigkeiten, gewollte Poetisierung und Pathos einschleichen.

Von der Grün wäre besser beraten gewesen, die Fabel zu straffen und im Interesse größerer Glaubwürdigkeit die eigene Abenteuerlust ein wenig zurückzudrängen. In einer Rezension von Dittberners Erzählung 'Kurzurlaub' hatte von der Grün geschrieben, daß das, was wir Sensationen nennen, eben das 'Weltbewegende', wir selbst sind, in unserer menschlichen Teilnahme oder aber Distanzierung zu Menschen und Ereignissen.« Genau.

»Meine Mutter

---

hat immer zu mir gesagt:

Heimat ist dort,

---

wo es einem leicht gemacht wird,

---

mit Menschen zu reden. «

MAX VON DER GRÜN

Max von der Grün: »Flächenbrand«, Luchterhand, 1979, 364 S., 32 Mark.

Literatur-Konkret 1979, S. 59

Thomas Rothschild

Politische Lieder

EIN GLÜCKSFALL: ein journalistisch geübter Liedermacher und ein ganz und gar unprofessoraler Musikwissenschaftler, die zusammen gearbeitet und ästhetische wie politische Erfahrungen gesammelt haben, diskutieren, überlegen, reden miteinander und schreiben dann gemeinsam ein Buch über das politische Lied. Zwei Begabungen ergänzen sich da. Herauskommt, was es ähnlich auf dem deutschen Buchmarkt bisher nicht gab.

Der Liedermacher heißt Walter Moßmann. Seine Lieder werden mittlerweile überall gesungen, wo gegen Kernkraftwerke angekämpft wird. Er macht Lieder nicht zur eitlen Selbstbespiegelung, sondern für den Gebrauch. Und er beweist mit jedem seiner Lieder, daß die Benutzbarkeit nicht Primitivität bedeuten muß. Diese Erfahrung prägt Moßmanns Vorstellung vom politischen Lied.

Der Musikwissenschaftler heißt Peter Schleuning. Er lehrt an Hochschulen, hat in Freiburg einst eine alternative Blaskapelle gegründet und ein faszinierendes Buch darüber veröffentlicht, wie Kinder, wenn man ihre schöpferischen Anlagen noch nicht verstümmelt hat, durch alle Klischees hindurch höchst aufregende Lieder erfinden können.

Das fast 400 Seiten starke Taschenbuch »Alte und neue politische Lieder«, dessen Titelblatt zur Verdeutlichung die Liedzeile »Wir haben jetzt die Schnauze voll« schmückt, enthält in sich geschlossene Aufsätze, die dies gemeinsam haben: daß sie Lieder in ihrem historischen und gesellschaftlichen Zusammenhang sehen, daß sie die formale Analyse einbetten in Überlegungen zu Gebrauch und Funktion dieser Lieder, daß sie Partei nehmen für jene, die für eine gerechtere Welt kämpfen. Obwohl viel wissenschaftliche Erkenntnis in dieses Buch einging, ist es nicht, was man hierzulande als wissenschaftliches Buch begreift. Es ist ausgesprochen lustig komponiert, enthält höchst subjektive und auch polemische Einschübe, Grafiken und auch Notenbeispiele die Menge. Es ist zudem in einem Deutsch geschrieben, das geeignet ist, die akademischen Verwalter von Erkenntnis zu beschämen. Dennoch hat das Buch ein paar Längen, die nur den besonders Interessierten fesseln werden. Es wäre hilfreich gewesen, wenn die Autoren solche (ohne Verlust der Verständlichkeit) überspringbare Passagen gekennzeichnet hätten. Es ist erkennbar, daß die beiden, in leidenschaftlichem Engagement mit ihrem Gegenstand verbunden, es nicht übers Herz brachten, Dinge, die sie nun einmal herausgefunden hatten, wegzulassen.

Moßmann/Schleuning: »Alte und neue politische Lieder, Rowohlt 1979, 10,80 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 60

Thomas Rothschild

Ich bin Kommunist

sagt Paul Elflein in seinen authentitischen Erinnerungen. Deswegen wird sein plastisches »Geschichtsbuch« wohl leider keins der vielen faden Schulbücher ablösen

DAS EINE Gesicht auf dem Umschlag hinten ist einem vertraut. Rolf Becker ist eigentlich Schauspieler. Das gibt es also auch: einen Schauspieler, der nicht nur Selbstdarstellung betreibt, sondern auch einem in unserer wohlgeordneten literarischen Gesellschaft »Sprachlosen« zur Darstellung verhilft. Zusammen mit dem bewährten Übersetzer und Theaterfachmann Claus Bremer gab er die mündlich vorgetragenen Erinnerungen des Arbeiters Paul Elflein heraus.

Dies sind die Stationen in Elfleins Leben: Kindheit in Thüringen und Sachsen, der Vater ein klassenbewußter Sozialdemokrat; mit 15 Jahren Mitglied der Gewerkschaft und der Sozialistischen Arbeiterjugend, nach dem Ersten Weltkrieg der USPD und dann der KPD; 1929 Ausschluß aus der KPD, Mitglied in der KPO (Kommunistische Partei Deutschlands-Opposition); 1933 KZ Esterwegen, 1943 Marine-Artillerie in Griechenland; nach dem Krieg: Beitritt zur SED; 1958 Ausschluß aus der SED, Übersiedlung in den Westen; Paul Elflein ist heute Rentner und nach wie vor: Kommunist.

Die Erzählungen Elfleins sind nicht mehr und nicht weniger als ein ungeheuer plastisches Geschichtsbild, das begreiflich macht, was die Stärken und die Schwächen der deutschen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik waren und wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte. Und was wir in den letzten Jahren schon einige Male erfahren haben, zuletzt von Vera Kamenko, zeigt sich einmal mehr: daß solche authentischen Berichte, die aus eigenem Erleben stammen, ungleich spannender und wahrhaftiger sind als kunstvolle Darstellungen oder trockene historische Abrisse mit wissenschaftlichem Anspruch.

Die Herausgeber haben Paul Elfleins Erzählungen unterbrochen mit Passagen aus Schriften zeitgenössischer Politiker und aus Erklärungen verschiedener Organisationen. Außerdem wurden Illustrationen hinzugefügt.

Es wird oft und zu Recht beklagt, wie lückenhaft das Geschichtsverständnis junger Leute ist. Wie wäre es, wenn man ihnen mal statt fader Schulbücher die Erinnerungen von Paul Elflein zum lesen gäbe? Ich weiß, eine naive Frage. Da nützt auch das O in jener Organisation nichts, der Elflein am aktivsten angehörte. Solange er auf die etwas erstaunte Titelfrage »Immer noch Kommunist?« mit ja antwortet, hat er wohl in unseren Schulen keine Chance.

Immer noch Kommunist? Erinnerungen von Paul Elflein, herausgegeben von Rolf Becker und Claus Bremer, VSA, Hamburg, 1988, 139 S.

Literatur-Konkret 1979, S. 61

Yaak Karsunke

Die Trümmer vieler Untergänge

Endlich hat man die Chance, zu erfahren, wer der Schriftsteller war, den Tucholsky einen »Großen« genannt hat: Walter Mehring

DER NAME Walter Mehring wird (wenn überhaupt) nur innerhalb der Aufzählung: Kästner, Mehring, Tucholsky genannt - die so suggerierte Gemeinsamkeit kann sich auf wenig mehr berufen als das Kabarett der zwanziger Jahre, das Texte aller drei Autoren im Programm hatte. Mit der Neuen Sachlichkeit von Kästners Gebrauchslyrik haben Mehrings Verse so gut wie nichts gemein, mit einigen Strofen Tucholskys teilen sie sich immerhin das Vorbild: französische Chansons, das aber nahezu der einzige *literarische* Berührungspunkt zwischen dem politischen Publizisten Tucholsky und dem expressionistischen Lyriker Mehring ist, *persönlich* waren sie befreundet, seit Tucholsky den ersten Gedichtband des sechs Jahre Jüngeren (»Das politische Cabaret« 1919) sehr lobend rezensiert hatte.

Mehring wurde am 29. April 1896 in Berlin geboren. Sein Vater, der Redakteur Sigmar Mehring, hatte sich als Übersetzer französischer und angelsächsischer Lyrik einen Namen gemacht, war Pazifist und Sozialdemokrat (was damals noch zusammenging). Sohn Walter studierte nach dem Abitur zunächst Kunstgeschichte - schon als Gymnasiast hatte er Bekanntschaft mit Herwarth Walden gemacht, dessen Zeitschrift »Der Sturm« seit 1910 die publizistische Tribüne des deutschen Expressionismus darstellte, auch Mehrings erste Gedichte wurden 1911 dort veröffentlicht.

Nach dem ersten Weltkrieg gehörte Mehring zur Berliner Dada-Gruppe, ab 1919 arbeitete er an Max Reinhardts Kabarett »Schall und Rauch« mit. 1921 ging er als Korrespondent einiger Blätter nach Paris, er kehrte erst 1928 zur Realisierung eines Theaterprojekts an der Piscatorbühne im Theater am Nollendorfplatz zurück. Die Premiere von »Der Kaufmann von Berlin/Ein historisches Schauspiel aus der deutschen Inflation« am 6. September 1929 führte zu einem handfesten Publikumsskandal, der von der rechten Hetzpresse weidlich ausgeschlachtet wurde - Mehrings nächstes Stück, »Die höllische Komödie«, fiel dann bereits vor der Uraufführung 1933 einem Verbot zum Opfer.

Eben noch rechtzeitig gewarnt, verließ Mehring einen Tag vor dem Reichstagsbrand Berlin und Deutschland, unter den Büchern, die die Nazis am 10. Mai 1933 auf den Scheiterhaufen warfen, befanden sich auch seine Werke. Für den Verfasser begann eine achtjährige Odyssee, die den 1934 »wegen Hoch- und Landesverrats und Untreue gegen den Staat« Ausgebürgerten über Paris, Wien, die Schweiz, nochmals Frankreich (diesmal vor allem Internierungslager für deutsche Emigranten), schließlich in die USA verschlug.

Seit seiner Rückkehr nach 1945 pendelt er zwischen Hotelzimmern in Zürich und München: Luxushotels sind es nicht; denn anders als Kästner und Tucholsky ist der Schriftsteller Mehring in seinem ehemaligen Heimatland nicht einmal bei linken Lesern heimisch geworden - den Irrfahrten des Autors folgten die Irrwege seiner Publikationen. Nicht weniger als acht bundesdeutsche Verlage haben mal den einen, mal den anderen Titel gedruckt - das so zusammengeschnipselte Autorenbild ist dem Publikum offenbar zu undeutlich geblieben. Außerdem begegnet Mehring in *beiden* bundesdeutschen Staaten jeweils spezifischen Vorbehalten. Die Bundesrepublik betrachtet den *Linken* (der - etwa im Gegensatz zu Tucholsky - noch lebt) mit Mißtrauen: einiges von dem, was er zwischen 1918 und 1933 über die Weimarer Republik schrieb, gilt auch hier & heute noch und brächte ihn, schriebe er es über hier & heute, sicherlich zumindest in die Staatsschutzcomputer; das DDR-Literatur-Lexikon dagegen führt ihn als »Schriftsteller, der nicht über die individualistisch-oppositionelle Haltung herausgekommen« sei, und ein Sänger der Die-Partei-immer-recht-Haberei ist er auch wirklich nie gewesen.

Die Chance zu erfahren, wer Mehring tatsächlich ist, besteht seit einem Jahr: 1978 brachte der Claassen-Verlag, Düsseldorf, die ersten beiden Bände einer *Gesamtausgabe* heraus (»Müller/Chronik einer deutschen Sippe« und »Die verlorene Bibliothek/Autobiographie einer Kultur«), 1979 folgten »Wir müssen weiter/Fragmente aus dem Exil« und »Die höllische Komödie/Drei Dramen«.

Die Geschichte der *Fragmente* hat Mehring selbst »die schlimmste Katastrofe« seines an Katastrofen nicht eben armen Lebens genannt. Das 800 Seiten starke Roman-Manuskript, an dem der Autor drei Jahrzehnte gearbeitet hatte, war bereits Anfang 1969 fast abgeschlossen; da sich offenbar kein Verlag dafür fand, blieb es der kostbarste Inhalt des Emigrantenkoffers, aus dem Mehring nun schon lange lebt. Anfang 1976 mußte er mit vereiterter Lunge in ein Zürcher Krankenhaus eingeliefert werden, sein Koffer wurde ihm aus München nachgeschickt und auf dem Transportweg vertauscht: seither ist das Manuskript verschollen. Aus erhalten gebliebenen 400 Blatt Notizen und Entwürfen wurde nun wenigstens ein Teil des Ganzen rekonstruiert - leider nicht immer mit der nötigen Sorgfalt.

Mehring ist 83, seine Unterlagen sind verlorengegangen: umso notwendiger wäre es, ihm einen sachkundigen Lektor zur Seite zu stellen, der Material- und Gedächtnislücken füllen helfen könnte. Statt dessen wird Brechts »Dreigroschenoper«-

Schlußlied falsch zitiert, der Schauspieler Paul Graetz als »Grätz« und Tucholskys Herr Wendriner als »Wendrina« präsentiert (was bestenfalls phonetisch richtig wäre), die spanische POUM erscheint als »PUM« und Hitlers Wehrmacht von 1938 immer noch als »Reichswehr«. Gewiß nur Schönheitsfehler, aber doch vermeidbare und damit auch ärgerliche.

»Wir müssen weiter« gliedert sich in drei Teile: der erste schildert »Begegnungen« (vor allem mit den Freunden Ödon von Horvath und Tucholsky), der zweite »Hitler saß uns auf den Versen« zeichnet Stationen des Exils nach (ursprünglich sollte das Buch einmal »Topographie einer Hölle« heißen). Hinter der bürokratisch-fremdsprachigen Bezeichnung *Emigrant* verbarg sich in jenen Tagen in jedem Einzelfall ein verjagter und weiterhin gejagter Mensch: die Nazis etwa erzwangen im damals noch unabhängigen Österreich Verbote für Bücher Mehrings, nach Kriegsausbruch wurde er von den Franzosen inhaftiert, die Auslieferung an SS oder GeStaPo drohte. Mehring berichtet davon bewußt subjektiv, macht keiner ideologischen Verbrämung Konzessionen. Die bildreiche und -kräftige Sprache leugnet ihre expressionistische Herkunft nicht, deren Pathos jedoch durch großstädtischen Witz und Sarkasmus trocken gebrochen ist. Im letzten Teil kommt der Lyriker zu Wort: die »12 Briefe aus der Mitternacht« bilden einen Gedichtzyklus, der zwischen »Wien, November 1937« und »Marseille, Januar 1941« geschrieben wurde; der zehnte *Brief z*ählt die Menschenopfer, die der Nazi-Terror direkt und indirekt bis Sylvester 1940 in Mehrings Freundeskreis gefordert hatte: Mühsam, Ossietzky, Tucholsky, Toller, Joseph Roth, Ernst Weiss, Theodor Lessing, Hasenclever, Carl Einstein, Olden, Horvath ... Angesichts dieser Totenklage werden Unwörter wie »Vergangenheitsbewältigung« oder »Wiedergutmachung« als das deutlich, was sie sind: heuchlerische Phrasen.

Der zur Buchmesse neu erschienene Dramenband enthält - neben einem nur noch literarhistorisch interessanten, expressionistischen Erstling - den »Kaufmann von Berlin« und »Die höllische Komödie«. Über die Uraufführung des erstgenannten kann man in Erwin Piscators »Das politische Theater« (rororo 4331) nachlesen; das Stück gibt in montierter Szenentechnik ein facettenreiches Bild vom Berlin Anfang der zwanziger Jahre, in dem heute besonders die Schilderung des ostjüdischen Immigrationsmilieus in der damaligen Grenadierstraße anrührt: eine Welt, die ab 1933 ebenfalls zum Untergang verurteilt war. Daß das Stück auch nach 1945 nie wieder aufgeführt wurde, dürfte nicht zuletzt daran liegen, daß Mehrings Hauptfigur, ein kurzfristiger Inflationsgewinnler und Schieber, am Ende aber als tragikomisch dastehender betrogener Betrüger ebenfalls diesem Milieu entstammt - der Kaufmann von Berlin, Simon Chajim Kaftan, ist Jude wie sein Shakespearesches Vorbild Shylock, der Kaufmann von Venedig. Hatte es schon Shakespeare nach 1945 auf deutschen Bühnen zunächst schwer, so wurden vor ein paar Jahren die Versuche von Fassbinder und Zwerenz, etwa jüdische Bauspekulanten aufs Theater zu bringen, recht massiv gestoppt. Anzunehmen ist, daß der ausgebürgerte Mehring ähnliche Widerstände vor allem bei solchen Leuten auslöst, die auch von 1933 bis 1945 gute deutsche Bürger waren -und es geblieben sind. Sie haben alle Untergänge überlebt, zwischen deren Trümmern Mehring bis heute sitzt: inzwischen 83jährig und noch immer im Ausland, das mit einem alten deutschen Wort »Elend« heißt.

Walter Mehring »Wir müssen weiter/Fragmente aus dem Exil«, 160 S., gebunden, DM 19,80 Walter Mehring »Die höllische Komödie/Drei Dramen«, ca. 280 S., geh., DM 32,- beide im Claassen Verlag Düsseldorf, Bd. III und IV der Gesamtausgabe, 1979

YAAK KARSUNKE

unermüdlicher kämpfer

was auch wo immer geschieht -
mag es andern genossen
die sprache verschlagen -
der ständig sich selbst
engagierende dichter
erhebt seine stimme
läßt keine gelegenheit aus
den gegner zu geißeln

was auch wo immer geschieht

er entnimmt es der zeitung
dem fernsehen dem radio
ständig sucht er nach übeln
die er anprangern kann
jedem erschlagnen genossen
bricht er die knochen noch einmal
auf zeilenlänge

er lebt vom verkauf von gedichten

Yaak Karsunke

(Aus: da zwischen fünfunddreißig Gedichte & ein Stück Rotbuch Verlag, Berlin 80 Seiten, DM 8,-)

Literatur-Konkret 1979, S. 63

Winfried Thomsen

Lob des Laub

Auch was hinauffällt, geht häufig kaputt -ein Aphorismus, den Gabriel Laub zufällig noch nicht gedichtet hat. Oder doch?

ER »HAT sich den Ruf eines der besten zeitgenössischen Satiriker erworben«. Steht (allerdings ohne Bezugsnachweis) im Klappentext. Seine Zunge - steht da -ist bissig (»Jede Zahl und jeder Mensch werden groß, wenn sie viele Nullen hinter sich haben«), boshaft (»Das Ergebnis des Fortschritts im Gesundheitswesen: Die Schein-Behandlung«), ätzend (»Die Politiker schenken uns den reinsten Wein ein: Ohne Beimischung von Wahrheit«), spitz (»Sein Verhältnis und ihr Verhältnis zu ihrem Verhältnis standen in keinem Verhältnis zueinander«), doch dabei immer auch heiter (»Optimist: Ein Mensch, der zuversüchtig ist«) und liebenswürdig (»Es gibt Ausführungen, die auch tatsächlich ins Aus führen«), alles in allem also geistreichscharf: »Warum eigentlich gewinnen Wahrheit und Wein erst dann an Wert, wenn man sie in dunkle Keller einsperrt?«

Aus dem Keller, genauer: der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, tönt es: »Er schreit mich nicht an, er weiht mich ein, wenn er mit nassen Augen (weil die Welt ein Jammertal ist) lächelt.« Wer ist das, dessen Flüstern selbst die Tauben vernehmen? Gabriel Laub ist's, der, gerade 50, uns lehrt: »Die 'Krise der Lebensmitte' ist die Krise des Mitlebens« (jetzt veröffentlicht in »Das Recht, Recht zu haben«, Hanser),und der gleichwohl noch die Geschichte »Wer kann sich eine Midlife crisis leisten?« (in »Alle Macht den Spionen!«, Knaus) anbringt, wo es dann auch heißt, daß es bei alledem um eine »Krise des Mitlebens« geht. Er schreibt also 1. Aphorismen und z. Satiren, bei denen es sich aber um sozusagen mit Augenwasser (weil die Welt ein Jammertal ist) verlängerte Aphorismen handelt.

Nein, nein, er schreit weder die »FAZ« noch uns an. Er erklärt uns für dumm: beendet eine Story gern mit der Erläuterung, sie sei »auch anders gemeint« gewesen. Oder er erzählt uns einen Witz (Gespräch zweier Israelis): »Warum seufzt du?« - »Ach, die Welt ist verrückt. Wir Juden führen Krieg -und die Deutschen machen Geschäfte«. Damit niemand denkt, hier würden Vorurteile bekräftigt, erklärt er in Klammern: »Die Pointe des Witzes basiert darauf, daß früher die Juden allgemein als geschäftstüchtig und nichtkriegerisch galten und die Deutschen dagegen als Krieger.« Oder er sinniert und doziert langatmig in der Gegend herum und bleibt immer schön abstrakt.

Dieser Laub ist eben unfaßbar. Er entzieht sich ins Allgemeine, bleibt unverbindlich, hält sich heraus, gibt keine Antworten oder ausweichende, nennt keine Namen, sondern benutzt am liebsten das unverfängliche »Man«, tut niemandem weh, erklärt seine Pointen und entschuldigt sich: das war doch Satire, ihr kleinen Dummen, und alles gar nicht so gemeint. Nämlich ironisch. Schließlich schreibt er »Satire, die auch keiner auf sich selbst bezieht«? Oh großer Meister. Während zum Beispiel meine Aphorismen die Wahrheit nicht im Keller lassen, sondern ans Tageslicht zerren und also in die Hose gehen, treffen seine zwar auch nicht, aber das ist Absicht. Sie sind »Gedankensplitter, die ins Auge gehen«. In welches? Wer wird sich denn festlegen?

Unübertroffen, wie er, ein eingefleischter Feinschmecker, den richtigen Riecher hat: »Eine gute Nase hütet sich selbst - man riecht rechtzeitig, wann man auf die Nase fallen könnte.« Oder auf den Bauch. Satiriker kennen keine Tabus. Deshalb, und nicht um Witzen vorzubeugen, schreibt Laub: »Natürlich wird man mir nicht einreden können, daß ich schwanger bin. « Womit wir bei seinem Hauptthema sind: der Liebe, oder was wir dafür halten. Glänzend seine Ironie, wenn er uns lehrt, daß »männliche Chauvinisten« durchaus auch »Frauenbewegungen« mögen, und spitzfindig nachweist, daß gute Hähne keineswegs selten fett werden, sondern beides schaffen. »Kommt die Frau in die Wechseljahre, wird sie gewechselt. Kommt der Mann in die Wechseljahre, wechselt er die Frau.«

Gabriel Laub hält uns den Spiegel vor und wir sehen ihn, oder ist es umgekehrt? Jedenfalls seitenverkehrt. Scheinbar verhöhnt er die Frauen, in Wirklichkeit preist er sie: »Ich schätze Frauen als Menschen, liebe sie aber als Frauen.« Da ein Meister der Satire sich durch das Gegenteil ausdrückt, hält er bei diesen zweigeteilten Wesen auch Intelligenz für gut: mit solchen Frauen könne man über Zwölftonmusik sprechen, aber erst »hinterher«, also vorher - was besser sei, als über Mode zu reden, also schlechter.

Hervorragend benutzt Laub gängige Vorurteile, um der Emanzipation das Wort zu reden (er würde wohl sagen: die Stange zu halten). Emanzen schildert er als häßlich und frigide; sie »verwechseln Erektion mit Reaktion - weil sie beides nur aus Büchern kennen«, im Kampf gegen die Männer erwiesen sich lesbische Frauen als »die zungenfertigsten« und so ist »die Lösung: Der lesbische Mann.«

Alles nicht so gemeint. Geschickt versteht es Laub, dieser satirische Heuchler, seinen Fortschrittsglauben zu verbergen. Gehen Sie ihm nicht auf den Leim, wenn er scheinheilig schweigende Mehrheitssprüche klopft: »Die bärtigen Revoluzzer bekämpfen doch fremdes autoritatives Denken, um es durch eigenes autoritatives Denken zu ersetzen.« Eine Botschaft, die er immer wieder durch die Gebetsmühle dreht: »Die alten Konservativen betrachten die Welt als gegeben; die jungen Progressiven warten darauf, daß man sie ihnen gibt.« Nicht aufregen! Er meint das ironisch.

Da analysiert er die Klassenlage des Pferdes im Western, scheinbar bestätigend, daß die Machtverhältnisse unumkehrbar (reitet ein Pferd etwa einen Cowboy?) und die »Folgen der utopischen Träume: Träumata« sind. Mit diesem Trick - Dementis wirken bekräftigend - stiftet er uns an, provoziert. Was nach Gemeinplätzchen schmeckt, ist Sprengstoff. Wir pädagogischen Satiriker bringen Dinge, die in verschiedenen Bewußtseinsschubladen abgelegt sind, zusammen und zur Explosion. Wo es aber knallt, wird gezweifelt, wird gedacht, wird's den Herrschenden ungemütlich. Wenn Laub es als »höchst demokratisch« bezeichnet, daß sich der Fußballzuschauer die Mannschaft seiner Gunst »absolut frei wählen«, daß es ein Demokratiegefühl kaum geben kann, »könnte man nicht Minister kritisieren, ihnen Ratschläge geben, sie verspotten, sich über ihre privaten Fehltritte entrüsten« - ist das nicht der Vater des Gedankens: Wir wollen mehr Demokratie?

Da witzelt Laub über unser Abhörsystem (»Dieser Mann ist zwanzig Wanzen wert«) und spricht sich für die Computer-Bürgernummer aus (immer noch besser, als »Furzewa« zu heißen). Großartig! Das bleibt so allgemein, das trifft niemanden und nichts, daß einem angst und bange werden kann. Nennt der Autor die Politiker und Verhältnisse nicht beim Namen, weil er höflich sein und beliebt bleiben will? Warum verharmlost er? Er lullt uns und vor allem die Mächtigen ein: die kriegen keinen Schreck, sie lachen über die Witzchen, die ihnen gelten, und merken nicht, was sich da zusammenbraut.

Denn er meint - wie gesagt - alles ganz anders. Was langweilig scheint, soll uns in Stimmung bringen, was belehrend-langatmig wirkt, soll uns zum Selberdenken stimulieren. Wo er uns für dumm erklärt, da klärt er uns auf. Er schreibt, um uns reinzulegen, spielt - wie alle großen Satiriker und Kabarettisten - mit unserem Bewußtsein. Denn das Denken muß in den Köpfen des Publikums in Gang kommen, die Leser erhalten keine Absolution, sondern müssen selbst auf die Lösung kommen. Der Satiriker bringt sie nur auf den Weg.

Er meint eben - wem sag ich das? - alles ironisch. So seine Behauptung, die Verbrecher hätten mehr Rechte als ihre Opfer. Und er will nicht etwa vermeiden, bei Axel Springer in Mißkredit zu geraten, wenn er bemerkt: »Mord ist überall Mord, freilich mit kleinen Ausnahmen: wenn ein Palästinenser einen Israeli tötet ...« Er will damit sagen: der umgekehrte Fall ist sehr verbreitet. Und wenn er schreibt, daß »man sich über die Einladung der UNO für die Chefs der Terroristen aufregen muß«, so irrt er absichtlich. Zwar hat Herr Begin meines Wissens noch nicht vor der Vollversammlung in New York gesprochen, noch ihr Gebäude in die Luft sprengen lassen, doch sollen wir auf eben diesen Gedanken kommen. Genauso wirkt Laubs Bekenntnis, er wolle die »Friedenssprüche des Herrn Breschnjew« nicht hören (der Profi nennt nur Namen von Leuten, die weit weg sind): unverzüglich denken wir an die Menschenrechtssprüche des Herrn Carter.

Immer wieder schafft es der listige Laub, uns auf 's Glatteis zu locken. Er albert über ein paar Verrückte, die Terror machen, und wir lachen: Sind jemals durch einen harmlosen Scherz die Gefahren des Terrorismus, die Folgen seiner Bekämpfung deutlicher geworden?

Ja. Laub nimmt an, Breschnjew würde entführt. Da er keinen Tauschwert hat, opfern ihn seine Genossen gern. Nun versuchen in der BRD Terroristen befreundete Gefangene zu befreien, die aber auf der Fahrt zum Austauschplatz ihrerseits entführt und, falls die Geiseln nicht freigegeben werden, erschossen werden sollen: »Es ist nicht ausgeschlossen, daß die echten Terroristen ihre Genossen ruhig zum Erschießen freigeben.« Was lernen wir daraus? Es ist alles ganz anders gemeint. (Beinahe wäre ich allerdings auch drauf reingefallen).

Satiriker sind halt Hochstapler. Laub bestätigt es, indem er es bestreitet: »Ich sehe in meinem Beruf keine Möglichkeit, jemanden zu betrügen.« Wieso aber ist der Mann so gut im Geschäft? Weil es üblich ist, »nur ganz idiotische Bücher zu drucken«, denn: »Selbst tausend Musenküsse erreichen nichts, wenn der Auserwählte impotent ist.

Das ist Satire: unbesehen würden wir's glauben, wüßten wir nicht, daß Musen längst ausgestorben sind. Dem Guru der Ironie geht es um die eigene Welt, »die man selbst schuf und die man beherrscht ... Sie ist vor uns so klein und gehorcht. « So wird er groß. Ein Trick, der uns zweifeln läßt: Gabriel Laub, gibt's den überhaupt. Einen, dessen Zunge bissig, boshaft, ätzend, spitz usw. ist, müssen wir doch haben.

Eigenlaub stinkt. Mit anderen Worten: Gabriel Laub ist der Größte, der satirische Meisterdieb, der Aphoristiker der Aphoristiker, und sehr, sehr lesenswert. Man kann es aber auch sein lassen.

Ich hab' das übrigens alles ganz anders gemeint: ironisch.

Gabriel Laub: Das Recht recht zu haben Carl Hanser Verlag, 64 Seiten 9,80 Mark, Gabriel Laub: Alle Macht den Spionen. Ein Schock neuer Satiren mit einem Dutzend Cartoons von Manfred Limmroth, Albrecht Knaus Verlag, 157 Seiten, 19,80 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 65

Uwe Timm

Die große Föderation der Schmerzen

Wieder einmal ist es nicht einer der großen Buchverlage, der einen blinden Fleck des literarischen BRD-Sortiments sichtbar macht

DAS IST EIN kolossaler Kaventsmann, dieser *Jaques Vingtras,* in drei Büchern: Das Kind, Die Bildung, Revolte, und das macht, alles in allem, fast 1.000 Seiten - der autobiographische Roman von Jules Vallès, Schriftsteller und Mitglied des Volksbildungsausschusses der Pariser Kommune.

Vallès beschreibt seine Kindheit, die prügelnde Mutter, den pedantischen, enttäuschten Vater, geisttötende Schulen, tyrannische Lehrer, eine Kindheit, die keine Kindheit war und dazu führte, daß der 13jährige sich das Leben nehmen wollte. Nach dem Abitur versucht sich Vingtras in verschiedenen Berufen, lebt aber dann, aufgrund einer ihm eigenen, fast kreatürlichen Aufsässigkeit gegen jede Form der Autorität, am Rande der Gesellschaft, in der Pariser Bohème der fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

Hungernd und frierend steht er tagsüber in den Arkaden unter dem Odeon, aber doch geschützt vor Regen und Schnee. Sozialisten, Anarchisten, Kommunisten, Monarchisten, Träumer und Spinner treffen sich hier, all die Hungernden, Elenden, Unzufriedenen, die sich im zweiten Kaiserreich nicht einrichten konnten oder wollten. Die revolutionären Träume der jungen Intellektuellen, ihr Haß gegen jede Autorität, ihre Lust am Diskutieren, die oftmals komischen Konspirationen und die Wünsche nach einem befreiten Land und einer Gesellschaft der Gleichen, das alles erinnert an die Stimmung der revoltierenden Studenten in den Jahren 1967/68.

Man muß das lesen, die Verzweiflung junger Menschen in einer Gesellschaft, die ihnen Ziel und Sinn verweigert, und man wird leicht die Parallelen zur heutigen Situation finden. Eine Verzweiflung, die über die scheinbare Unveränderbarkeit der Realität, damals wie heute, selbstzerstörerische Züge annehmen kann. So kommt es wegen einer Lappalie zu einem Duell zwischen Vingtras und seinem Freund. Aus immer kürzerwerdender Distanz schießen sie aufeinander, tatsächlich aber auf etwas ganz anderes: auf die Langeweile, auf die Trostlosigkeit, auf das Elend, vor allem aber auf jene, die für das alles verantwortlich sind. Vingtras schießt seinen Freund nieder.

In dem dritten Buch, mit dem Titel *Revol*te, erzählt Vallès, wie das Kaiserreich gestürzt wird, von der Ausrufung der Republik und der Bildung der Pariser Kommune, der - wie er sie nennt - »großen Förderation der Schmerzen«. Es ist die Geschichte der Verfolgung und Tötung Tausender von Kommunarden und die Geschichte der Flucht von Jaques Vingtras, nachdem die letzte Barrikade gefallen ist. »Der Unterhändler geht zurück. 'Scheiße!' johlt der Kommandant noch von seiner Steintribüne herab. Plötzlich leeren sich die Fensteröffnungen, der Deich bricht. Der blonde Kanonier hat einen Schrei ausgestoßen. Eine Kugel hat ihn in die Stirn getroffen, das sieht wie ein drittes schwarzes Auge zwischen seinen beiden blauen Augen aus. 'Es ist aus! Rette sich wer kann! ... 'Wer versteckt zwei Aufrührer?' So haben wir in den Höfen geschrien und den Blick auf die Etagen gerichtet wie Bettler, die auf einen Sou warten. Niemand hat uns ein Almosen gegeben! Das Almosen, um das wir mit der Waffe in der Hand bitten! Zehn Schritt von uns die Trikolore! Da hängt sie, sauber, leuchtend und neu, diese Fahne, mit ihren frischen Farben beleidigt sie unsere, von der noch hier und da verbrannte, dreckige, stinkende Fetzen wie zerdrückte und verwelkte Mohnblumen herumhängen. «

Vallès erzählt in einer modern anmutenden Schnitt-Technik, die unvermittelt vom Allgemeinsten zum Individuellsten umschaltet. Ironie und Umgangssprache (in einer exzellenten Übersetzung) finden sich, und es werden sehr genau die Demütigungen und Verletzungen eines Menschen beschrieben, der sich an einer erstarrten Gesellschaft wundreibt. Aber vor allem - und das unterscheidet dieses Buch von dem, was die bürgerliche Kritik als Literatur uns momentan hochstemmt, dem *Gewicht der Welt* mit seiner dünnen Subjektivität, dem neuromatischen Kitsch eines *Von hier nach dort* - hier ist von einem kämpfenden, rebellierenden Subjekt die Rede. Eine sensible, mitleidende, aber auch aufrührerische Literatur. Und selbst in der Beschreibung der Niederlage ist noch Hoffnung, keine metaphysische, sondern eine sehr reale, nämlich, daß der Kampf weitergeht.

»Sie kriegen mich nicht! Und ich werde wieder beim Volk sein können, wenn es erneut auf die Straße und in die Schlacht getrieben wird. Ich sehe zum Himmel auf, in die Richtung, in der ich Paris fühle. Er ist schreiend blau, mit roten Wölkchen. Wie eine große mit Blut getränkte Bluse. « 0

Jules Vallès, Jaques Vingtras, Zweitausendeins, 948 S, 28,- DM

Literatur-Konkret 1979, S. 66

Warner Poelchau

Auf Teufel komm raus

Die »Washington Post« sorgte sich um die »entsetzten Leser«, als der ehemalige CIA-Agent Philip Agee auspackte

AN EINEM Nachmittag im April 1957 steht ein 22-jähriger Amerikaner auf dem Washington Monument. Der Anblick des Weißen Hauses, des Capitol und anderer »Gebäude, in denen die Geschichte unseres Landes gelenkt werden«, fasziniert ihn. Er gerät ins Schwärmen, denn bald wird er zu diesem riesigen Machtapparat gehören. »Ich werde Soldat sein im Kampf gegen die weltweiten Versuche des Kommunismus, die persönlichen und allgemeinen Freiheiten zu untergraben; ein Patriot, der sein Leben der Erhaltung und Verteidigung unseres Landes und unserer Lebensart widmet.«

Philip Burnet Franklin Agee aus South Bend im US-Staat Indiana hat sich entschlossen, Mitarbeiter beim amerikanischen Geheimdienst CIA zu werden. Zwölf Jahre später ist es aus mit dem Patriotismus. Phil Agee quittiert seinen Dienst bei der »Firma« und beschließt, einen Bericht über seine Geheimdienstaktivitäten in Südamerika zu schreiben. Es dauert mehrere Jahre, bis er dazu kommt. Von Mexiko-City bis Paris ständig auf der Flucht vor ehemaligen Kumpels, die seine Recherchen und das Buch um jeden Preis verhindern wollen, sucht er einen Verleger, dem die Sache nicht zu heiß ist.

Als' sein CIA-Tagebuch »Inside the company« trotz alledem 1975 endlich auf den US-Markt kam, wirkte es dort - selbst nach Watergate -wie eine »Zeitbombe« (Publishers Weekly). Die Explosivität dieses Reports über die CIA-Aktivitäten in Ecuador, Uruguay und Mexico lag darin, daß Agee alle Machenschaften und sämtliche Namen der daran Beteiligten minutiös aufdeckte.

Ohne sich selbst zu schonen, führte er dem »entsetzten Leser« (Washington Post) vor Augen, wie wenig amerikanische Außenpolitik mit der vielgepriesenen Entwicklungshilfe und Demokratie, wie viel dagegen mit Bestechung, Intrigen und organisiertem Terror zu tun hat. Unter dem Schutz diplomatischer Immunität entfalteten Agee und seine Mitarbeiter in den CIA-Stationen von Quito, Montevideo und Mexiko-City jede nur erdenkliche subversive Aktivität, die auf »Teufel-komm-raus« (der dann meistens in Form faschistischer Diktaturen erschien) den Einfluß des US-amerikanischen Kapitals garantierte.

Agees Enthüllungen haben die von Jimmy Carter öffentlich beweinte »Identitätskrise der amerikanischen Nation« mitbewirkt.

Daß im Juni dieses Jahres der Attica-Verlag unter dem Titel »CIA-Intern« die deutsche Übersetzung herausbrachte, wurde bei uns ignoriert. Das ist wenig verwunderlich bei der rechten Presse, läßt sie sich selber oft genug vom CIA für KGB-Stories und ähnlicher »Enthüllungen« entlohnen. Wer hackt schon die Hand ab, die einen ernährt. Anders die liberalen und linken Zeitungen. Glaubt man dort, daß sich der amerikanische Geheimdienst seit den Enthüllungen über die CIA/ITT-Verbrechen in Chile ruhig verhält in Lateinamerika?

Abgesehen davon, daß in dieser Ausführlichkeit außer Agee noch kein ehemaliger Agent den Aufbau und die konkrete Tätigkeit des CIA geschildert hat, das Buch also auch Kennern der Geheimdienst-Szene nützlich sein kann, ist es noch aus einem anderen Grund ein wichtiges Dokument: Agee hat seine »CIA-Memoiren« wie ein Tagebuch geschrieben. Soweit nachträglich möglich, hat er versucht, seine Gedanken 'authentisch' zu rekonstruieren. Hat versucht zu zeigen, wie er die jeweiligen politischen Ereignisse in -Verbindung mit seiner eigenen Tätigkeit reflektiert hat. So kann man »miterleben«, wie sich - schrittweise und mit vielen Schwankungen - aus dem 22-jährigen glühenden Patrioten von 1957, aus dieser Inkarnation eines »häßlichen Amerikaners« der Phil Agee entwickelt, der 1974 am Schluß seines Tagebuchs formuliert: »Was zur Debatte steht, ist der Kapitalismus, und gegen ihn muß vorgegangen werden. Gegen CIA, FBI und seine Sicherheitsorgane, die nichts als die logischen notwendigen Konsequenzen des Willens der herrschenden Klasse sind, sich ihre Privilegien zu erhalten. Weniger denn je ist heute Gleichgültigkeit gegenüber Unterdrückung im eigenen Land oder sonst irgendwo in der Welt erlaubt. Der Gegensatz von Arm und Reich - heute extremer denn je - zeigt die Unversöhnlichkeit der Klassengegensätze, die eine sozialistische Revolution beseitigen kann ... Man kann nicht mehr die Augen davor verschließen, daß es zwei Seiten gibt, daß wir, ob wir wollen oder nicht, Tag für Tag entweder die eine oder die andere unterstützen.«

An dieser Bewußtseinswandlung des ehemaligen CIA-Agenten Agee hat der als homogen, als übermächtige Schlange angesehene Geheimdienst, auf den die linken Kaninchen starren, mitgebastelt. Vor jedem Einsatz versorgte die Zentrale ihren Agenten mit Archivmaterial über die feudalen Macht- und Einkommensstrukturen des Einsatzlandes. Und das Einsatzziel war ihre Erhaltung! Vor fünf Jahren prahlte der damalige BND-Chef Gerhard Wessel: »Der BND ist so gut wie der CIA.« Seit Agees Buch erweckt dieser Spruch in mir nicht nur Schrecken sondern auch Hoffnung.

Philip Agee: »CIA INTERN. Tagebuch 1956-1974, Attica Verlag, 1979, 509 Seiten, 24,80 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 67

Henryk M. Broder

Ein Branchenbuch deutschen Größenwahns

In Weimars letzten Jahren zog die SA auf, wenn Emil Julius Gumbel sprach. Die Nazis haben ihn ausgebürgert, ihre Testamentsverwalter haben ihn vergessen gemacht

ANFANG des Jahres 1979 ist in dem kleinen Heidelberger »Verlag Das Wunderhorn« ein Buch erschienen, das vor genau 55 Jahren, im März 1924, zum erstenmal verlegt wurde: »Verschwörer - Beiträge zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde seit 1918.«

Diese Schrift, deren Inhalt weit spannender und brisanter ist, als es der akademisierende Titel vermuten läßt, ist im Laufe der vergangenen Jahrzehnte genauso in Vergessenheit geraten wie ihr Verfasser, den man zu den verbrannten Dichtern zählen muß, obwohl er physisch seine literarische und wissenschaftliche Endlösung im Exil überlebt hat: Emil Julius Gumbel, 1891 in München geboren, studierter Mathematiker, Nationalökonom, Physiker, von 1924 bis 1932 Professor für Statistik in Heidelberg, Freiwilliger im Ersten Weltkrieg, Schriftsteller und Mitarbeiter der Weltbühne, Anhänger der Unabhängigen Sozialdemokraten, Aktiver in der Liga für Menschenrechte, bekenntnisloser Jude und Pazifist.

Gumbel war in der kurzen Zeit zwischen Kaiserreich und Drittem Reich ein bekannter Mann, Auslöser und Gegenstand zahlreicher akademischer Skandale - die Uni Heidelberg hielt ihren guten Ruf durch seine politische Arbeit für gefährdet - sowie Objekt vaterländischer Empörung, die in seiner Person alle die schlechten Eigenschaften vereinigt sah, die ein guter Deutscher nicht haben darf. Das alles hatte Gumbel vor allem einer Eigenschaft von ihm zu verdanken: Er publizierte, was er penibel recherchiert hatte, ohne sich um den nationalen Konsens zu kümmern, für den seine Arbeiten an Landesverrat grenzten.

1920 erschien seine Schrift »Zwei Jahre Mord«. Gumbel listete auf: Für 314 Morde von rechts wurden eine lebenslängliche Festungshaft und 31 Jahre 3 Monate Freiheitsstrafe verhängt; für 13 Morde von links gab es acht Todesurteile und 176 Jahre 10 Monate Freiheitsstrafe. In einer Rezension dieses Gumbel-Buches schrieb Tucholsky: »Wie da politische Morde von deutschen Richtern beurteilt worden sind, das hat mit Jusitz überhaupt nichts zu tun. Das ist gar keine.« Tucholsky nannte Gumbels Justiz-Untersuchung » das Buch der deutschen Schande«, 1922 erschien eine aktualisierte Ausgabe, »Vier Jahre politischer Mord«; in den zwei Jahren hatte die Zahl der Morde beträchtlich zugenommen, die Praxis der Justiz war dieselbe geblieben. Die Justiz hat, so Gumbel 1924 in den »Verschwörern«, »in dem Ermordeten ihren Feind gesehen, in dem Mörder aber das Mitglied der guten Gesellschaft, die zu schützen ihre Aufgabe und ihre Pflicht war.«

Die Weimarer Justiz nahm ihre Aufgabe und ihre Pflicht so genau, daß man sich rückblickend fragen muß, ob die Bezeichnungen »Verschwörer« und »Geheimbünde« zutreffen, handelte es sich doch um Gruppen und Organisationen, die zwar zum großen Teil außerhalb der Legalität standen, aber das Licht der Öffentlichkeit nicht scheuten. Mit einer Akribie, die zum Besten gehört, was auf dem Gebiet der Dokumentation je geleistet wurde, führt Gumbel die Unzahl der völkischen, militaristischen, antisemitischen und monarchistischen Bünde auf, nennt ihre Mitgliederzahlen und Operationsgebiete, erklärt ihre Ideologie und ihre ideologischen Differenzen untereinander; allen gemeinsam ist die Feindschaft gegen die Weimarer Republik, gegen die Demokratie überhaupt, der Wunsch nach einer Rückkehr zu »geordneten« Verhältnissen, das heißt: Weg mit dem Parlament, den Sozialdemokraten, den Juden.

Das Verzeichnis der vielen Organisationen liest sich wie ein Branchenbuch deutschen Größenwahns; das nationale Angebot reicht von der schwarzen (illegalen) Reichswehr, die freilich von der regulären ausgehalten wurde, über den Alldeutschen Verband, den Wehrwolf, den Stahlhelm, den Jungdeutschen Orden, den Schutz- und Trutzbund über den Ring der Nibelungen, den Germanenorden und den Bund der Aufrechten bis zur Gesellschaft deutschgermanischer Gesittung, den Nichtjudenbund, die Ritterschaft der deutschen Ehrenlegion, den völkischen Wandervogel-Bund.

Die Vielfältigkeit dieser Organisationen für völkischen, nationalen und militärischen Wiederaufbau mache den »Eindruck eines vollkommenen Durcheinanders«, schreibt Gumbel. Man dürfe sich aber nicht täuschen lassen: »Das offizielle Programm und damit auch der Name wechselt, je nachdem, was gerade politisch zieht. Die wirkliche Tendenz bleibt aber dieselbe.«

Gumbel, der Mathematiker und Statistiker, ist kein Buchhalter der Reaktion, der sich damit zufrieden gibt, wertfrei und neutral Daten anzuhäufen. Der Wert seiner Dokumentation liegt gerade darin, daß er einen Sinn für Geschichte hat und

weder die kommunistischen noch die bürgerlichen Erklärungsmodelle übernimmt. »In Deutschland gab es nach dem Krieg keine Revolution, wohl aber eine Konterrevolution. Was gemeinhin als Revolution bezeichnet wird, ist nur die Tatsache, daß am 9. November 1918 die sämtlichen Monarchen aus Angst vor einer Revolution davonliefen.«

Die Monarchen liefen davon, nur ihre Anhänger aller Schattierungen blieben im Land und rührten sich kräftig. So war das Ende der Weimarer Republik schon beschlossene Sache, lange bevor die Nazis die Macht übernahmen. Die Regierenden selbst machten es möglich. Nach dem Kapp-Putsch von 1920 wurde von den 540 Offizieren, die sich an dem mißglückten Aufstand beteiligt hatten, ein einziger bestraft. Bei allen anderen wurden in die Akte »nichts veranlassen«, »Versetzung«, Beurlaubung«, schlimmstenfalls »Dienstenthebung« eingetragen.

Dafür zahlte die Ebert-Regierung den putschenden Soldaten eine Prämie aus, die ihnen von Kapp und seinen Leuten versprochen worden war. So hielt die legale Regierung korrekt die Zusagen der Meuterer ein und belohnte sie noch für ihren Unternehmungsgeist. Von gleicher Art waren die Maßnahmen der Justiz, die Milde gegenüber den Liquidatoren der Demokratie übte und Härte sowohl gegen linke Revolutionäre als auch bürgerliche Republikaner praktizierte. Dies waren logische flankierende Maßnahmen zur Politik der Reichsregierung.

Als im August 1920 der Reichstag eine Amnestie erließ, wurden nationalgesinnte Täter umgehend begnadigt, die verurteilten Räte-Republikaner dagegen von der Amnestie ausgeschlossen. Nach der Ermordung des Zentrum-Politikers Erzberger wurden die Täter, zwei ehemalige Offiziere, zwar ermittelt, aber so lasch gesucht, daß sie nach Ungarn fliehen konnten. »Die einzige Verurteilung«, notierte Gumbel, »die bis jetzt erfolgte, betrifft den verantwortlichen Redakteur des 'Offenburger Tagblatts', Franz Huber.« Er wurde zu 1.000,-- Mark Geldstrafe verurteilt, weil er Teile der Gerichtsakten veröffentlicht hatte.

Die Mörder von Rathenau wurden wegen *Beihilfe* zum Mord zu Zeitstrafen verurteilt. Die Täter, die den Schriftsteller Maximilian Harden überfielen und lebensgefährlich verletzten, kamen mit milden Strafen wegen *Beihilfe zu* Körperverletzung davon. Es wurde ihnen zugute gehalten, daß Harden von einem Teil der Bevölkerung als politischer Schädling angesehen wurde. Gumbel dokumentiert diese Fälle ausführlich und kontrastiert sie mit anderen Fällen, in denen ganz anders verfahren wurde.

Der Journalist und Sekretär des bayerischen Räte-Ministerpräsidenten Eisner, Fechenbach, wurde zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er ein Telegramm aus den bayerischen Archiven an einen Agentur-Korrespondenten gegeben hatte. Der Inhalt des Telegramms war seit langem bekannt, trotzdem wertete das Gericht die Tat als Landesverrat.

Der Freiherr von Leoprechting wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Er gab eine Korrespondenz heraus, in der er über geheime Waffenlager, Geheimbünde und deren Beziehungen zur Reichswehr berichtete. Von der Anklage des Aufruhrs freigesprochen wurde der Schriftleiter einer Zeitung, die im November 1922 geschrieben Kate: »Wir müssen die Hochburgen der roten Reaktion mit stürmender Hand nehmen und die Giftbuden, von denen täglich die Jauche des Judengiftes sich in unsere Herzen ergießt, in Flammen aufgehen lassen. In Trümmer mit den Parlamenten, diesen Schwatzbuden der Revolution ...!« Das Gericht meinte, es sei nicht zu widerlegen, daß der Aufsatz nur als Abwehrartikel gedacht gewesen sei.

Ebenfalls freigesprochen wurden im Mai 1923 Nationalsozialisten, die ein Hotel überfallen, geplündert und verwüstet hatten. Vor Gericht gaben sie an, sie hätten sich an der Aktion nur beteiligt, um weitere Ausschreitungen zu verhindern. »Bei Übergriffen der Nationalsozialisten«, schreibt Gumbel, pflegten die Gerichte die Technik, »den sich wehrenden Gegner zu verurteilen.« Auch dafür führt Gumbel eine Reihe von Beispielen auf. Würde man bei ihnen das Datum weglassen, käme niemand darauf, daß es Urteile sind, die mehr als 50 Jahre zurückliegen. Die deutsche Kontinuität ist eben etwas zeitlos Verläßliches.

Eine Geschichte, die Gumbel am Rande erwähnt, illustriert, von welcher Gemütsverfassung die Verschwörer waren, denen das Nationale und das Völkische so am Herzen lag. Marinekapitän Hermann Ehrhardt, der zum Auftakt des Kapp-Putsches in Berlin einmarschierte, konnte trotz eines vorliegenden Haftbefehls fliehen und sich in München bei der Polizei neue Papiere besorgen: einen Paß auf den Namen Hugo Eisele und noch einen auf den Namen Hermann Elchmann, später in Ungarn einen dritten auf Hugo von Eschwege. Immer lauteten die Initialen der Decknamen von Hermann Ehrhardt H.E. - damit er das Wäschezeichen beibehalten konnte. So nah lagen (und liegen) Spießergeist und Herrenmenschentum beieinander.

Gumbels Buch über die Verschwörer schließt mit der Erkenntnis: »Was an den ganzen Geheimbünden, Mordorganisationen, Wanderbünden, völkischen Organisationen, Schmachabwehrbünden, Gesellschaften für völkischen Aufbau, Schutz- und Trutzbünden und ähnlichen Organisationen, die das Wort 'deutsch' sosehr mißbrauchen, am meisten auffällt, ist ihre ungeheure Banalität ...Nirgends findet sich ein neuer konstruktiver Gedanke, nirgends neue ethische, soziale oder auch nur politische Momente. Nur ein äffisches Nachplappern überholter und heute sinnloser Schlagworte.

Nirgends auch nur der geringste Ansatz zu einem Aufbau, zu einer ethischen Gesinnung, zu einer sozialen Idee, zu einem wahrhaft nationalen Gedanken ...«

Hier irrte Gumbel, wenn auch auf hohem Niveau, hier stolperte er über seinen eigenen Intellekt. Was er »den ganzen Geheimbünden« vorwarf, nämlich ihre »ungeheure Banalität«, das war nicht die Schwäche, sondern die Stärke der völkischen Bewegung, die nicht auf Demokraten von der Gesinnung Gumbels setzte, sondern auf Untertanen, die sich ebenso gerne vor Autoritäten ducken wie sie andere gerne treten. Ihnen wurde sehr wohl eine Fülle zwar nicht neuer ,ab er attraktiver ethischer, sozialer und politischer Momente geboten: der Rassismus als Selbstbestätigung, die Volksgemeinschaft als konfliktfreier Raum, der Imperialismus als nationale Aufgabe.

Vielleicht wollte Gumbel das nicht sehen, weil er dann seinen Glauben an die Vernunft hätte aufgeben müssen. An einer anderen Stelle seines Buches bemerkt er nämlich sehr hellsichtig: »Hitler ist ein ... ausgemachter Dämagoge, ein Mensch, unfähig einen eigenen Gedanken zu haben, aber gerade darin liegt seine Stärke. Denn er sagt, was an jedem Stammtisch jeden Tag wiedergekäut werden kann.«

Und so mußte Gumbel bald an der eigenen Person die ganze Kraft der »ungeheuren Banalität« erfahren, die er so treffend analysiert und dabei unterschätzt hatte. Am 16. Mai 1925 faßte die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg mit allen gegen eine Stimme einen Beschluß zu Gumbel. » Der Charakter seines politischen Auftretens« heißt es da, » läßt jede ruhige Sachlichkeit und geistige Würde vermissen«; er habe auch nicht das Bedürfnis empfunden, »durch Zurückhaltung der gegen ihn angehäuften Mißstimmung Rechnung zu tragen«; dies bezog sich darauf, daß Gumbel während der Dauer des Disziplinarverfahrens nicht schwieg, sondern sich zur Wehr setzte - in Deutschland haben die Opfer immer höflich zu bleiben, während die Täter ruhig zuschlagendürfen. Verräterisch ist vor allem ein Satz aus dem Fakultäts-Beschluß, der die Unterlegenheitsängste seiner Verfasser artikuliert: »In der Unterhaltung mit ihm muß man stets gewärtig sein, durch eine impertinente, ironische, sophistische Wendung vor den Kopf geschlagen zu werden.«

Dennoch wurde Gumbel im Mai 1925 noch nicht aus der Philosophischen Fakultät ausgeschlossen. Die Fakultät stellte allerdings fest, daß »ihr Persönlichkeit und Gesinnung Dr. Gumbels unerfreulich sind«. Erst sieben Jahre später, 1932, war es so weit. Anlaß oder besser gesagt: Vorwand waren nicht Gumbels justizkritische Schriften, sondern zwei Äußerungen, die er in öffentlichen Versammlungen getan hatte: Im Juli 1924 bat er auf einer Kundgebung der Deutschen Friedensgesellschaft die Anwesenden, sich zu Ehren der Toten zu erheben, die »auf dem Feld der Unehre gefallen sind«, worauf eine Studentenversammlung den Beschluß faßte, damit habe sich Gumbel »außerhalb des deutschen Volkes gestellt«; im Mai 1932 sagte Gumbel auf einer Versammlung der Sozialistischen Studentengruppe, für ihn sei das Denkmal des Krieges » nicht eine leichtbekleidete Jungfrau mit einer Siegespalme in der Hand, sondern die Schrecken und Leiden des Krieges werden viel besser durch eine Kohlrübe verkörpert.«

Daraufhin versammelten sich 3.500 Bürger und Studenten in der Stadthalle und erhoben ihren »flammenden Protest dagegen, daß Gumbel noch immer Professor an der Heidelberger Universität und Erzieher der deutschen Jugend sein kann. « - Am 5. August 1932 wurde Gumbel die Lehrberechtigung entzogen. Zu einer Zeit, da die SA bereits das Judenblut vom Messer spritzen sehen wollte, nicht mehr tragbar. Im Mai 1933, nach der sogenannten Machtergreifung, brannten auch in Heidelberg die Bücher, Gumbels Schriften waren unter den ersten, die ins Feuer geworfen wurden. Im August 1933 wurde Gumbel ausgebürgert, bis 1940 lebte und arbeitete er in Frankreich, dann emigrierte er in die USA, wo er sich bald als Mathematiker und Statistiker einen Namen machte.

Am 10. September 1966 starb Emil Julius Gumbel in New York. Sein Tod war keiner deutschen Zeitung einen Nachruf wert.

Emil Julius Gumbel, VERSCHWÖRER - Zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde 1918/1924, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg, 24,- DM

Literatur-Konkret 1979, S. 69

Elmar Altvater

Ein Klassiker wird recycled

Drei Jahrzehnte nach seiner Erstveröffentlichung in den USA wird ein früher Theoretiker der Ökologie endlich aktuell

IN SEINER auf recycling-Papier gedruckten Reihe »alternativ« (weil »alternativ« gut läuft, sich bestens vermarktet, machen bürgerliche Verlage, die ansonsten linke Reihen schließen, eben in »alternativ« -Hauptsache Auflage und Profit stimmen) hat der Fischer-Verlag den Umweltklassiker von K. William Kapp »Soziale Kosten der Marktwirtschaft« herausgebracht. Der Autor, als Antifaschist 1933 emigriert und 1976 gestorben, konnte mit Fug und Recht für sich beanspruchen, in der neueren ökonomischen Diskussion als erster die Frage der zerstörerischen Wirkungen der Privatproduktion für die natürlichen und menschlichen Ressourcen aufgeworfen zu haben.

Das hier vorliegende Buch erschien in den USA bereits im Jahre 1950 und wurde schon einmal in deutscher Sprache vom Tübinger Mohr-Verlag 1959 herausgegeben. Damals war das Thema allerdings noch überhaupt nicht »in«, und so nahm noch nicht einmal die akademische Welt davon ernsthaft Notiz, geschweige denn ein breites Massenpublikum. Das Wirtschaftswunder florierte, der Zaubermann Erhard versprach den Wohlstand für alle, das VW-Werk und die VEBA waren gerade privatisiert worden und die Lieferfristen für Mercedes-Wagen betrugen mindestens 2 Jahre. Die Umwelt war noch nicht zum Problem geworden. Erst heute, wo das Problem zur Katastrophe zu werden droht, fragt man sich nach den Ursachen und sinnt auf Abhilfe.

Abhilfe - aber wie und wo ansetzen? In seinem Vorwort zur Ausgabe von 1959 schreibt der renommierte Basler Ökonom Edgar Salin, daß die Ursachen für soziale Kosten, also Umweltschäden, Beeinträchtigungen der Gesundheit, Überfluß, Arbeitslosigkeit usw., »sich aus der Technik der Gegenwart« ergeben. Da mag ja was dran sein, aber die Technik ist nicht unschuldig, sie ist nämlich von den gesellschaftlichen Verhältnissen geformt. Und so muß es durchaus als Fortschritt gesehen werden, daß statt des das Problem entschärfenden Vorworts von Stalin in der neuen Ausgabe in Vorworten des polnisch-französischen Ökonomen Ignacy Sacks und von Kapp selbst die Frage gestellt wird, »ob die profitorientierten Investitionskriterien nicht grundlegender Berichtigungen bedürfen. Das Auftreten von Sozialkosten läßt uns an sämtlichen Entscheidungsmechanismen zweifeln, denen privatwirtschaftliche Kosten- und Ertragsrechnungen zugrunde liegen, wobei die Entscheidungen über die Wahl der Technik, der Produktionsfaktoren, sowie über die zu produzierenden Güter und Dienstleistungen in dieser kritischen Aussage eingeschlossen werden.«

Damit wird nicht das industrielle System als solches in Frage gestellt (wie von Otto Ullrich, Weltniveau - In der Sackgasse des Industriesystems, Rotbuch-Verlag Westberlin 1979), aber Kriterien und Träger von ökonomischen Entscheidungen werden nicht mehr einfach hingenommen. Darin liegt denn auch die Bedeutung des Buches, daß es die Umweltdiskussion in Richtung der Veränderung gesellschaftlicher Entscheidungsstrukturen erweitert und somit auch eine Verbindung artikuliert zwischen den Überlegungen der »Alternativbewegung« (andere Technologien, Produktionen, Produkte, Konsumtion, neue Lebensformen) einerseits und den Versuchen der »traditionellen« Arbeiterbewegung (Gewerkschaften, linke Sozialdemokratie; Linkssozialisten usw.) andererseits, die mit alternativer Wirtschaftspolitik die Krise überwinden und gleichzeitig die Machtverhältnisse zu Gunsten der Produzenten verschieben will.

Das Buch mit seinem Plädoyer für gesellschaftliche Kriterien bei Investitionsentscheidungen ist auch deshalb wichtig, weil gerade in der gegenwärtigen Krise in Wissenschaft und Politik die Argumentation der Herrschenden genau umgekehrt verläuft: Neoliberale Lobhudeleien des Marktes, der Rationalität privater Entscheidungen, der Unabdingbarkeit des »freien« und privaten Unternehmers; politischer Druck auf den Staat, um die rentablen Teile des öffentlichen Dienstes zu privatisieren; »Privatisierung des Beschäftigungsrisikos«; und last not least das Trommelfeuer der Auto- und Öllobby für weiteren Ausbau der Straßen und gegen die Erweiterung des kollektiven Verkehrs, der Atom-Lobby für ihre Kernkraftwerke, weil sonst dem einzelnen Bürger der Fernseher ausginge ...

Angesichts dieser lebensgefährlichen Tendenzen (nicht für das kapitalistische System, aber für eine lebenswerte Gesellschaft und Umwelt) ist das vorliegende Buch eine Warntafel: Wenn es auf dem bisherigen Entwicklungsweg so weiter geht, ist der Abgrund nicht weit. Mit einer Fülle - zum Teil nicht mehr ganz neuen Materials (aber die Verhältnisse haben sich eher verschlimmert!) wird belegt, wie kaputt die Lebenselemente Wasser und Luft, Wald und Boden bereits sind, welche tödlichen Konsequenzen die Art und Weise der Produktion (Arbeitsunfälle) und Konsumtion, (Verkehrsunfälle) haben.

Die Themen, die Kapp aufgreift, sind vorher nur von Theoretikern der Arbeiterbewegung behandelt worden - wenn man von ganz formalen Behandlungen des Problems unter dem Begriff der »externen Effekte« absieht: von Engels in seiner »Geschichte der arbeitenden Klassen in England«, von Otto Bauer in seiner Schrift »Rationalisierung und Fehlrationalisierung«, oder in Stuart Chase's »Tragödie der Verschwendung«.

Aber die Politische Ökonomie der Ökologie ist heute nicht mehr nur eine Frage der untersten Schichten der Arbeiterklasse, sondern ein gesamtgesellschaftliches Problem, das bei Strafe des Untergangs - die Dramatisierung ist berechtigt - durch Ablösung der privaten durch gesellschaftliche Entscheidungskriterien und dementsprechende institutionelle Veränderungen in Angriff genommen werden muß. Kapp zeigt die Bedrohlichkeit des Tatbestands, er zeigt die Ursachen auf und gibt Hinweise für Lösungen der Probleme. Sie finden und durchsetzen, das müssen allerdings wir alle.

K. William Kapp: »soziale Kosten der Marktwirtschaft«, Fischer-Verlag, 1979, 9,80 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 70

Gunter Schmidt

Sexuelle Folklore

1929 war es eine Sensation, 1979 ist es immer noch aktuell: Malinowskis Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien

EIN BUCH, fünfzig Jahre alt. Ein Stamm, die Trobriander, dem wir die Missionare auf den Hals hetzten, dessen Kultur wir mit unserer Zivilisation austrieben -und der bei uns sexualpolitische Geschichte machte.

Ohne die Trobriander, ohne Malinowskis Buch, ist die Sexpol-Bewegung der frühen Dreißiger Jahre nicht zu verstehen, so wenig wie die Sexpol-Renaissance während der Studenten-Bewegung.

Wer sind diese Gegenmissionare? Ein Inselvolk papua-melanesischer Rasse, beheimatet nordöstlich Neuguineas. Bronislaw Malinowski, Mitbegründer einer nach den sozialen Zusammenhängen fragenden Ethnologie, lebte von 1915 bis 1917 mit ihnen, schrieb mehrere Bücher über sie, eins über ihr Sexualleben.

Da gab es eine Gesellschaft, die kleinen Kindern ohne Beschränkung sexuelle Spiele gestattet: Schon Vierjährige verbringen einen großen Teil ihrer Zeit außerhalb der Familie, unter Kindern, und diese »kleine Republik« organisiert die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Zärtlichkeit und Zuneigung selbst und weitgehend unabhängig von den Erwachsenen. »Geschlechtliche oder sinnliche Lust ist eins der Elemente, wenn nicht gar die Grundlage vieler kindlicher Zeitvertreibe«.

Diese Zeitvertreibe gehen mit der Pubertät in Koitusbeziehungen über; allmählich formen sich längere Partnerschaften, die durch »Leidenschaft und Zuneigung« zusammengehalten werden und von denen eine dann schließlich zur Ehe führt. Als wir dieses Buch vor zehn Jahren in den Seminaren diskutierten, wußten wir, daß Südsee sich nicht in Betonklötze verpflanzen läßt, in denen die kleine Familie Affekte monopolisiert. Aber konnte eine andere Erziehung nicht einen Teil des kollektiven Kinderglücks inselhaft herstellen und Rückgrat und subversive Kraft schaffen?

Vieles in der Diskussion war schwärmerisch, manch persönlicher Traum geriet zum Argument. Studenten, die mit ihren sexuellen Hemmungen und Verbiegungen kämpften, konnten ihre Sehnsüchte benennen: Eine regressive Sexualität, verspielt, voller kuscheliger Orgasmen; zärtliche, liebevolle, doch auch unverbindlich-fessellose Beziehungen; Sexualität voller Lust und Friedfertigkeit. »Die Liebe (ist) Leidenschaft und bleibt doch frei.« In diese Idylle paßte nicht die grausame Seite der Trobriander; doch davon später.

Die Trobriander waren den Studenten der Sechziger Jahre durch Wilhelm Reich bekannt geworden. Malinowskis Arbeit hatte Reich zu einem eigenen Buch stimuliert: »Der Einbruch der Sexualmoral« (1931). Er sah in den Trobriandern einen Beweis für sein Prinzip der sexualökonomischen Selbststeuerung. Vereinfacht: Die Befreiung der Sexualität macht ihre Kontrolle unnötig, weil sich dann naturwüchsig ordnet, was die Zwangsmoral zerstört und kaputt macht.

Aber er sah nicht nur die sonnige Seite der Trobriander. Er war ungehalten über die relativ strenge Ehemoral - nach soviel kindlicher und jugendlicher Freiheit. Die Trobriander leben in Einehe, Untreue ist verpönt, Ehebruch der Frau berechtigt den Mann, sie zu töten (was in der Praxis nie vorkommt; mit einem »Anfall schlechter Laune« ist die Sache schnell vergessen), jede Andeutung von Zärtlichkeit zwischen Eheleuten in der Dorföffentlichkeit ist verpönt.

Reich schob diese vermeintlichen Ungereimtheiten auf die ökonomischen und politischen Widersprüche einer Gesellschaft im Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat. Er sah einen Stamm mitten im Sündenfall der Machtübernahme der Väter, symbolisiert durch das Heiratsgut, mit dem die Ehemänner von den Brüdern ihrer Frau ehelang ausgehalten wurden.

Diese Erklärung mag richtig sein oder auch nicht. Reich erhielt sich den Glauben an einen paradiesischen Urzustand, in dem Sexualität noch nicht sexualmoralisch zersetzt war. Seine letztlich physiologische Utopie einer befreiten Sexualität, die als orgastische Potenz quasi meßbar wird, dieses puritanische Ideal einer Sexualität ohne Ecken und Kanten - ohne neurotische Verzerrungen, ohne Onanie, Homosexualität, sexuelle Phantasien und Perversionen - dieses Ideal halfen ihm die Trobriander zu formulieren.

So wurden auch bei Reich die Trobriander zum Projektionsschirm. Malinowski selbst hat das vorausgesehen. Für ihn sind die Wilden »dem Lesepublikum ... ein Sammelbecken für die unerwarteten Möglichkeiten der Menschennatur gewesen; und der Wilde hatte dieser oder jener Apriori-Hypothese zum Schmuck zu gereichen; ... je nachdem ob es dem Beobachter oder der Theorie gerade in den Streifen paßte.« Ich finde dies nicht so schlimm; es macht den Reiz und die Bedeutung dieses Buches aus, daß es Phantasien und Utopien immer wieder wie ein Brennglas entzündet.

Damit komme ich zu einem Teil des Buches, der von Reich und in den späteren Diskussionen hartnäckig übersehen wurde, obwohl er mehr als 100 Seiten ausmacht: Die sexuelle Folklore, die Mythen und Sagen. Und die sind nicht heiter und verspielt, sondern voller Aggression, Angst, zuweilen Grausamkeit. Da geht es um Vergewaltigung, Kastration, genitale Verstümmlung oder Selbstverstümmlung, um Kampf zwischen Männern und Frauen, Mord und Tod. Das ist die Geschichte von den sexuell unersättlichen Frauen von der Märcheninsel Kaytalugi, die jeden Mann, jeden Knaben, dessen sie habhaft werden können, durch ihre unstillbare Begierde umbringen.

Oder die Geschichte von dem Mann mit dem Riesenpenis: Er bewegt seinen Penis schlangenartig durch Gras, stößt damit Frauen um, die nichtsahnend den Garten jäten, und vergewaltigt sie; als er von den Männern des Dorfes ertappt wird, schlägt er sich sein Genital Stück für Stück ab. Solche Themen wiederholen sich fast monoton. Ihre Verdrängung in der bisherigen Rezeption ist spektakulär. Sie fängt bei Malinowski an. Er ist ein zu getreuer Chronist, um sie zu unterschlagen; aber er hat die heitere Seite seiner Trobriander lieber und er betont, daß diese Folklore so gar nicht zu ihrem harmonischen Charakter passe.

Wird jetzt bei dem Wiedererscheinen des Buches diese Seite stärker beachtet, sind wir bereiter für Projektionen in diesem Bereich? Die Sexualwissenschaft beginnt wieder stärker die »dunklen« Anteile der Sexualität zu untersuchen. Der Psychoanalytiker Lukas Möller traut sich, von dem Wunsch nach Sichausliefern und Ausgeliefertsein im Sexuellen zu sprechen, von der Lust an der Ohnmacht und Macht, an Verschmelzung und Auflösung und den damit verbundenen Ängsten.

Sein amerikanischer Kollege Robert Stoller sieht in »einem Hauch von Feindseligkeit« ein Aphrodisiakum auch der »normalen« Sexualität. Die Sexualität wird nicht mehr so ungebrochen - wie zu Beginn der sexuellen Liberalisierung - zum verspielten Konsumvergnügen verharmlost. Sie läßt sich nicht so einfach blankpolieren, auch nicht in der Südsee.

Vor fast 50 Jahren sagte Wilhelm Reich: »Eine gründliche Beschreibung der sexuellen Verhältnisse im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen«, Tucholsky, etwa zur gleichen Zeit: »Der Mann hat eine vorbildliche Art, fremde Völker zu schildern«. Und er fährt fort: »Das müßt ihr mal lesen. « Stimmt.

Bronislaw Malinowski:

»Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien.«, Frankfurt a. M., Syndicat 1979 (Erstauflage 1929), kartoniert: ca. 38 Mark, Leinen ca. 54 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 72

Emma Moersch

Wider die sexuelle Ignoranz

Die Abteilung für Sexualwissenschaft des Klinikums der Frankfurter Universität präsentiert ihren jüngsten Forschungsstand

DAS SEXUELLE ist immer noch: Unordnung, Zügellosigkeit, Unanständigkeit. So gesehen ist die Einbindung der Sexualität in die Medizin zunächst einmal beruhigend. Volkmar Sigusch geht es jedoch nicht um Beruhigung, sondern um Erkenntnis: Sexualität kann sich als Ausdruck ihrer gestörten Funktion jedes Organs bedienen. Deshalb sind alle medizinischen Disziplinen zur Mitarbeit aufgefordert.

Das bedeutet zunächst einmal: Ärzte und Patienten müssen lernen, über Sexuelles zu sprechen. Weiter heißt es: Vor allem der Allgemeinmediziner, erste Anlaufstelle für den größten Teil der Bevölkerung, muß über Grundkenntnisse verfügen. Je weniger sich Ärzte an Wissen orientieren, desto häufiger rekurrieren sie auf unreflektierte Wertvorstellungen. Es gibt keinen Artikel in diesem Buch, der nicht zu dieser Feststellung kommt. Noch einmal: Die legitimen Ansprüche der Ratsuchenden in Sachen Sexualität erfordern Verstehen *und* Faktenwissen.

Belegt hat Klaus Pacharzina den ärztlichen Mangel an Faktenwissen in seinem Artikel »der Arzt und die Sexualität seines Patienten«. Angaben über unzureichende sexualmedizinische Ausbildung der Allgemeinärzte (81 %) stehen aus der gleichen Gruppe Aussagen gegenüber, die dennoch die für die ärztliche Allgemeinpraxis nötigen ausreichenden Kenntnissen über Sexualität und deren Störungen zu haben glauben (84070). Das ungebrochene Selbstverständnis in der Beurteilung der medizinischen Kenntnisse ist da am größten, wo ein Nachweis dieses Wissens nicht erwartet wird. Und daß dieser Nachweis nicht erwartet wird, geht aus dem Leitartikel von Volkmar Sigusch hervor, in dem er das Verhalten jüngerer Ärzte älteren Kollegen gegenüber kritisiert und kommentiert.

Siguschs Stellung zur hormonalen Kontrazeption für junge Mädchen - nämlich nicht der vehemente Befürworter der Ovulationshemmer zu sein - wird manche Leser überraschen. Jedenfalls soweit sie in Ablehnung und Zustimmung eher dem Gängigen folgen, statt dieses nach seiner Herkunft zu untersuchen. Sigusch präsentiert eine kritische Analyse der Hintergründe des sexuellen Liberalisierungsprozesses.

Dabei werden vor allem für Jugendliche, die angstfreier lebbaren sexuellen Freiräume uneingeschränkt als Fortschritt qualifiziert. Aber mehr Freiheit von Angst ist nicht alles. Wirkliche Emanzipation, die unter veränderten ökonomischen Bedingungen auch sexuelle Freiheit bedeutete, die nicht unter der Herrschaft des Genitalprimats steht, wird der sogenannten Liberalisierung als erstrebenswertes Ziel entgegengesetzt.

Unter Berücksichtigung gesellschaftlicher und medizinischer Kriterien kann die Entscheidung weder für noch gegen die Pille ausfallen (die absoluten und relativen Kontraindikationen sind in dem Buch aufgeführt. Ebenso die altersspezifischen medizinischen Kontraindikationen bei jungen Mädchen). Notwendig ist eine sichere Empfängnisverhütung. Wie schwierig das ist, darüber sollte sich keiner Illusionen machen. Je sicherer die Empfängnisverhütung - psychologisch ausgedrückt: je geringer die Gewissensentlastung, weil man die Entscheidung selbst in der Hand hat - umso mehr kommen weltanschauliche Fragen ins Spiel.

In einer gründlichen Studie über das Kondom, »von etwa einem Viertel derjenigen benutzt, die überhaupt für Kontrazeption sorgen«, gibt Bernd Meyenburg alle wissenswerten Informationen. Wie sehr die Ablehnung des Kondoms oder die Versagerquote (diese schwankt nach verschiedenen Beschreibungen erheblich) bei seiner Benutzung von überkommenen Einstellungen abhängen, die sich mit den Ängsten vor Krankheit und Verlust der Potenz in etwa beschreiben lassen, wird in der Arbeit besonders deutlich.

Die Sorge um die Funktionsfähigkeit des Organs beschäftigt Mediziner und Psychotherapeuten gleichermaßen. Der Ejakulationsstörung, einer besonderen Form sexueller Funktionsstörung, sind zwei Kapitel gewidmet. Eins von Volkmar Sigusch und Tönnies Maack, eins über operative Implantation von Penisprothesen von Inge Rieben In beiden Arbeiten wird festgestellt, daß organische Ursachen -sieht man vom Alter ab - zwar nicht auszuschließen, jedoch selten sind. »Wenn der psychoanalytische Praktiker sich fragt, wegen welchen Leidens er am häufigsten um Hilfe angegangen wird, so muß er antworten: Wegen psychischer Impotenz« (Sigmund Freud).

Einen verdienstvollen Beitrag leistet Volkmar Sigusch mit seiner Arbeit über die »Physiologie des Orgasmus«. Darüber liegen bislang kaum experimentell-sexualphysiologische Untersuchungen vor. Gegen die Laboratoriumsexperimente von Masters und Johnson ist viel zu Felde gezogen worden und wird es immer noch. Die Preisgabe der Intimsphäre als persönlichster Besitz ist Gegenstand der abwehrenden Stimmen.

Wo überall, so frage ich, wird Intimsphäre durchbrochen, wo wir es nicht wissen? Stammt nicht alles Wissen der Medizin letztlich aus einer zu einem bestimmten Zeitpunkt als Preisgabe betrachteten Situation? Dient nicht der Schutz der sogenannten Privatsphäre eher der unbewußten Tabuisierung von Sexualität? Durch die Untersuchung von Masters und Johnson, so Sigusch, wurden genitale und extragenitale körperliche Reaktionen während des Koitus bekannt, die für den Mediziner eine nützliche Erweiterung seines klinischen Wissens darstellen können.

In seinem Beitrag »Menschenbild und Sexualwissenschaft« wirft Martin Dannecker der Sexualwissenschaft theoretische Enthaltsamkeit vor. Die Bereitstellung empirischen Materials unter Verzicht auf Interpretationen, wie Kinsey und Mitarbeiter das mit Absicht praktizieren, verleiht der Sexualwissenschaft zwar die Qualifikation als Wissenschaft, gibt jedoch keine theoretisch formulierbare Wertnorm. Schlimmer noch: Die Bestimmung von Sexualnormen wird der Psychiatrie und Anthropologie überlassen. Konsequenz ist, daß das von Dannecker erwähnte sogenannte säkularisierte Konzept der anthropologischen Psychiatrie sich im Grundsatz nicht von den vatikanischen »Erklärungen zu einigen Fragen der Sexualethik« unterscheidet. Danach kann »jeder Geschlechtsakt des Menschen nur innerhalb der Ehe erfolgen« und hat im übrigen nur der Zeugung zu dienen.

Wie wenig neue Wertnormen in die Gesetzgebung eingehen, wird an der »Reform« des § 218 StGB am deutlichsten. Uralte, tiefverwurzelte und nicht reflektierte Ängste, medizinische Anthropologie und Sexualethik haben sich mit Realpolitik zur Ablehnung der Fristenlösung zusammengefunden. Ursula Grünwald hat in ihrem Beitrag »Auswirkungen der Neufassung des § 218 StGB« die Erfahrungen von fast tausend Frauen bei der »Pro Familia«-Beratungsstelle Frankfurt am Main analysiert.

Die Autorin gibt Beispiele für die Willkür bei der Indikationsfeststellung. Die Uneinheitlichkeit in der Indikationsstellung führt, wie nicht anders zu erwarten, zu einer progressiven Qualifizierung oder reaktionären Disqualifizierung der Entscheidungsträger, nicht aber zu einer besseren Kenntnis der Rechtslage und einer wirksamen Kritik am Gesetzgeber. Dieser hat durch die Ablehnung der Fristenlösung ein gesellschaftspolitisches Problem zusätzlich psychologisiert. Etwas anderes bedeutet »die Konfrontation auf der Ebene der Ausführenden« und deren Subjektivität und Willkür in der Anwendung des § 218 nicht.

»Über weibliche Homosexualität und ihre wissenschaftliche Untersuchung« schreiben Ursula Fritz und Alexandra von Streit. Wie muß eine Frau sein, fragen die Autorinnen, der es gelingt, die »Unverträglichkeit zwischen homosexuellen Bedürfnissen und homosexuellem Lebensstil einerseits und gesellschaftlich gefordertem und verinnerlichtem Weiblichkeitsideal andererseits auszuhalten«?

Ausführlich diskutiert werden berufliche und Beziehungs-Aspekte, Bedürfnisse nach Geborgenheit und Stabilität in Beziehungen. Offen bleibt die Frage nach dem eigentlichen sexuellen Umgang zwischen homosexuellen Frauen. Mangels entsprechender empirischer Untersuchungen ist über »die besondere Lust, wie auch die besonderen Hemmnisse in der Sexualität homosexueller Frauen wenig in Erfahrung zu bringen«.

Transsexuelle werden den sexuellen Minderheiten zugerechnet. Ihre Hoffnung, in einem gegengeschlechtlichen Körper leben zu können, ist ohne die Medizin nicht zu verwirklichen. Wieviel diagnostische Mühe und menschliche Zuwendung aufgewendet werden müssen, um die Indikation zur genitalkorrigierenden Operation zu stellen, zeigt die Lektüre des Artikels über »Transsexualität« von Volkmar Sigusch, Bernd Meyenburg und Reimut Reiche.

Berichtet wird über alle medizinischen und psychosozialen Voraussetzungen für eine solche Operation, über die Notwendigkeit des Ausschlusses von Transvestitismus und Homosexualität, über die Gefährdung durch die notwendige Hormonbehandlung und über den Kampf mit den Gerichten bei Personenstands- und Namensänderung.

Psychochirurgische Eingriffe am menschlichen Gehirn als legale Behandlungsmethode bei seelischen Erkrankungen sind Gegenstand einer kritischen Auseinandersetzung von Volkmar Sigusch mit Vertretern dieser Wissenschaft. Für Sigusch ist Psychochirurgie ein Eingriff am gesunden menschlichen Gehirn mit dem Ziel, Erleben und Verhalten »zu beseitigen, zu beeinflussen oder zu kontrollieren«. Sigusch ist sich einig mit dem amerikanischen Präsidenten für psychiatrische Chirurgie, wenn er schreibt: »Von der Annahme seiner Kollegen, jede seelische Erkrankung lasse sich einem bestimmten Hirngebiet zuordnen, hält er überhaupt nichts.« Uneins sind sie sich bei der grundsätzlichen Anwendung hirnchirurgischer Methoden, die im Vergleich zu den Anfängen in den dreißiger Jahren einen zunehmend größeren Erkrankungskreis erfaßt hat. Siguschs Fazit: Die Psychochirurgen »operieren nicht gegen organpathologische Prozesse, sie operieren gegen gesellschaftliche Verhältnisse an.«

»Sexualität und Medizin«, Hg.: Volkmar Sigusch. Arbeiten aus der Abteilung für Sexualwissenschaft des Klinikums der Universität Frankfurt. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1979, 356 S., 38 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 74

Martin Buchholz

Affentiere und Menschenaffen

Zu Lorenz' Graugänsen und Skinners Ratten packt Dieter E. Zimmer noch Wilsons Ameisen. Raus kommt ein stock-reaktionärer Evolutionismus, der uns erneut weismachen will, daß »wir die sind, die wir waren«

DIETER E. ZIMMER ist der geborene »Zeit«-Redakteur. Nein, dafür kann er nun wirklich nichts - oder jedenfalls nur wenig. Er muß tun, was die Masse von ihm verlangt, seine Erbmasse. Der arme Mann ist ein Opfer seiner egoistischen Gene. Er ist eine chemische »Festung«: »Die Festungen sind wir, die Lebewesen«, verkündet er. Denn die Sache ist doch so: »Wir, wie alle Lebewesen, existieren im Dienst einer chemischen Substanz.«

Das verstehen Sie nicht? Das ist auch schwer zu verstehen - und deshalb hat Dieter E. Zimmer zuerst eine »Zeit«-Serie darüber geschrieben, und dann hat er diese Serie zu einem Buch ausgewalzt: »Unsere erste Natur«. Das ist nämlich so: Die chemische Substanz ist die Desoxyribonukleinsäure, kurz DNS genannt: Eine Nukleinsäure, mit Zucker und Phospaten zu einer Art in sich verdrillter Strickleiter zusammengebaut (der Doppelhelix). Die einzelnen Sprossen dieser Leiter enthalten die Codierungen der Erbanlagen, der Gene. Dadurch, daß sich die Leiter in der Mitte wie ein Reißverschluß trennen kann - und sich mit analogen Bauteilen zu einer neuen Doppelhelix verbindet, ist jene Reproduktion »aus sich selbst heraus« möglich geworden, die wir Leben nennen. Das System ist vielfach getestet, dennoch nicht ganz fehlerfrei: Wird auch nur eine Sprosse des DNS-Stranges bei der Verdoppelung falsch zusammengebaut (also aus nicht zusammengehörigen Sprossenteilen; davon gibt es allerdings nur vier verschiedene) - dann entsteht eine Veränderung im genetischen Plan, eine Mutation. Im allgemeinen ist eine solche »erbkranke« Mutation nicht überlebensfähig: Sie paßt nicht in ihre Umwelt, wird gefressen oder sonstwie vernichtet. Damit gibt es auch keine Nachkommen, also keine Wiederholungen der Mutation. Ganz selten erweisen sich Mutationen als ein Irrtum, der dennoch sinnvoll war, weil er zu besserer Anpassung an die Umweltbedingungen führte. Solche »Irrtümer« setzen sich selektiv durch, neue Arten des Lebendigen entstehen, Weiter- und Höherentwicklungen der »Grundidee« Leben: Das Ganze ist die biologische Evolution.

Und damit haben wir auch die Grundlage einer neuen Religion, einer Ideologie, die so neu gar nicht ist: den Evolutionismus. Die besagt im Grunde, daß der Mensch letztlich auch nichts anderes sei als eben eine besonders komplizierte Weiterentwicklung dieser »Grundidee«, die auf immer die gleiche chemische Substanz zurückgeht. Er ist damit auch nicht mehr als eine besondere Erscheinungsform der DNS, ein biologisches Erbstück einer recht langweiligen chemischen Formel, sterbliche Durchgangsstation der quasi-ewigen »Grundidee«, in Genen variiert: »Sie sind in dir und in mir, sie haben uns erschaffen, Körper und Geist; und ihre Erhaltung ist der letzte Sinn unseres Daseins.« So zitiert Zimmer den Biologen Richard Dawkins. Ich bin Dein Gen, Dein Gott, Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Dawkins nennt die Namen der Allmächtigen in uns mit Ehrfurcht: »Heute heißen sie Gene, und wir sind ihre Überlebensmaschinen«.

Der augenblickliche Hohepriester, ach was, der Papst dieser Religion vom Genseits ist der US-Biologe Edward O. Wilson. Zu den Graugänsen von Lorenz und den Ratten von Skinner sind nun noch Wilsons Ameisen gekommen, um uns Verhaltenskunde zu geben. Bei Wilson geht es um die Soziobiologie. Zimmer zitiert ihn so: »Soziobiologie läßt sich definieren als die systematische Erforschung der biologischen Grundlagen aller Formen sozialen Verhaltens bei allen Organismen, den Menschen eingeschlossen«.

Natürlich ist der Mensch natürlich: Wie bei allen Lebewesen war auch bei ihm am Anfang das DNS hübsch verpackt in den jeweils 23 Chromosomen der Geschlechtszellen von zwei verschiedengeschlechtlichen Menschen, die sich bei der Zeugung vereinigten. Und was kommt dabei heraus: ein Tier. Denn - so Zimmer: » Seit Darwin kann der Mensch nicht mehr abstreiten, daß er eine Tierart ist.« Die Tatsache, daß er das überhaupt abstreiten könnte, läßt zumindest fragen, welches Tier das noch kann.

Werkzeugherstellung und Sprache sind für Zimmer ohnehin auch schon affig, also nicht allein menschentypisch. Was macht dann den Menschen zum Menschen? Zimmers Antwort: »Der Homonide als fleischfressender, richtiger, fast alles fressender Raubaffe - vermutlich ist es diese einzigartige Wendung, die die Menschwerdung am meisten beeinflußt hat.« Wobei er mehrfach ausführt, daß nur die Männchen gejagt haben, die Raubaffen und Raubmenschen, so daß die Frauen sowieso nichts mit der Menschwerdung zu tun haben.

Der von Zimmer hochgeschätzte Verhaltensforscher und Zoologe Desmond Morris macht das zu Beginn seines Buchs »Der nackte Affe« noch deutlicher: »Es gibt einhundertdreiundneunzig Arten heute lebender Affen... Bei

einhundertzweiundneunzig ist der Körper mit Haar bedeckt; die einzige Ausnahme bildet ein nackter Affe, der sich selbst den Namen homo sapiens gegeben hat... Dieser homo sapiens ist stolz darauf, das größte Hirn unter allen Primaten zu besitzen..., versucht aber die Tatsache zu verheimlichen, daß er auch den größten Penis hat...«

Der pimmelhochjauchzende homo sapiens, der etwas ganz anderes ist als sein Weibchen, genauer als seine Weibchen - weil Monogamie seine Sache nicht sein kann. Unter dem Zwang seiner Gene ist es von jeher nach einer Begattung für ihn »genetisch profitabler, mit anderen Weibchen weitere Fortpflanzungsversuche zu unternehmen« (Zimmer). Tscha, Frau Zimmer, so ist das eben. Weibchen sind für die Gene, die uns ja nur als »Überlebensmaschinen« brauchen, lediglich Besamungs- und Gebärautomaten: Was kann Zimmer dafür, wenn die Natur nur aufs Bumsen aus ist.

Zimmer ist der Ansicht, daß das Verhaltensmuster »Erröten« z.B. nichts als ein Begattungssignal ist, denn beim Menscheln (oder gefällt ihm das biologistische »Vögeln« besser?), »beim Sexualakt rötet sich die Haut bei 75 Prozent aller Frauen«. Da sieht man, zu welch erstaunlichen empirischen Neben-Erkenntnissen die genetisch verankerte Polygamie verhilft. (Vielleicht ist das nur blanker gelber Neid bei mir - jedoch welchen stammesgeschichtlichen Sinn hat dann wohl das »Ergelben«?). In Wirklichkeit enttarnt sich Zimmer hier als nackter Affen-Chauvi , als Unterwerfer: Frauen sind sexuell interessanter, wenn sie sich schämen, ihre Selbstunsicherheit durch Erröten zu erkennen geben, ihre Unterlegenheit offenkundig machen. Selbstsichere Frauen machen hingegen Zimmer unsicher. Das ist kein Vorwurf, denn was kann er denn für seine natürliche Programmierung.

Daß das Menschenweibchen als einziges weibliches Tierchen auch noch sein Plaisierchen beim Sex hat, geschieht natürlich letztlich auch nur für ihren Herren, den Raubaffen. Zimmer: »Der weibliche Orgasmus ist ebenfalls (neben der fast ständigen Paarungsbereitschaft. M.B.) singulär. Welches aber könnte der Selektionsvorteil der menschlichen Hypersexualität gewesen sein? Wahrscheinlich die Bindung des jagenden Mannes an die Lagerstelle, wo seine Kinder aufwuchsen: die Lust als Belohnung... Die Natur, nämlich die Evolution, hat die Sexualität ... als Anreiz eingesetzt, den um sich selbst besorgten Raubaffen gesellig zu machen«. Ist das nicht nett von der Evolution, daß sie bei all ihrer Sorge um den eigentlichen homo sapiens alias Raubaffe auch paar Lusthäppchen für die Weibchen abfallen ließ?

Frauen sind nun mal keine richtigen Menschen - dieses »Verhaltensmuster«, das sich durch die ganze alte und neue Verhaltensforschung zieht, ist nichts weiter als biologische Rechtfertigung gesellschaftlicher Unterdrückungs-Zustände: dahinter steht »die Überzeugung, daß es ... ein frauen- und männerspezifisches Verhalten sowie frauen- und männerspezifische Leistungen gibt, die Anerkennung als einer natürlichen Ungleichheit« (Zimmer). Und: »Es ist wahr, daß in der ganzen Primatenordnung mit wenigen Ausnahmen das männliche Geschlecht über das weibliche dominiert... Es könnte gut sein, daß die faktische männliche Vorherrschaft in den allermeisten menschlichen Kulturen nicht auf männlicher Verschwörung und Machtergreifung beruht, dem maskulinen Urputsch, sondern Primatenerbe ist.« Allen weiteren Alibi-Schmus, vonwegen, daß kein Geschlecht sich deshalb wertvoller vorkommen darf und daß die Frauenbewegung notwendig sei - all diese Küßchen-rechts-und-Küßchen-links Zimmers kann man sich danach schenken.

Genau wie zum nur mühsam verheimlichten Sexismus der Ethologie seit Lorenz' und Tinbergens Zeiten kann man auch zum kaschierten Rassismus der soziobiologischen Neuapostel genügend Beweise und Zitate bringen. Sicherlich: Zimmer, der gelegentlich auch Lyrik für »Rotbuch« absondert und sich nach eigenem Bekenntnis »auf weite Strecken... seinerzeit einig mit der aufkommenden Neuen Linken« wußte, wird es schon aus optischen Gründen nicht passen, daß seine Verkündigungen von der natürlichen Ungleichheit der Menschen Grundprogramm faschistischer Propaganda sind. Kürzlich wurde der Chefideologe von Frankreichs Neuen Rechten, Andre Benoist, in einem »Spiegel«-Gespräch gefragt, worin er sich mit der alten Rechten einig sieht. Seine Antwort: »In der Ansicht, mit der sich alle Rechtsstehenden von allen Linken unterscheiden: In der ausdrücklichen Anerkennung der Ungleichheit und der Unterschiedlichkeit der Menschen. « Dabei berufe er sich auf »die Forschungen des Ethologen und Nobelpreisträgers Konrad Lorenz über angeborenes Triebverhalten, aber auch auf die Untersuchungen der amerikanischen Spezialisten der Verhaltensgenetik Edward O. Wilson und Richard Dawkins, denen zufolge die soziale Struktur biologisch definiert ist.« Und: »Wichtig sind auch die Erkenntnisse der Biogenetik. Sie zeigen, wieweit menschliches Verhalten durch Erbmasse vorbestimmt ist.«

Das hört sich an wie eine Voranpreisung von Dieter E. Zimmers Buch.

Zimmer beklagt zwar, daß Konrad Lorenz 1943 in seinem Aufsatz über »Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung«, »nationalsozialistische Propaganda« betrieben habe, gleichzeitig verteidigt er ihn und seinen Ethologen-Schüler Eibl-Eibesfeldt: »Lorenz sprach immerhin nicht von Deutschen einerseits, Juden, Zigeunern und Slawen andererseits. Er sprach von der genetischen Degeneration, der Domestikation, der 'Verhaustierung' der Menschheit, die den natürlichen Selektionsdruck weitgehend abgeschafft hat, so daß auch jene überleben, die unter natürlichen Umständen keine Chance gehabt hätten, und das ist ein Thema, das immerhin diskutiert werden kann.

Und das wird es auch: Konrad Lorenz ist ebenso wie andere Ethologen, etwa der Raubaffen-Spezialist Robert Ardrey, im »indoeuropäischen Patronatskomitee« der ultrarechten Theoriezeitschrift »Nouvelle Ecole«des Neu-Faschisten Benoist. Und für den wird wiederum von Arnim Mohler in der »Welt« Reklame gemacht. In der »Welt« stand denn auch ein Aufruf zur biogenetischen Klassenhygiene im Sinne der »völkischen Degenerationsangst«,die bei Zimmer keine distanzierenden Gänsefüßchen bekam. Dort schlug nämlich schon vor einiger Zeit der Direktor des Harvard-Museums für vergleichende Zoologie, Hans Mayr, ganzseitig Alarm: Die Menschheit, »entartet«, so las man, mehr und mehr aufgrund einer » genetisch bedingten Rückbildung der menschlichen Art«. Sie läßt nämlich jeden Kinder bekommen, der Kinder bekommen will (diese Klage hört man versteckt auch bei Zimmer). Dabei: »Die Selektion ist der einzige uns bekannte Mechanismus, die Qualität der menschlichen Art zu erhalten.« Bis hin zum Begriff der »Gruppenselektion« ist das auch bei Zimmer ähnlich zu lesen. Weiter Mayr: »Unglücklicherweise ist ein Status quo bei einer genetisch so variablen Art wie dem Menschen unmöglich«. Begründung: »Da es gerade die intelligenteren Mitglieder unserer Gesellschaft sind, die ihre Kinderzahl im Durchschnitt beschränken, ist schon dieser Faktor allein eine Störung des Status quo.« Dazu muß man bei Zimmer nur nachlesen, wie er sich über erbliche Intelligenzquotienten ausläßt und über die Einsicht in zivilisierten Ländern, Geburtenregelung zu betreiben. Mayr ist da ein bißchen ehrlicher und sagt es rundweg: Diesen Fakt bedenkend, »muß man selektive Maßnahmen ins Auge fassen«. Zum Beispiel: »Das Recht, eine unbeschränkte Zahl von Kindern zu erzeugen, gehört zu den Werten, die neu überdacht werden müssen«. Eine » vernünftige Gesetzgebung, wie etwa die Einführung von Heiratslizenzen«, könnte Abhilfe schaffen. Auch er verabscheut -da sind die Alibi-Erklärungen schnell bei der Hand - die »Rassenhygiene«, diese »vollkommene Mißdeutung der Eugenik durch Hitler« (hübsch, dieses vorsichtige Wörtchen » Mißdeutung«). Er rechnet nur mal vor, daß ein »erbgeschädigtes Individuum« in einer Anstalt » Lebenszeit-Unkosten« von etwa 200 000 Dollar verursacht und damit zu einer »unerträglichen sozialen Belastung« wird.

Das ist auch so ein Thema, »das immerhin diskutiert werden kann«, um mit Zimmer zu sprechen: Was »unerträglich« ist, muß man sich vom Halse schaffen. Hatten wir das nicht schon mal: ».Lebensunwertes Leben«. Eliminieren und selektieren - damit gehen die modernen Sozialdarwinisten, die als »natürliche« Ausrede inzwischen das Gen gefunden haben, gar nicht mehr so zimperlich um. Mayr: »Was wir brauchen, ist ein Umdenken in den grundsätzlichen Werten, eine Revolution von Werten.« Auch das hatten wir schon tausend Jahre lang.

Sicherlich: Dieter E. Zimmer ist da sehr viel vorsichtiger, als Mayr, doch dem blanken Evolutionismus sind solche Gedanken nicht fremd. »Wir sind, die wir waren.« Diesen Satz hebt Zimmer als sein Glaubensbekenntnis hervor. Das Affentier Mensch kann sich ohnehin aus der Sicht der Evolutionisten nur anpassen - das ist das Ergebnis einer stockkonservativen Haltung, die dem schicken »Zeit« - und » Rotbuch«-Autor eben angeboren ist: Ausdrücklich hält er jede Art des Einsatzes für ein menschenwürdiges Leben für »einfältig«, weil es so etwas wie Menschenwürde gar nicht gibt. Es gibt nur den eigenen Vorteil.

Und deswegen zwingt ihn sein genetisches Programm, eben jene chemische Substanz, in deren Dienst er steht, zu Geld zu machen. Das ist nun mal seine Natur. Und zwar seine erste.

Dieter E. Zimmer: »Unsere erste Natur - Die biologischen Ursprünge menschlichen Verhaltens« Kösel-Verlag München, 1979, 352 Seiten, 29,80 Mark.

Literatur-Konkret 1979, S. 78

Bodo Zeuner

Die Verunsicherung der Staatsbürger

Literatur zum 30. Geburtstag der Bundesrepublik

I. Die Staatsgratulanten

Die von Walter Scheel herausgegebene Festschrift mit 20 Autoren repräsentiert die politische Kultur der in der BRD Etablierten aufs vorzüglichste. Unter den 20 ist niemand, der sozialistischer Neigungen auch nur verdächtigt werden könnte. Der Herausgeber ist stolz darauf, daß die in seinem Buch geäußerte »nachdenkliche, selbständige Kritik,« »ohne ideologische Versatzstücke« und ohne das Wort »Berufsverbote« auskommt.

Arnulf Baring z.B., offizieller und dafür von seinen Aufgaben als Geschichtsprofessor beurlaubter Biograph Walter Scheels, kommt, ganz ohne ideologische Versatzstücke, zu der Erkenntnis, die CDU habe durch das Aufsaugen von rechtsradikalen Kräften und Restbeständen des Nationalsozialismus der »inneren Befriedung« gedient und »ausgebrannte Wunden am Volkskörper vernarben« lassen. Immerhin ist Baring offen genug, einzuräumen, daß die Bundesrepublik dreimal »nach rechts hin« gegründet worden sei: Das erste Mal durch die 1948 vollzogene Entscheidung für die Währungsreform, also für einen Kapitalismus auf der Basis der brutalsten nur denkbaren Ausgangspositionen: Nur wer schon Kapital besaß, hatte eine Chance, die anderen starteten mit 40 Mark. Das zweite Mal durch die Wieder- oder Neubewaffnung 1955. Und das dritte Mal durch die Notstandsgesetze 1968. Mit der Brandt/Scheel-Regierung 1969 habe es »wirklich Ansätze einer Umgründung der Republik nach links« gegeben. Baring ist vorsichtig. Er spricht nur von Ansätzen und verschweigt sicherheitshalber ganz, woran diese Ansätze gescheitert sind. Statt dessen geht er zur Würdigung verdienter Männer über: Adenauer, Erhard, Schumacher (wegen seines Antikommunismus), dann Brandt, Wehner und Heinemann.

Wir lernen: Zur etablierten politischen Kultur gehört es, daß der demokratische Konsens die Restbestände des Nationalsozialismus umfaßt, daß man dieses für ein Verdienst zu halten hat, daß Fragen nach gesellschaftlichen Ursachen für gescheiterte Reformansätze unwichtig sind und daß die Geschichte das Werk verdienter Männer ist. Wir lernen aber auch: Selbst wer so denkt (oder fühlt), muß zugeben, daß die BRD »nach rechts gegründet« worden ist, also die Linke, genauer gesagt: alles was von sozialistischer Arbeiterbewegung nach dem Faschismus noch übrig war, von vornherein ins Abseits drängte.

Wir können nicht alle Lektionen dieses Buches durchnehmen, aber beim nächsten Autor, dem Bonner Politologie-Professor und renommierten Zeitgeschichtler Karl-Dietrich Bracher besticht doch ein aktueller Satz: »Verstößt es nicht gegen demokratisch-rechtsstaatliche Vernunft, den erklärten oder organisierten Anhänger einer offiziell als 'verfassungsfeindlich' bezeichneten Partei zum 'Staatsdiener' zu machen, obwohl man weiß, welche totale Loyalität in solchen Parteien gefordert wird, wie diametral sie demokratischem Verfassungsverständnis zuwiderläuft?«

Nach Bracher genügt es, wenn eine Partei »offiziell« als »verfassungsfeindlich« bezeichnet worden ist. Er sagt nicht, welche »offizielle« Stelle für solche »Bezeichnungen« zuständig sein soll. Daß das Grundgesetz dazu nur dem Bundesverfassungsgericht eine Kompetenz einräumt, kommt ihm nicht in den Sinn. Daß vor 1945 andere Instanzen für solche »Bezeichnungen« zuständig waren, scheint der Zeithistoriker vergessen zu haben. Zur Rechtfertigung des Berufsverbots findet Bracher ein schönes Wort: »Demokratieschutz«. Über Wörter in der Geschichte hat sich Bracher an anderer Stelle so geäußert: »Politische Sprache hat sich hier auch unter dem Eindruck eines deutschen Sonderwegs seit hundertsiebzig Jahren dunkel und scharf, kompliziert und abstrakt, neben und oft gegen die politischen Realitäts- und Verantwortungsverhältnisse entwickelt« (Schlüsselwörter der Geschichte, Düsseldorf 1978, S. 97). Brachers Sprache ist von dem Verdacht frei, sich »gegen die Verantwortungsverhältnisse« -ich übersetze: »Herrschaft« - zu entwickeln, aber sie legt sich sehr bequem, verschleiernd, dunkel und abstrakt um die Realität dieser Verhältnisse.

Der bedenkenswerteste Beitrag aus der Scheel-Runde kommt von Richard Löwenthal. Er ist beileibe nicht zu einem Weg jenseits des Kapitalismus zurückgekehrt. Aber sein Versuch, die kulturelle Eigenart Deutschlands, wie sie sich seit der lutherischen Reformation als Zusammenhang von Obrigkeitsglauben und Innerlichkeit herausgebildet hat, noch in der verwestlichten Bundesrepublik und in der Studentenrevolte aufzuspüren, bringt einige in der linken Diskussion vernachlässigte Gesichtspunkte ins Spiel.

Von anderem Schrot und Korn ist da Heinz-Dietrich Ortlieb, emeritierter und ehemals renommierter Direktor des Hamburger Weltwirtschaftsarchivs. Er gibt vor, über den »Weg der westdeutschen Wirtschaft« zu schreiben. In Wirklichkeit erfährt man nichts über ökonomische Entwicklungen, aber alles, über antidemokratische Vorurteile eines Verbitterten. Eine veritable Endzeitphilosophie durchweht diesen Text. »Erschreckend unser naher sozialer Zerfall«; wir sind »eine Playboy-Gesellschaft, in der jeder mitbestimmen soll, aber niemand mehr Verantwortung und Pflichten übernehmen will«. Der Marxismus wird zur Utopie eines »übersteigerten Individualismus«. Die Marktwirtschaft hat dazu geführt, daß alle zuviel wollen und erwarten; alle sind maßlos; die Welt ist unregierbar geworden; die Reformen im Bildungs- und Sozialbereich sind zu teuer; die Öffnung des Bildungswesens hat die braven Arbeiterkinder zu einer »intellektualistischen Existenz« verdammt und so weiter.

»Solidarismus« wächst »mit der Leistungsschwäche der einzelnen Gruppenmitglieder«; schlimm ist auch, daß sich die »Machtinhaber, schon aufgrund von Herkunft und Auslese führungsschwach, ... durch den Vorwurf, Alt- oder Neufaschist zu sein ... verunsichern« lassen. Schuld sind an alledem die linken Intellektuellen, die, »ob nun geistiger Wegbereiter, Mentor oder Praktiker des Terrors«, mit ihren »asozialen Vorstellungen von absoluter Freiheit und Gleichheit ein geistiges Virus in die Welt gesetzt haben« und einen »geradezu existenzgefährdenden Einfluß auf unsere Gesellschaft« ausüben. Also was tun? Sollen die Machtinhaber die lebensgefährlichen Viren ausrotten, ohne den Vorwurf zu fürchten, Alt- oder Neufaschist zu sein? Verbal läßt Ortlieb das offen und zieht sich lieber auf eine reaktionäre Verelendungstheorie zurück: Er hofft auf »'Zwang und Bedrängnis`, die in den nächsten Jahren aus der weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Situation auf uns zukommen werden«.

Aus Ortliebs Aussagen läßt sich zweierlei lernen: Erstens handelt es sich bei diesen Aufforderungen zu einem neuen Faschismus, wie Walter Scheel ja für alle Beiträge seines Buches bestätigte, um eine Kritik »ohne ideologische Versatzstücke«. Ortlieb vermeidet auch das Wort »Berufsverbot«. Er gehört folglich zum anerkannten Spektrum nicht-ideologischer Demokraten. Zweitens: Ortliebs Kompendium antidemokratischer, antiintellektueller und antiliberaler Vorurteile ist nicht Produkt eines einzelnen, sondern durchaus exemplarisch für eine weit verbreitete Haltung reaktionärer Verunsicherung im westdeutschen Bürgertum. Es ist ziemlich genau die Ideologie jener rechten Sozialdemokraten, die von der SPD unter Umgehung der CDU gleich in die Arme von Strauß gelaufen sind. Wir werden mit Weisheiten à la Ortlieb im ja schon laufenden Strauß-Wahlkampf zu rechnen haben.

Schließlich: Kurt Sontheimer, Professor für Politische Wissenschaft in München. Er denkt in die gleiche Richtung wie Ortlieb, auch wenn erden Bruch mit seiner eigenen Vergangenheit, in der er den Weimarer Antiliberalismus und Antiintellektualismus als organischen Bestandteil antidemokratischen Denkens herausarbeitete, (noch) nicht vollzogen hat. Er schreibt seit je sehr viel, und auch zum Jubiläum stößt man überall auf ihn: In der Scheel-Festschrift, in der Klett-Festschrift sowie mit einem eigenen Buch im Piper-Verlag gesellt er sich unter die Lobredner der Republik. Verständlicherweise unterscheiden sich seine drei Beiträge inhaltlich nicht sehr, so daß sie hier gemeinsam behandelt werden sollen. Seine Hauptthese lautet: Die politischen Institutionen der Bundesrepublik funktionieren sehr gut, aber die politische Kultur entspricht dem nicht, sondern ist gekennzeichnet von Unbehagen, Resignation, Skepsis, Pessimismus. Die BRD-Bürger haben die beste Republik, aber sie lieben sie nicht. Sie sollten aber, so meint er.

Aber es wäre ganz falsch, Sontheimer nur nach solchen Aufforderungen zu beurteilen. Er hat ja ein zunächst einleuchtendes Problem: Das politische System der Bundesrepublik funktioniert, auch unter den Bedingungen von Wirtschaftskrise und der Massenarbeitslosigkeit, besser als viele, auch viele Sozialisten vorher vermutet hatten. Und trotzdem sind Politiker und manche Bürger mehr verunsichert als in den Zeiten Adenauers und Erhards. Woher kommt's also? Sontheimers Antwort ist einfach: Für Bewußtsein und Kultur sind die Bewußtseins- und Kulturproduzenten zuständig, also die Intellektuellen. Diese waren bis in die Mitte

I der sechziger Jahre »kritisch und zugleich zahm«. Erst mit der Apo wurde es anders: »Die geistige Landschaft hat sich seit dem Studentenprotest bemerkenswert gewandelt. Das politische und geistige Klima ist im Vergleich zu den ersten 25 Jahren nach dem Krieg intoleranter und aggressiver geworden, es ist ohne Frage weniger liberal. Marxistische Positionen mit der ihnen eigenen Tendenz zur absoluten Gewißheit, zur Parteilichkeit und zur Unversöhnlichkeit gegenüber dem 'Klassenfeind' haben dazu wesentlich beigetragen«.

Das linke Spektrum sei seit 10 bis 12 Jahren so erweitert worden, »daß sich heute unter den Schriftstellern und Intellektuellen der Bundesrepublik, die den 'Geist' repräsentieren, neben Liberalen auch zahlreiche radikale Demokraten, Sozialisten und Kommunisten finden, die es früher in nennenswertem Umfang nicht gegeben hat«.

Baring, Bracher, Löwenthal, Ortlieb und Sontheimer wurden hier als Beispiele für die Festschriften-Literatur genommen, weil sie das Feld herrschenden politischen Bewußtseins einigermaßen abdecken. Aufschlußreiche Teilansichten des Gesamtbildes vermitteln in den von Roderich Klett herausgegebenen Bänden z.B. der offen autoritäre Generalbundesanwalt Rebmann: (»Doch der Geist, der stets verneint, und die Kritik, die alles Positive negiert, stoßen an die Grenze dessen, was dieser Staat auf Dauer verkraften kann«), oder die niedersächsische Landesbank-Präsidentin Julia

Dingwort-Nusseck (»Die dritte Welt hat sicher über Tempo und Ausmaß einer möglichen Umverteilung des Reichtums noch unrealistische Vorstellungen«) und viele andere mehr.

Sie alle beschäftigen sich mit der politischen Kultur und liefern zugleich, indem sie ihre Vorurteile gegenseitig bestätigen und die Unüberzeugten ausgrenzen, einen praktischen Beitrag zu dieser Kultur. Karl W. Deutsch hat einmal gesagt, kybernetisch gesehen bedeute Macht die Chance, auf Lernen verzichten zu können. In den Festschriften-Bänden ist eine ungeheuerliche Macht konzentriert.

II. Die Linke

In ihrem z.T. schon im »Spiegel« vorveröffentlichten Buch haben die Politikwissenschaftler Martin und Sylvia Greiffenhagen - wie Sontheimer - die westdeutsche politische Kultur ausdrücklich zu ihrem Thema gemacht. Anders als Sontheimer belegen sie ihre Thesen mit Material aus Umfragen und empirischen Untersuchungen.

Sie präsentieren Fakten, die den konservativen Legenden vom demokratischen Grundkonsens der Gründerjahre und der antidemokratischen Verunsicherung durch die Jugendrevolte ins Gesicht schlagen, z.B.: -

Ende der 60er Jahre glaubten genau 50% der befragten Bundesbürger und 43% der Jugendlichen, daß »der Nationalsozialismus im Grunde eine gute Idee, die nur schlecht ausgeführt wurde«, gewesen sei. 1977 glaubten dies nur noch 26% der Befragten und 20% der 18-20jährigen. -

Das Vertrauen in die demokratischen Institutionen ist in der BRD gestiegen: 1974 glaubten mehr Leute als 1959, daß man gegen ungerechte Gesetze etwas unternehmen könne (in den USA und Großbritannien dagegen sind es in derselben Zeit weniger geworden). -

Für eine Erziehung zu »Selbständigkeit und freiem Willen« sprachen sich 1951 nur 28%, 1976 aber schon 51% der Befragten aus.

Im internationalen Vergleich heben sich die Westdeutschen insgesamt zwar immer noch durch übermäßige Konfliktscheu vom demokratischen Bewußtsein anderer westlicher Gesellschaften ab - aber dies gilt kaum noch für die jüngeren Jahrgänge.

Die Greiffenhagens räumen also ziemlich radikal mit den Vorurteilen von Sontheimer u.a. auf: Sie zeigen, daß die stärksten Veränderungen in Richtung auf mehr demokratisches Bewußtsein in jenen Bereichen und Zeiten stattfanden, auf die die Jugend- und Studentenrevolte am nachhaltigsten gewirkt hat.

Daneben sprechen sie eine Reihe anderer, in den Festschriften selten erwähnter Selbstverständlichkeiten aus, nämlich daß -

die Klassenspaltung in anderen westeuropäischen Ländern wie Frankreich und England »zum Bewußtsein der Nation« gehört, in Deutschland dagegen die Arbeiterbewegung und die Linke seit je Gegenstand obrigkeitsstaatlicher Ausgrenzungsversuche waren. »National« war hier - und fast nur hier - immer »rechts«. -

die »Linksfürchtigkeit« (Max Güde) des deutschen Bürgertums Strukturmoment aller deutschen Staatlichkeit von 1871 bis heute ist - eine Kontinuität, die den Nationalsozialisten den Übergang in den neuen westdeutschen Staat nach 1945 zu äußerst niedrigen Umdenkungskosten ermöglichte. -

der deutsche » Rechtsstaats«-Begriff, der Freiheiten als vom Staat gewährt betrachtet, sich fundamental vom bürgerlichen Freiheitsbegriff anderer westlicher Demokratien unterscheidet.

Martin und Sylvia Greiffenhagen zeigen aber auch, daß im politischen Bewußtsein seit Mitte der 70er Jahre ein Bruch stattgefunden hat -als Folge des Abbaus von Reformhoffnungen und des Ausbaus staatlicher Repression. Von 1953 bis 1971 war die Meinung, man könne seine politische Meinung Inder BRD frei sagen, ziemlich stetig auf mehr Zustimmung gestoßen: 1953: 55%, 1971: 84%. 1976 sank die Zustimmung aber wieder auf 73%; über ein Fünftel glaubte, man müsse mit seiner politischen Meinung vorsichtig sein. 1977 meinten auch mehr Bundesbürger als 1973, daß sie »Gesprächen über Politik lieber aus dem Wege« gingen. Und daß grundlegende Reformen in Gesellschaft und Politik notwendig seien, meinten 1968 42%, 1975 nur noch 27% der Befragten. Daß politische Kultur auch etwas mit der politischen Richtung der Regierenden zutun hat, zeigt sich an einem frappierenden Nord-Süd-Vergleich: 1976 meinten 82% der befragten Bürger Nordrhein-Westfalens, daß »eine Diktatur immer gefährlich« sei. Von den Bayern meinten dies aber nur 52%

Die Greiffenhagens resümieren ihre Ergebnissein der These, daß sich in den letzten 10 Jahren zwei gegenläufige Entwicklungen gekreuzt hätten: Mehr demokratisches Bewußtsein in der Bevölkerung, insbesondere bei der Jugend;

obrigkeitsstaatliche Repression bei den Regierenden.

Insgesamt ist das Greiffenhagen-Buch ein sehr mutiger Beitrag zur Verteidigung der demokratischen Entwicklungsmöglichkeiten in dieser Republik, der auch von der marxistischen Linken nicht unterschätzt werden sollte: Sie selbst hat auf dem Felde der Widerlegung reaktionärer Legenden zur politischen Kultur noch nichts Vergleichbares zustandegebracht.

Hier sollen jedoch zwei Einwände genannt werden, die auch die Grenzen des »Politischen-Kultur«-Ansatzes zeigen.

Erstens: Bei den Greiffenhagens, wie natürlich erst recht bei den konservativen Theoretikern der politischen Kultur, erscheint das Bewußtsein der Arbeiter nur als Anhängsel der bürgerlich-demokratischen Wertewelt: eher autoritär fixiert, also demokratisch leicht unterentwickelt, was man dann verständnisvoll mit der Unterschichtsozialisation erklären kann. Ob es nicht neben der bürgerlichen eine proletarische Kultur und Öffentlichkeit (Negt), ein widersprüchliches, zur Erkenntnis der grundlegenden Gesellschaftsstrukturen vorzüglich befähigtes Arbeiterbewußtsein gibt, tritt nicht in den Blick - obwohl dazu ja im Zusammenhang mit Arbeiterbildung in den letzten 10 Jahren viel geschrieben worden ist.

Zweitens: Die neuen, postmateriellen Werte setzen ja wohl die Lösung der »materiellen« Probleme des »Habens und Nicht-Habens« voraus. Daß davon in der Realität der westdeutschen Klassengesellschaft, besonders unter den Bedingungen von ökonomischer Krise, struktureller Arbeitslosigkeit und struktureller Armut nicht die Rede sein kann, sehen auch Martin und Sylvia Greiffenhagen. Aber eine Analyse ökonomischer Entwicklungstrends, die Aufschluß über den Grad der Lösung oder Lösbarkeit »alter«, »materieller« Probleme geben könnte, liefern sie nicht. Das ist schon ein erheblicher Mangel, denn sollte sich herausstellen, daß eher mit einer Verschärfung der ökonomischen Interessengegensätze zu rechnen ist, dann geriete der Verweis auf » postmaterielle« Orientierungen ja leicht in die Nähe von Verschleierungs- und Vertröstungsrezepten nach Art der »Human relations«. Politische Kulturforschung braucht also politische Ökonomieforschung, sonst wird sie bodenlos.

»Ökonomie und Politik in der Bundesrepublik« (Untertitel) ist das Thema des von Elmar Altvater, Jürgen Hoffmann und Willi Semmler geschriebenen Buchs. Die drei Berliner Politologen und Marxisten versuchen zu erklären, warum in der Bundesrepublik zwei Entwicklungen eingetreten sind, die jeweils 10 Jahre zuvor niemand vorauszusagen gewagt hätte: Das enorme Wirtschaftswachstum Westdeutschlands in den 50er und 60er Jahren und die Weltwirtschaftskrise einschließlich ihrer Auswirkungen in der BRD ab 1974. Sie tun dies in einer Sprache und Argumentationsweise, die Vorwissen erfordert: Sie setzen sich mit Theorien anderer Ökonomen auseinander, verwenden viele Formeln, Kurven und Tabellen. Wer sich überhaupt von solchen Darstellungsformen verunsichern läßt, wird wenig Vergnügen an dem Buch finden. Wer sich ums Verstehen komplizierter ökonomischer Zusammenhänge bemüht, wird die Bemühung der Verfasser würdigen lernen, Formeln und Begriffe zu erklären und das Wesentliche noch einmal zusammenfassen. Dennoch: Es ist eher ein Buch zum Studium als zu schneller Orientierung.

Hier können nur einige Ergebnisse unter dem Gesichtspunkt der Legendenzerstörung genannt werden.

Nach der schönen Mär von Erhard und dem Wirtschaftswunder war 1945 die Stunde Null, und dies war ein Glück. »Weil die deutschen Fabriken zerstört waren und der Rest demontiert wurde«, so Diether Stolze im Klett-Band »Stationen«, konnte dank Erhards Weitblick alles von den tüchtigen deutschen Unternehmern neu und modern aufgebaut werden. Altvater/Hoffmann/Semmler weisen nun nach, daß von einer Stunde Null auch ökonomisch nicht die Rede sein konnte: Zum einen waren die Industrieanlagen viel weniger zerstört als etwa Verkehrswege und Wohngebiete und konnten auf hohem technischen Niveau recht schnell wieder in Gang gesetz werden. Vor allem aber konnte das Kapital an das im Faschismus gewaltsam niedrig gehaltene Lohnniveau anknüpfen, so daß schon sehr bald hohe Profite zu machen waren: Bereits 1946, lange vor Währungsreform und Marshall-Plan, hatte die Industrieproduktion 40% des Vorkriegsniveaus erreicht. (Ermittelt hat dies übrigens Werner Abelshauser: Wirtschaft in Westdeutschland 1945-1948, Stuttgart 1975). Der NS-Faschismus war also die wichtigste Voraussetzung für das Wirtschaftswunder - und zwar nicht wegen der von ihm verursachten Zerstörung, sondern wegen dessen, was von ihm übriggeblieben war.

Zweite Legende: Die staatliche Wirtschaftspolitik in der BRD ist das Werk kluger Politiker mit den richtigen Ideen gewesen. Helmut Schmidt in der Scheel-Festschrift: »Die Marktwirtschaft war alles in allem ein genialer Wurf«, und: »Karl Schiller ist ... für diese drei Jahre der Großen Koalition ein genialer Wirtschaftspolitiker gewesen«.

Altvater/Hoffmann/Semmler zeigen an den einzelnen Phasen der Wirtschaftspolitik von Erhards Neoliberalismus über Schillers Keynesianismus bis zur gegenwärtigen monetaristisch geprägten Restriktionspolitik, daß die Maßnahmen des Staates immer nur mit sehr eingeengtem Handlungsspielraum auf die Eigengesetzlichkeit der nationalen und internationalen Kapital- und Profitentwicklung reagieren konnten: So kann eine staatliche Wirtschaftspolitik, die zur Inflation drängt, in einer ökonomischen Abschwungphase nicht zugleich die Stagnation verhindern: Der Umschwung vom scheinbar progressiven Keynesianismus in Richtung auf den reaktionären Monetarismus, wie er 1973 begann, war ihr

vorgezeichnet.

Bei ihrer Krisenerklärung gehen die Autoren - im Gegensatz zu anderen Marxisten - davon aus, daß eine reine Überproduktionstheorie - also die Annahme, das Kapital produziere mehr Waren, als auf dem Markt nachgefragt würden - nicht ausreicht. Nach ihrer Analyse wird auch unabhängig von der Konsumgüternachfrage vom Kapital in seiner ungehemmten Akkumulation ein Zuviel an Kapital produziert - das sich dann nicht mehr zu einer angemessenen Profitrate verwerten kann.

Vereinfacht gesagt: In seinem unbändigen Drang, immer mehr zu werden, stößt das Kapital nicht nur an die Grenze der Kaufkraft, sondern an die Grenzen seiner selbst.

Aus dieser Erklärung der Krise durch Überakkumulation von Kapital, die für die BRD in der Phase vor 1974 auch statistisch belegt wird, folgt politisch, daß der Krise jedenfalls mit einer Anhebung der staatlichen und Konsumentennachfrage nicht zu begegnen ist, sondern daß der irrwitzige Mechanismus, nach dem ein Zuviel an Kapital ein Zuwenig an Produktion und an Arbeitsplätzen zur Folge hat, selber außer Kraft gesetzt werden muß. In diesem Sinne kritisieren Altvater/Hoffmann/Semmler auch die seit 1975 von linken Wirtschaftswissenschaftlern in jährlichen Memoranden vorgelegten Konzeptionen zu einer »Alternativen Wirtschaftspolitik«. Die dort vorgeschlagenen Maßnahmen etwa zur Kaufkraftsteigerung und zur Beschäftigungspolitik halten sie zwar für sinnvoll, aber ohne Einbettung in eine kapitalismusüberwindende Gesamtkonzeption für zu kurz greifend.

Mit einer Erörterung von Problemen und Bedingungen, nicht mit einem Programm für eine solche Gesamtkonzeption endet das Buch. Deutlich wird allerdings, warum die Autoren ein solches Programm nicht entwickeln: Als Intellektuelle können sie das nicht, vielmehr suchen sie das Bündnis mit den in der gesellschaftlichen Realität, vor allem in den Gewerkschaften schon entwickelten Ansätzen. Wobei nach ihrer Analyse selbstverständlich auch die Gewerkschaften nicht einfach nach politischem Belieben handeln können, sondern auf von der Kapitalbewegung gestellte Probleme reagieren müssen. Andererseits - und das hebt das Buch von jeder rein ökonomistischen Betrachtungsweise ab - sind für die Autoren die ökonomischen Verhältnisse nicht einfach Sachzwänge, die erst mit einem revolutionären Urknall überwunden werden und bis dahin zähneknirschend zu befolgen sind. Wie sie am Beispiel des Faschismus gezeigt haben, war es gerade auch die *politische* Unterdrückung der Arbeiterbewegung, insbesondere der Gewerkschaften, die ein niedriges Lohnniveau als einen der Ausgangspunkte des *ökonomischen Aufschwungs* in der BRD geschaffen hat. Heute stehen die DGB-Gewerkschaften nach der Analyse von Altvater/Hoffmann/Semmler vor einem anderen Problem: Ihrer Stellung zu einer strukturellen Arbeitslosigkeit, die sich als Spaltung der Belegschaften in besonders betroffene untere Arbeiterschichten und weniger betroffene Facharbeiter auswirkt.

Insgesamt ist das Buch die bisher umfassendste marxistische Analyse der ökonomischen Grundlagen westdeutscher Politikentwicklung.

Was nicht gelungen ist, was der Untertitel »Ökonomie und Politik« aber suggeriert, ist eine wirkliche Vermittlung von ökonomischer und politikwissenschaftlicher Analyse. Das politische System als Ganzes kommt nicht vor - was zur Politik in 30 Jahren BRD gesagt wird, beschränkt sich auf Wirtschaftspolitik des Staates und Politik der Gewerkschaften.

Dies ist anders bei dem zweiten im 30. Jahr der Bundesrepublik von der sozialistischen Linken veröffentlichten Bilanzwerk, dem Sammelband »Die Linke im Rechtsstaat 2« mit 10 Beiträgen von 14 Autoren, herausgegeben vom Berliner Rotbuch-Verlag. Anknüpfend an den 1976 erschienenen ersten Band wird nunmehr die Phase von 1965 bis heute, also die Phase, in der sich eine neue Linke in der BRD erst konstituierte, analysiert.

In fast allen Aufsätzen wird versucht, das Verhältnis »der Linken« zur bundesrepublikanischen Gesellschaft zu bestimmen und Ansätze zur Aufhebung der Isolierung der Linken von dieser Gesellschaft zu beschreiben (etwa in Georgia Tornows Beitrag über »Linke im Betrieb«) oder doch wenigstens zu konzipieren (etwa in den Aussagen der ehemaligen RAF-Mitglieder Horst Mahler und Hans Jürgen Bäcker).

Der Band enthält übrigens eine sehr viel griffigere, deshalb nicht weniger genaue, polit-ökonomische Darstellung der Wirtschaftsentwicklung als in dem Altvater/Semmler/Hoffmann-Buch von Rudi Schmiede.

Tilman Fichter und Siegward Lönnendonker ziehen eine Bilanz der Studentenbewegung, die nicht ohne Stolz bestätigt, was die konservativen Festschrift-Autoren auch schon festgestellt haben: »Sicher hat die studentische Revolte die politische Kultur der Bundesrepublik in den 60er Jahren stärker geprägt als alle anderen Ereignisse. Ein neues Verhältnis zur Dritten Welt, antiautoritäre Kindererziehung und basisdemokratische Bewegungen sind neben einer Marxismus-Renaissance an den Universitäten einige der wichtigsten Resultate, die heute selbstverständlicher Alltag sind«.

Bei allem berechtigten Selbstbewußtsein: Wer die offiziellen Festschriften zum 30. Jahrestag der BRD durchgesehen hat, kann diese von den Staatsträgern ja gerade als Verunsicherung ihrer politischen Kultur verstandenen Errungenschaften für so selbstverständlich, alltäglich und gesichert nicht halten. Aus demselben Grund kann ich auch Horst Mahlers Optimismus nicht teilen: »Die Stärke des bürgerlichen Staats ist heute nur noch die Schwäche der Linken. Weil wir keine Alternative entwickeln ... deshalb ist dieser Staat noch stark.«

In Wahrheit beweist die Kontinuität einer über 100-jährigen strukturell gegen links gerichteten deutschen Staatlichkeit und der ihr entsprechenden herrschenden politischen Kultur, wie prekär der Status von Sozialisten in diesem Staat ist und wie wenig wir Sozialisten es uns leisten können, mühsam errungene Einwirkungsmöglichkeiten durch innerlinken Isolationismus oder auf rasche Erfolge setzenden Illusionismus zu gefährden.

BÜCHER ZUM 30. JAHRESTAG DER BUNDESREPUBLIK

Walter Scheel (Hrsg.): Nach dreißig Jahren. Die Bundesrepublik Deutschland - Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Klett-Cotta Stuttgart 1979, 352 S.

Roderich Klett (Hrsg.): Reden auf die Republik. Europäische Verlagsanstalt Stuttgart 1979, 124 S.

Roderich Klett und Wolfgang Pohl (Hrsg.): Stationen einer Republik. Europäische Verlagsanstalt Stuttgart 1979, 216 S.

Kurt Sontheimer: Die verunsicherte Republik. Die Bundesrepublik nach 30 Jahren, Piper Verlag München 1979, 149 S.

Martin und Sylvia Greiffenhagen: Ein schwieriges Vaterland. Zur Politischen Kultur Deutschlands. List Verlag München 1979, 4845.

Elmar Altvater, Jürgen Hoffmann, Willi Semmler: Vom Wirtschaftswunder zur Wirtschaftskrise. Ökonomie und Politik in der Bundesrepublik. Olle & Woher Berlin 1979, 470 S.

Die Linke im Rechtsstaat. Band 2: Bedingungen sozialistischer Politik 1965 bis heute. Rotbuch Verlag Berlin 1979, 270 S.

Literatur-Konkret 1979, S. 83

Paul Kersten

Nichts ist vorbei

Günter Herburger hat seiner Tochter Anna Katrine einen Gedichtband gewidmet - Liebeserklärungen an »die Möglichkeiten unserer Geschichte«

NACH DEM erzählerisch ausschweifenden Monumentalroman »Flug ins Herz«, nach dem in rhetorisch-assoziativen Tiraden schwelgenden Lyrikband »Ziele« nun ein schmaler Band, in dem ein paar lapidare Verse ein Gedicht ergeben, Verse wie diese: *»Doch/du kamst/aus diesem Loch. /Schau hin, /es ist nicht schlimm,/du hast genau dasselbe,/wenn es auch noch klein ist, /rosa und samtweich; /ein Bleistift paßt/schon bald hinein,/heraus kommt/alles leicht.«*

Das Kind, das da angeredet wird, heißt Anna Katrine Herburger und im Gedichtband »Orchidee«, den ihr Vater Günter Herburger ihr gewidmet hat, sind die meisten Texte von der kleinen Tochter inspiriert, vom freudig-erstaunten Lauschen der Eltern auf die ersten Sprechversuche *(»Die Wörter sind noch Kugeln in der Luft/Gewitter, durch die/Gesichter stoßen«)* bis zum Abenteuer »in unserem Land«, das »immer kleiner wird aus Fortschrittswut und Hast«, mit den Traumphantasien des Kindes auf einen Abwehr-Trip zu gehen, »nur noch in Versen miteinander zu reden« und »Gedichte als Luftschiffe« zu benutzen: »Wir wehren uns, meine Tochter und ich, bauen verschwiegene Häuser, deren Wände aus Zwielicht und dünnen Zweigen geflochten werden.«

Private Gedichte, individuelle Gedichte, zaghafte, fast scheu hervorgebrachte Liebesgeständnisse an ein Kind, dessen plötzliches atmendes Da-Sein und unaufhaltsames Heranwachsen die Eltern erschrickt und ihnen das eigene Altern und die Todesnähe bewußt werden lassen, zugleich aber auch Mut machen, gegen die Resignation zu leben: » Wir *überwinden das Entsetzen, /daß unsere Zukunft bereits schwindet...«.*

Hinwendung zum Kind, auch wenn die Zuversicht, die man in das Zusammenleben mit ihm investiert, als »leichtfertig« durchschaut wird und mit utopischer Hoffnung gespeist ist: *»Lieben, lieben, sagen wir, /anfassen besprechen /trösten und abschlecken, /sie sich auf den Bauch legen/und schaukeln,/bis die Bahn der Sonne sich krümmt/und aus diesem kurzbeinigen Nagel, /bewaffnet mit Freundlichkeit, /Selbstbewußtsein und Lust, /eine Legende wird. «*

Vermutungen, Herburger befände sich mit den Gedichten über seine kleine Anna Katrine auf dem Irrweg in individualistischen Eskapismus sind ebenso absurd wie unbegründet. Nie hat Herburger einen Hehl daraus gemacht, daß er ohne ein »notwendiges Maß an Utopie nicht mehr leben kann«, , daß er »fortwährend unterwegs ist nach Freundschaft, Liebe und Zuversicht im Anblick des Todes«. Und auch in seinen neuen Gedichten läßt er keinen Zweifel aufkommen, daß eine »gehörige Portion an Liebe und Entschlossenheit« dazu gehört, sich die gefährdete Überzeugung von Solidarität aufrechtzuerhalten. Nicht nur der Anblick des Todes, auch der der Geburt und der heranwachsenden Tochter kann Medium der Utopie sein, aber auch Ausdruck zerknirschter Selbstermutigung: »Kopf *hoch, sagen wir, /schauen den letzten Revolutionen zu, /bitter froh, /ihnen nicht mehr/angehören zu können«.*

Keine Utopie ohne Zuversicht, die Perspektive bleibt trotz aller Enttäuschungen und Rückschläge erhalten. Das Bewußtsein von der eigenen, in Solidarität verwirklichbaren Kraft bleibt. Und wieder ist es die Tochter, die Beruhigung schenkt. Als Jesus und Marx, »das ungleiche Paar«, eines Tages zu Besuch kommen, sich vollfressen, den Tisch vollkleckern, nach Wein verlangen und über alles mäkeln, da sind sie nicht nur zwei lästige, aufdringliche, ja abstoßende Gäste *(»die Haare im Jesus-Gesicht/waren länger geworden/der Bart von Marx stand ab, /als bräuchte er keinen Halt«),* schlimmer noch: die Herren Propheten *»mißachteten unser Kind, /vergaßen, ihm gute Nacht zu sagen«.* - Das Kind aber, aus dem Schlaf erwachend, als die beiden gealterten Typen über die Straße davongelaufen sind, »wie Hasen, die sich in Furchen verloren«, das Kind sagt, »sie habe beide im Schlaf sehr gut verstanden«. Reaktion der Eltern: *»Zitternd umarmten wir uns, /nichts war vorbei. «*

Die Botschaften und Gewißheiten, an denen man zu zweifeln begonnen hatte, werden nicht aufgegeben, individuelle Erfahrungen mit dem beginnenden Leben des eigenen Kindes werden transparent für gesellschaftliche Perspektiven. Das Kind als Garant dafür, daß die »Möglichkeiten unserer Geschichte« mehr zum Ausdruck gebracht werden müssen als deren »Versäumnisse«.

Herburgers Gedichtband ist - besonders in den Texten, die sich nicht unmittelbar mit der Erfahrungswelt des Kindes auseinandersetzen - nicht frei von metaphorischen Entgleisungen und rhetorischen Verkrampftheiten, *(»die schwere Bedachtsamkeit der Waldesgrenzen«; » in der Höhe verzückt sich die Sehnsucht des Kummers«).* Und uneinsichtig bleibt auch der unbekümmerte Dilettantismus, mit dem Herburger sich im Reimen übt *(»der Fluß verdorrt im Bach/.../wer küßt mein Kind noch wach?«).*

Doch das sind Ausrutscher am Rande, wie z.B. auch die überflüssige Rilke-Anspielung (»Bergleute sind wir ...«) in jenem Gedicht, das zu den wichtigsten des Bandes gehört, weil es die Unverzagtheit in der gesellschaftlichen Position Günter Herburgers dokumentiert. Es trägt den Titel »Kommunisten«. Und sein Schluß lautet: *»Wir sind Bergleute geworden/in den Gruben und Stollen, /wo wir schon mehrmals/uns wiederfanden/schmutzig und elend wie einst/doch täuscht euch nicht!/Wer die Ruhe der Tiefe erfuhr,/das Grollen der unterirdischen Gebirge/seinen Kindern erklärte/und Goldadern mit Kohle zu mischen lernte, blickt länger/von Zerstörung/auf abschüssigen Flächen, O/die unsere Heimat waren, und weiß, /wie man nach langer Zeit/nicht verwachsen, sondern stärker/sein kann, als käme man/ aus blankem Eis. «*

Günter Herburger: »Orchidee«, Gedichte, Luchterhand 1979, 112 Seiten, 12,80 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 84

Oskar Cöster

Zehn Jahre danach: Männer schreiben zurück

Die Frauenbewegung meldet: Erfolge allerorten. Und die Mannsbilder? Die haben nichts mehr zu melden. Die Anmache der Frauen hat offenbar nur eins bewirkt: Eine neue männliche Innerlichkeit, die zur □ Krise des Mannes□ allgemein degeneriert. Der starke Mann ist tot, der □ neue□ lebt noch nicht

UNTERGANGSSTIMMUNG im Männerlager. Nach den Unkenrufen vom anderen Ufer jetzt die Schwanengesänge am eigenen. Während die Frauen, wie etwa in dem von Lottemi Doormann herausgegebenen Buch »Keiner schiebt uns weg«, ihre wenn auch mühevollen Errungenschaften aus zehn Jahren Frauenbewegung emsig als Gewinne bilanzieren, haben die Männer, wie es scheint, einstweilen nur den Bankrott anzumelden: »Ende einer Ehe«, »Der verunsicherte Mann«, »Der letzte Mann«, »Der Untergang des Mannes« sind die reichlich apokalyptisch einstimmenden Titel von Büchern, die in diesem Jahr sei's als Erst-, sei's als gefragte Neuauflagen erscheinen, und die mithin als den aktuellen Stand der Dinge repräsentierend genommen werden wollen.

Die Krise der Rolle des Mannes, wie sie sich in Italien - kaum anders als hierzulande - im unmittelbaren Gefolge der Frauenbewegung als deren unbarmherzige Wahrheit abzeichnet, reflektiert (diffus) ein Buch mit dem wenig optimistischen Titel »Der letzte Mann«. Vier Männer im Alter zwischen 18 und 30, alle zur italienischen Linken gehörend, geben ihren Aufzeichnungen zum Thema die Form persönlicher Bekenntnisse, was, wie Herausgeber Marco Lombardo-Radice erklärt, der rückhaltlosen Offenheit der Ausführungen wegen ein Firmieren unter Pseudonymen und Berufsbezeichnungen geboten erscheinen ließ: so treten sie auf als »der Intellektuelle (Marcello)«, »der Basisgenosse (Guido)», »der Politiker (Andrea)«, »der Jüngste (Roberto)«.

Die Problematik macht es ihnen schon nicht ganz leicht; aber zwei von ihnen machen es sich (männlich, männlich) besonders schwer. »Der Intellektuelle« schickt gleich zwei (wenig ergiebige) methodologische Vorbemerkungen voraus, versucht sich in einer (aus seiner persönlichen Story nur mit sehr viel Wohlwollen ableitbaren) Soziologie der Zweierbeziehung und geht erst in medias res, nachdem er seine Intellektualität durch eine witzige, aber vielleicht doch etwas schiefe Hegel-Applikation unter Beweis gestellt hat: »Der Schwanz als An-sich-Sein, die Möse als ein Von-sich-Sein..., das Onanieren als An-und-für-sich-Sein.«

»Der Politiker« erhebt die Stimme zu einem über weite Strecken schauerlich langweiligen und steifen Sermon und muß sich - die Hälfte seines Manuskripts ist bereits fertig - die Zwischenfrage seines Herausgebers, wann er endlich zu Pott komme, und einen Brief seiner Freundin gefallen lassen, in dem - stilistisch wie inhaltlich ein wohltuendes Kontrastprogramm - überzeugend an dem »unsympathisch gedankenschweren Tonfall eines gebildeten Mannes« gekrittelt wird.

Was jenseits der pseudowissenschaftlichen Verstellungen in diesem Buch zur Sprache kommt, ist als Material einer Selbstverständigung von Männern im Zeichen ihrer Rollenkrise zweifellos von Belang, wenn auch bei weitem nicht hinreichend.

»Der Basisgenosse« kommt in die Krise, als er entdeckt, »daß wir zwei Ichs sind beim Vögeln«. »In dem Moment, als Alessandra in der Liebe ihre Klitoris mit meinem Schwanz auf eine Stufe stellt, setzt eine Kettenreaktion ein ... Wenn Alessandra eine eigene Sexualität besitzt, eine eigene Kultur usw., die von mir unabhängig sind, kracht auf der Stelle meine Art, Liebe zu machen, meine geistige Vormachtstellung usw. zusammen ... An die Frau als Instrument meiner Lust gewöhnt, habe ich mich nie um ihren Körper gekümmert. Auch nicht um ihre Gefühle, um ihr Hirn. Alessandra schleudert mir das jetzt alles ins Gesicht. Mit der Wucht einer Kriegserklärung.«

»Der Politiker« war, als er Irene kennenlernte, eine verläßlich funktionierende Kraftmaschine, permanent auf Frauenhatz, im Sex oberflächlich und mechanisch, »ein großer Affe«. Es kam - mit einem nicht näher präzisierten politisch-ideologischen Meinungswandel auf dunkle Weise verschlungen - zu einer »erste (n) Krise der 'aktivistischen Geschlossenheit'«. Und heute? »Heute befinde ich mich beinahe in einem Zustand, in dem die Liebe (zu dir, Irene)« - man sieht ihn förmlich eine steife Verbeugung machen - »und meine politische Krise ... sich miteinander verflechten, um einen Prozeß auszulösen, der Fortschritt und Wandlung bedeuten kann.«

Die Liebe zu Irene, die Feministin ist, hat ihn gelehrt, nach seinem »Unbewußten« zu fragen, nach der »Ganzheit«, nach »der Frau, die in uns steckt«. In sexueller Hinsicht heißt das für ihn, vom männlichen Lustzentrum, »nämlich von der Spitze meines Schwanzes, die sexuelle Erregung beim Beischlaf wieder wegzulenken, ... mühselige, kaum begonnene Anstrengung, die Verzögerungen und beträchtlichen Rückschlägen entgegensieht.«

»Der Intellektuelle« ist mit seiner Rollenkrise den Frauen gewissermaßen auf halbem Weg entgegengekommen, indem er von sich aus den Part des sexuellen Supermanns nicht spielen konnte. Masturbation und eine (passivere) Homosexualität sind seine (vorläufigen) Lösungsversuche.

Über »den Jüngsten« nur so viel: er hat mit 18 ein erstaunliches Problembewußtsein und spricht - nicht unwichtig, wie mir erscheint - die humanste Sprache von allen.

Der angestrengte Ernst der vier Krisenbekenntnisse dürfte geeignet sein, der innerhalb der Frauenbewegung - auch in Italien - noch immer gedeihlich sprießenden Mär vom besonderen Chauvinismus des linken Mannes einigen Nährboden zu entziehen. Was die theoretische wie praktische Verarbeitung der Krise betrifft, so gilt allerdings die Einschätzung des Herausgebers, der über die Beiträge sagt, daß »es genügt, sie zu lesen, um sich ein Bild davon zu machen, wie weit noch die Krise des Mannes nicht allein von ihrer unmöglichen 'Lösung', sondern auch von ihrer Strukturierung als Krise entfernt ist.«

»Wege zu einer neuen Identität aus psychotherapeutischer Sicht« möchte Männern ein Buch weisen, dessen Originaltitel, »The hazards of being male«, auch hier mit einem Seitenblick auf die Frauenbewegung, mit »Der verunsicherte Mann« übersetzt wurde. Der Autor, Herb Goldberg, wußte aber sehr genau, warum er seinem Buch einen solchen Titel *nicht* gab: Es ist geradezu der Impetus und die Hauptabsicht seiner Schrift, nämlich eine neue männliche Identität nicht erst vermittelt über Umwege feministischer Frustrationen und somit als Reaktion anzuempfehlen, sondern gewissermaßen als eine Umkehr aus ursprünglicher Einsicht.

Nicht im Büßergewand von »Sack und Asche« soll der Mann seinen neuen Weg beschreiten, sondern im aufrechten Gang eines, der es von sich aus will. Etwas Ähnliches mag auch Lombardo-Radice mit einem »gesunden Antifeminismus« meinen. Während jedoch die italienischen Genossen ihre Schweißperlen zwischen den Zeilen glitzern lassen und sich als die letzten Männer der alten Spezies einstufen, die es eh nicht mehr ganz schaffen, schreitet der Amerikaner, dem der neue Mann schon hier und jetzt unbegrenzt-möglich erscheint, voran in der erfolgsgewissen Diktion eines Kochbuchs.

Nach Goldberg läßt sich der nur auf den Feminismus reagierende Mann »den Mythos« aufschwatzen, daß der Mann in unserer Kultur begünstigt ist - eine Ansicht, an der einfach festgehalten wird, obwohl jede kritische Statistik auf den Gebieten Lebensdauer, Krankheit, Selbstmord, Kriminalität, Unfälle, emotionale Krisen der Kindheit, Alkoholismus und Drogensucht einen unverhältnismäßig höheren männlichen Anteil aufweist«. Nun leugnet der Autor nicht, daß die Männer nicht nur im Mythos, sondern real begünstigt sind in fast allem, was mit ökonomischer, sozialer, politischer Macht zu tun hat. Aber, so Goldberg, genau das kommt mit ihrem Wesen, und sie zerstören sich selbst, indem sie sich den überkommenen Definitionen des 'rechten' männlichen Verhaltens unterwerfen. Nach diesen Rollendefinitionen richten sie ihr ganzes Leben aus, die sind die Helden, die Zuchthengste, die Versorger, die Krieger, die Erbauer von Weltreichen, die Furchtlosen.«

Nicht also weil das alles ein so reines Vergnügen wäre und man in diesen Rollen auf Kosten der Frauen unsäglich schmarotzte, sondern weil man den Preis der Männlichkeit als zu hoch veranschlagt und ihn nicht mehr zu zahlen bereit ist, soll dem Männlichkeits-Image nicht mehr gehuldigt werden. »Dem Mann steht es noch bevor, das Quälende und Erdrückende an vielen seiner Rollen wahrzunehmen, es sich einzugestehen und dagegen zu rebellieren.«

Goldberg bereitet eine erschlagende Fülle von »Quälendem« und »Erdrückendem« vor dem Leser aus - zentral die das traditionelle Männliche geradezu definierende Gefühlsamputiertheit: »Der autonome Mann, der unabhängige, starke 'Macher', auf dessen Beherrschtheit man zählen kann, gilt immer noch als Vorbild. Wer im Geschäftsleben Erfolg haben will, muß sein Selbst unterdrücken und sich eine beherrschte, planvolle, kalkulierte und manipulative Art zu reagieren zulegen. Um nach oben zu kommen, muß man absolut zielorientiert sein, darf sich nicht durch persönliche Dinge ablenken lassen, man muß 'nicht zur Sache gehörige Störfaktoren', menschliche und andere, 'abschalten' können.

Der Mann, der fühlt, wird ineffizient, langsam und unkonzentriert. Sein Konkurrent, der besser 'funktioniert', überholt ihn.« Als Folgen dieser emotionalen Aushungerung, die die Tabuisierung von Angst, Schmerz, Trauer, von jeder - auch positiven - spontanen Gefühlsregung beinhaltet, nennt Goldberg eine fundamentale Unfähigkeit zu tieferen zwischenmenschlichen Beziehungen und erhöhte Anfälligkeit für psychische und psychosomatische Störungen. In einem eigenen Kapital kommentiert und interpretiert der Autor geschlechtsspezifische Statistiken über Lebenserwartung, Häufigkeit klinischer Aufenthalte wegen somatischer und psychischer Krankheiten, über Kriminalität, Alkohol- und Drogenmißbrauch und gelangt nahezu ausnahmslos zu Ergebnissen, die seine These von der mangelnden Attraktivität der traditionellen Männerrolle belegen.

Der männlich-autonome, nicht über die feministische Position vermittelte Ansatz, der aber gleichwohl im großen und ganzen mit feministischen Forderungen zur Kongruenz zu bringen ist, zeitigt an mindestens einer Stelle massiv-antifeministische Folgerungen: bei einem ziemlich obskuren Plädoyer für ein Zwangsrecht des Mannes auf Abtreibung.

Im übrigen geht Goldberg konform mit der Frauenbewegung, da sie den Mann der Frau gegenüber in die Lage versetzt, »sein verzerrtes Bild von ihr aufzugeben und ihr die gleiche Verantwortung für die Probleme und Tragödien des Lebens zuzustehen ... Indem er ihr Zerbrechlichkeit und Hilflosigkeit zuschrieb, nahm er das schmutzige Geschäft des Konkurrenzkampfes und des Krieges auf sich. Er kämpfte, um seinen Wert als Beschützer und Versorger zu beweisen. Er kann diese selbstzerstörerische Pose jetzt aufgeben ... Er kann ohne Schuldgefühle sich und seinen Bedürfnissen den Vorrang geben, gerade so, wie sie es tut«, vorausgesetzt sie tut es wirklich: schafft es realiter - und nicht nur auf Spruchbändern.

Von Volker Elis Pilgrim, dem hierzulande vielleicht bekanntesten Autor von Männerbüchern stammt »Der Untergang des Mannes« - ein psychoanalytisch-sozialgeschichtlich-mythenexegetisches opus magnum, dessen düsterer Titel Feststellung und Aufforderung zugleich sein will: »Der Mann macht den Untergang«, . und »der Mann« - wenigstens der herkömmliche -»soll untergehen«.

Stilistisch ein Verschnitt aus Luthers heiligem Zorn, Reichs missionarischem Eifer und Adornos gestelzter Wehleidigkeit (aber ungleich schlechter: »Der Mensch, der vor Sinnlichkeit und Erkenntnis gestoppt wird, schlägt in Religion um«), unternimmt dieses Buch den Versuch einer triebdynamischen Erklärung patriarchalischer Herrschaft und ist damit, was das Thema und dessen Relevanz anlangt, durchaus einem Werk wie Marcuses » Triebstruktur und Gesellschaft« an die Seite zu stellen. Aber: die Sprache. Und nicht allein sie. Auch in methodologisch-formaler Hinsicht ist dieses Elaborat unter aller Kritik.

Pilgrim macht fortwährend von Theoremen und Materialien eines Freud, Reich, Engels Bebel und einer ganzen Galerie illustrer Autoren (reichlich simplifizierenden) Gebrauch, ohne - von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen - es für nötig zu halten, dem Leser die Quellen all dieser Weisheiten, die nicht auf seinem Mist gewachsen sind, exakt und nachprüfbar zu nennen. Stattdessen klatscht er eine - alphabetisch geordnete, besten Dank! - Literaturliste ohne Bezug zum Text an den Schluß des Ganzen: da seht, das alles hab ich verwurstet. Das Buch geht in die dritte Auflage, tausend Fliegen wissen es wohl besser. Es ist ja auch, unter dem Strich, gar nicht so dumm, im Gegenteil. Es liefert eine - formale Kriterien hin oder her - inhaltlich ernstzunehmende triebdynamische Theorie ökonomischer und politischer Herrschaft, deren massenhafte Rezeption, wie Pilgrim sich das wünscht, dem Patriarchat auf lange Sicht nicht unbeträchtlich »in die Beine gehen« könnte.

Worum gehts? Pilgrim geht aus vom faktischen Bestand der tradierten und weltweit etablierten patriarchalischen Herrschaft und der unter ihrer Ära planvollunplanmäßig produzierten Gefahr einer planetaren Katastrophe. Er fragt zurück: wie konnte diese Herrschaft, trotz der offensichtlich gigantischen Leiden, die sie hervorbringt, entstehen und sich, nahezu unangefochten, erhalten? Der Schlüsselbegriff in seiner Genealogie der patriarchalischen Herrschaft lautet: »latente Homosexualität«. Das Verhältnis zwischen Herrschenden (den »Väterkollektiven«) und Beherrschten (den untereinander rivalisierenden und ihre Frauen und Kinder ihrerseits unterdrückenden »Söhnen«) ist ein latent homosexuelles; und wo ein latent homosexuelles, also doch wohl eine Art von Liebesverhältnis der Beherrschten zu den Herrschenden besteht, sind Aufrichtung und Fortdauer dieses Herrschaftsverhältnisses kaum verwunderlich.

Wie ist nun aber eine generelle latent-homosexuelle Konditionierung der »Söhne« unserer Spezies möglich?

Ontogenetisch bietet Pilgrim ein Erklärungsmodell an, das, in Anlehnung an Theoreme des Psychologen Balint, Freuds Konstruktion des Ödipuskomplexes (positive, lustvolle Mutterbesetzung; negative, haßerfüllte Vaterbesetzung) dahingehend transformiert, daß eine partiell positive, lustvolle Vaterbesetzung angenommen wird, die die gleichzeitig gegebene negative überwiegt. Auf diese Weise wird sichergestellt, daß die Handlungsimpulse des Sohnes dem Vater gegenüber als nicht primär haßerfüllt, sondern liebenswerbend gesehen werden können. Unter der weiteren Prämisse, daß dem Sohn das Ausleben dieser seiner homosexuellen Neigung dem Vater gegenüber versagt und auch eine Rücklenkung der Strebungen auf die Mutter unterbunden wird, scheint die Annahme einer Übertragung der homosexuellen Strebungen in latenter Form auf die institutionell bereitstehenden Väterkollektive unausweichlich.

Phylogenetisch datiert Pilgrim die Entstehung und generelle Ausbreitung dieser erziehungsmäßigen Konditionierung auf den Beginn der Seßhaftigkeit der vormals nomadenhaft streunenden Horden archaischer Zeit. Die mit dem Beginn der Seßhaftigkeit einsetzende primäre Arbeitsteilung, die zwischen Mann und Frau, weist dem Mann die Stellung des Ökonomen und Herrschenden, der Frau die der Erzieherin und Beherrschten zu. Die durch die räumliche Mutter-Sohn-Nähe kann vom Vater seit der Entdeckung des Zusammenhangs zwischen Zeugung und Vaterschaft (von Pilgrim in der gleichen Epoche angesiedelt) um die Komponente Sohnesliebe erweitert werden, wodurch er sich dem Sohn als Objekt homosexueller Strebungen anbietet. Der Kreislauf kann beginnen. Das alles trägt Pilgrim mit viel Pathos vor, außerdem umfängliche Ausführungen über die der männlichen komplementäre sexuelle und soziale Abrichtung der Frau. Es ist im ganzen ein äußerst thesenwütiges Buch, das stellenweise auch die Abenteuerlichkeit eines Unterleibs-Däniken nicht scheut,

etwa wenn behauptet wird, daß Raketen, Flugzeuge und andere Vernichtungsgeräte die phallische Form nur hätten, um »das aufgeblasene Geschlecht des Mannes« zu »kopieren« - und nicht aus Gründen der Aerodynamik etc. Es genügt ihm nicht, daß es die todbringenden und verabscheuungswürdigen Flugkörper des Patriarchats sind; ihre Konstruktion muß mit der Anatomie des männlichen Genhals kurzschlüssig - und den Symbolbegriff überstrapazierend - in eins gesetzt werden.

Ein Buch ganz anderer Art - und ein erstaunliches Buch -ist vom selben Autor unter dem Titel »Manifest für den freien Mann« erschienen. Pilgrim gibt darin einen Lebensbericht von beispielloser und für manchen vielleicht schockierenden Offenheit, macht sozusagen die subjektive Seite dessen sichtbar, was in gattungsgeschichtlicher Perspektive objektivierend als »Aufhebung des Patriarchats« begriffen wird. Was ein Mann hier und jetzt an qualvollen und lustvollen, in beiden Fällen aber hoffnungsvollen Entwicklungen durchmachen kann, der überzeugt ist, ein Jahrtausende altes Joch von sich abschütteln zu müssen, wenn er denn so etwas wie ein Gefühl von Leben in sich verspüren will, steht in diesem Buch.

Pilgrim systematisiert seine Erfahrungen in den Kapiteln »Mann zu sich«, »Mann zu Eltern«, »Mann zu Frau«, »Mann zu Mann«, »Mann zu Gruppe«. Ich referiere hier keine Details. Wer auch nur entfernt etwas von der Fragwürdigkeit der traditionellen Männerrolle hat läuten hören, wird dieses Buch lesen. Er wird auf eine Sprache treffen, die - anders als im »Untergang des Mannes« - frei ist von jeder ambitionierten Gespreiztheit.

Anders vielleicht auch als in diesem Artikel. Wie sagt doch »der Intellektuelle« im »Letzten Mann«? »... ich als Mann in der Krise (nicht bewußt, bloß verwirrt und unglücklich) spreche zu dir über den Mann in der Krise. Und ich muß es ohne Dünkel (wenn man von der Krise spricht, muß man bescheiden sein) und natürlich ohne Opfer willen tun (es macht sich nicht gut, das Opfer zu spielen, wenn man so lange geherrscht hat). Also muß ich mich noch einmal mit Luftsprüngen und Knalleffekten produzieren, muß meine öffentliche Gewitztheit einsetzen, noch einmal übernehme ich jene Rolle, in der ich spielen muß, daß ich in der Krise stecke.«

Uve Schmidt: Ende einer Ehe, März bei Zweitausendeins, DM 12,00; Herb Goldberg: Der verunsicherte Mann, Rowohlt, DM 4,80; Volker Elis Pilgrim: Der Untergang des Mannes, Goldmann, DM 5,80; Volker Elis Pilgrim: Manifest für den freien Mann, Trikont, DM 10,-

Literatur-Konkret 1979, S. 87

Ingrid Klein

Der Scharm ist vorbei

In der Szene sind sie »in«: Anja Meulenbelt und die Geschichte ihres Sexuallebens, die ständige Suche nach dem verlorenen Unglück

»DIE DAME setzt ihr Geschlechtsleben in ein Manuskript um ... also das ist nicht zu sagen« sagte Tucholsky 1932 über eine »Diotima« und ihr der damaligen Zeit angepaßtes Aufklärungswerk. Das läßt sich auch von Anja Meulenbelts »Die Scham ist vorbei« sagen. Die Holländerin breitet sich aus und erzählt minutiös 15 Jahre aus ihrem Leben. Genauer: Aus ihrem Sexualleben. Es beginnt, überraschend, mit der Pubertät. Sie wird, sehr jung, unbeabsichtigt schwanger. Die Frühehe mit einem kleinstbürgerlichen Österreicher wird nach drei zu langen Jahren geschieden. Anja beißt sich mit ihrem Sohn allein durch. Durch ein Studium, durch verschiedene Arbeitsstellen. Vor allem aber durch Beziehungen. So an die dreißig. »Mach ein Verzeichnis davon«, sagt ihr letzter Freund, der die Namen immer durcheinander schmeißt. Und Anja selbst fürchtet in einem Anflug von Selbstkritik, daß es eine Zusammenfassung von Selbstmitleid wird. Der Anflug geht vorüber. Also eine Zusammenfassung der wichtigsten Beziehungen. Die unwichtigen sind nur Namen und ergeben eine abschließende Zahl.

Nebenbei studiert sie, nebenbei politisiert sie sich. Sehr nebenbei erzieht sie ihren Sohn. Das wird erklärt: Es handelt sich um eine bewußte Beschränkung, über alles kann man nicht schreiben. Muß man auch nicht. Zum Beispiel würde es mir reichen, über die Beschreibung von Beziehungen ihn als Sohn, als Mensch deutlicher zu spüren. Aber auch *die* Scham ist vorbei.

Es bleibt nicht aus, natürlich nicht: Anja wird Feministin. Eine marxistische Feministin. Zunächst nur Anschluß an die Frauenbewegung mit dem üblichen Staunen, daß Frauen allesamt die gleichen Schwierigkeiten haben. Nestwärme durch gleiche Probleme. Gut. Kampf gegen § 218. Gut. Kampf um ein neues Selbstverständnis. Gut. Aber muß frau eigentlich partout lesbisch werden? Ich gehöre zu den Frauen, die sich ein Leben ohne männliche Liebe nicht vorstellen können. Nach Anja Meulenbelt hieße das: Mit tödlicher Sicherheit immer wieder der gleiche Scheiß. Männer, entweder zu männlich oder zu soft, die sich nicht auf *eine* Frau einlassen wollen, die Angst vorm Festlegen haben, nur die Schokoladenseite von mehreren, mindestens von zwei Frauen wollen, die totale Offenheit zu ihren Gunsten. Wieso wollen das eigentlich nur Männer? Und wieso besteht das Leben eigentlich nur aus Beziehungsschwierigkeiten?

Also: Anja wird lesbisch. Der ehemals wichtigste Bestandteil ihres Lebens, Männer, wird zum unwichtigsten Teil. Wichtig ist jetzt die Liebe, die Arbeit und das Leben mit Frauen. Was natürlich auch nicht ohne Schwierigkeiten abläuft. Wie auch. Es gibt nämlich nicht nur Männer- und Frauen-Rollen, sondern beispielsweise allgemeine individuelle Egoismen, an die sich andere nur schwer gewöhnen können. »Ich bin nun mal keine Hausfrau« reicht für die anderen Wohngemeinschafts-Frauen nicht aus, Verständnis für Anjas Schlampigkeit aufzubringen. Jedenfalls nicht täglich.

Widersprüche in sich erkennen und dennoch auf sie pochen heißt für mich, mit ihnen leben zu wollen. 'Meine Widersprüche sind mein Leben', damit werden die damit verbundenen und immer wieder neu auftauchenden Probleme zum ausschließlichen Lebensinhalt. Ich kann und will damit nichts anfangen. Und genau das hat mich wütend gemacht. Anja Meulenbelt hat über ihre Probleme, über ihre Beziehungsleiden gelebt. Unverdrossene Wiederholung von Beziehungen, ohne aus alten ein Stück gelernt zu haben. Immer wieder kopfüber in eine neue Leidenssituation und hinterher drüber klagen. Leiden als Lebensprinzip.

Erst durch Männer, dann durch Frauen. Anja, inzwischen bisexuell, muß erleben, daß ihre Freundin Anna, Frau eines Freundes von Anja, zu ihrem Mann und ihren Kindern zurückgeht. Anja ist wieder allein. Dieses Mal, weil sich eine Frau *konsequent* verhalten hat. Was ihr nicht leicht gefallen ist. Anjas Pech, daß sie die Betroffene war. Überhaupt: Ständig Pech, Unglück, Schicksal, Chaos. Niemals die Frage nach dem eigenen Anteil daran, geschweige denn der Versuch, Lernschritte zu versuchen. Ständig auf der Suche nach dem verlorenen Unglück. Alle Männer sind Chauvis, so oder so, und die Frauen auch nicht viel besser.

Anjas »Lösung« ist die totale Resignation und die vage Auskunft, mit Frauen könnt' es eventuell klappen, aber nichts genaues weiß man nicht. Inzwischen liegt die Auflage des 1978 erschienenen Buches bei 45.000. In Holland ist es ein Bestseller. Es wird also viel gekauft. Und nicht nur in Frauenbuchläden, sondern auch im sonstigen Alternativ- und üblichen Buchhandel. Und es wird viel diskutiert. Liest man die breite Diskussion im »Arbeiterkampf«, der Zeitung des Kommunistischen Bundes (KB), vom Mai/Juni 1979, dann finden sich alle in Anjas Lebensbeschreibung wieder, sind betroffen und können sich über dieses Buch mit ihren Bedürfnissen in Diskussionen einbringen.

Es macht mich betroffen, daß von links keine Kritik kam. Niemand, der außer Betroffenheit auch Unbehagen empfand. Wut über diesen Musterlebenslauf für Frauen. Über dieses ständige Gerede über Ängste, sich in einer Beziehung total aufzugeben, sich zu sehr einzulassen, nicht mehr zurückzukönnen, nicht seine Bedürfnisse ausleben zu können. Wut über

diesen Sumpf von entschlossener Unentschlossenheit, in dem Männer wie Frauen versacken.

Anja Meulenbelt: »Die Scham ist vorbei«, Frauenoffensive, München 1978, 18 Mark

Literatur-Konkret 1979, S. 88

Christoph Buchwald

Ich habe gelesen

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:

Christian Geissler: »Die Plage gegen den Stein.« rororo 4300, 1979, 466 Seiten, 9.80 DM

Der Sammelband macht lange vergriffene Prosaarbeiten Christian Geisslers - den Roman »Die Anfrage«, Erzählungen, Fernsehstücke, Hörspiele und Reden (Ostermarsch 1961, Antikriegstag 1964) - endlich wieder zugänglich. Die Texte »sind entstanden«, heißt es *wahrgemäß* auf dem Rückseitentext, »in Auseinandersetzung mit bundesrepublikanische Wirklichkeit. In ihrer konkreten Erinnerung an den deutschen Faschismus, in ihrer hartnäckigen Hoffnung auf eine menschliche Gesellschaft sind sie heute erst recht von beklemmender Aktualität.«

Friederike Roth: »Ordnungsträume«. Erzählung. Luchterhand 1979, 96 Seiten, 14,80 Mark

Der Volkshochschullehrer Pfaff versucht mit der Welt ins Reine zu kommen, sie im Kopf in eine logische Ordnung zu bringen. Das geht aus sehr verschiedenen Gründen gründlich schief - und ständig kommen die Schildkröte, die imaginäre Geliebte und Fräulein Schulze dazwischen. Eine hintergründige Erzählung über den eingefleischten Ordnungstrieb und wie auch die Liebe darunter leidet.

Helga M Novak: »Die Eisheiligen«. Luchterhand 360 Seiten, 32 Mark, In KONKRET 11/79 kommt von Wolf Biermann eine ausführliche Rezension

Beschreibung einer Kindheit und Jugend in der Kriegs- und Nachkriegszeit und zugleich Geschichte einer autoritären, verstörten Mutter-Tochter-Beziehung. Eine eindringlich erzählte Biographie, die politische und 'private' Erfahrungen als Einheit und Widerspruch darstellt.

CHRISTOPH BUCHWALD

Claassen-Verlag

Literatur-Konkret 1979, S. 88

Peter Faecke

Ich habe gelesen

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:
Leonardo Sciascia: »Die Affäre Moro«. Verlag AutorenEdition im Athenäum Verlag, 1979 160 Seiten, 14,80 Mark

Aldo Moro, Präsident der italienischen Regierungspartei, Democrazia Christiana, die seit 30 Jahren mit ungebrochener, offener Korruptheit und weniger offener Kriminalität herrscht, wird im März 1978 in Rom von den Roten Brigaden entführt. Aus den »Volksgefängnis« schreibt er um sein Leben: Briefe an seine regierenden »Freunde«, die es vorgeblich aus Gründen der Staatsräson ablehnen, ihn auszutauschen, für die sein Tod aber tatsächlich im günstigen Augenblick kommt. Der Stellenwert der Moro-Entführung für Italien ist nur sehr bedingt mit dem der Schleyer-Entführung für uns vergleichbar - vergleichbar aber sind die politischen Auswirkungen: deutsches Exportgut.

Der Sizilianer Sciascia, zeitwillig auf Sizilien unabhängiger Kandidat auf der Liste der kommunistischen Partei (PCI), jetzt Abgeordneter einer radikaldemokratischen Partei (Partito Radicale) -also allenfalls ein Sozialist mit Nasenring, unternimmt in einem literarpolitischen Essay eine Interpretation dieser Briefe und der schlitzohrigen, verlogenen, schließlich blutigen Reaktion der regierenden Freunde einschließlich des Papstes. Sciascia denkt öffentlich-literarisch nach über die kriminelle, schleudernde Führung seines Landes, über die zu erwartende Entwicklung. Er führt vor, wie ein derartiges, einschneidendes Ereignis für die weitere politische Diskussion verfügbar gemacht werden kann - während wir uns monatelang mit ein paar ungenügenden Mescalero-Briefen rumschlugen, und das nicht mal öffentlich tun durften.

Die deutsche politische Literatur hat geschwiegen zu Buback, zu Schleyer, zu Stammheim, zum Deutschen Herbst. Kein Andersch, kein Enzensberger, kein Weiss. Einzig Chotjewitz hat sich prügeln lassen. Sciascia, ein durchaus bürgerlicher Autor, beschämt uns alle -und zeigt, wo es langgehen könnte.

PETER FAECKE

WDR

»Kritisches Tagebuch«

Literatur-Konkret 1979, S. 88

Roman Ritter

Ich habe gelesen

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:

Ursula Krechel: »Verwundbar wie in den besten Zeiten« Gedichte Luchterhand, 1979, 96 Seiten, 14,80 Mark

Diese Gedichte kommen ohne smarten Chic aus der lyrischen Boutique aus, wo immer im Hintergrund Kino flimmert und leere Bierdosen klappern und auf dem Ladentisch lackierter Ekel und glitzernder Kitsch wohlfeil angeboten werden. Sie kommen aus Erfahrungen, aus einem differenzierten Wahrnehmungsvermögen, aus Interesse an den Veränderungen, die mit einem selbst und ringsum geschehen - oder ausbleiben. Trauer mißrät Ursula Krechel nicht zur melancholischen Pose, Hoffnung nicht zur Phantasterei. Vielgliedrig, beweglich kann ihre Sprache in die Nähe rücken und aus der Ferne Distanz gewinnen. Sie braucht keine kostbaren Worte, um poetisch zu sein; Gedanken kommen zur Gestalt und nicht zur dürren Abstraktion.

Uwe Friesel/Hannelies Taschau (Hrsg.): »Kindheitsgeschichten«, AutorenEdition, 1979, 280 Seiten, 34,- Mark

Das Thema ist breit genug, um jedem Autor seinen Stoff und seine literarische Form zu erlauben, aber nicht so vage, daß nur ein Sammelsorium von Gelegenheitsarbeiten entstand. Alle Geschichten der 27 Autoren zusammen ergeben, ganz unaufdringlich und aus subjektiver Sicht, ein Bild dieses Landes und seiner Bewohner seit dem Zweiten Weltkrieg.

Jürgen Theobalde: »Drinks«, Gedichte. Verlag Das Wunderhorn, 1979, 47 Seiten, 7 Mark

Theobaldys Gedichte kennen und können fast alles: Alltagstrott und leichten Schritt, Stimmungen und Besinnungen, Licht, Schatten und was dazwischen liegt. Ihm glaubt man sogar die Ausrufezeichen und die ganz stillen Metaphern. Wo andere mühsam die alltägliche Sprache in Fasson und Flatterzeichen zwingen wollen, wird bei ihm allemal ein Gedicht daraus.

Paul Kersten: »Absprung« Roman. Kiepenheuer & Witsch 1979 368 Seiten 34,-

Ausgerechnet einer, der nach Gotland fährt, um dort von der Klippe zu springen, ist eine der lebendigsten Figuren aus den Romanen dieses Herbstes. Und dabei ist er auch noch narzistisch, larmoyant, hypochondrisch, opportunistisch, eitel und feige - ein wahres Ekel.' Aber eben eines, das in seiner Widersprüchlichkeit dargestellt ist, ehrlich bis zur Selbstentblößung, die Probleme ungeputzt, ausgebreitet die Theatralik des Ego, bis es auf den Nerv geht. Ein Journalist, Mitte 30, Frau und Kind, versackt in der Midlife-Crisis und weiß sich nicht mehr anders zu helfen, als einen Selbstmordtrip zu inszenieren.

Kein perfektes Buch, seinerseits mit zuviel schriftstellerischem Kalkül befrachtet, zu ausgiebig inszeniert - wie sollte es anders sein bei dieser Hauptfigur. Aber es gibt wenig Bücher, in denen ein Intellektueller so ungeschminkt und reflektiert zugleich dargestellt ist. Die Präzision von Kerstens Sprache ist unauffällig, weil sie in der Darstellung aufgeht. Schließlich ist Gotland dann doch zu schön zum Sterben.

ROMAN RITTER

AutorenEdition

Literatur-Konkret 1979, S. 88

Klaus Wagenbach

Ich habe gelesen

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten Bücher des Jahres:

Curt Meyer-Clason: »Portugiesische Tagebücher« AutorenEditon, 1979, 420 Seiten, DM 36,-

Notizen von 1969-1976, als Meyer-Clason Direktor des Goethe-Instituts von Lissabon war. Wer einen Blick in den Abgrund bundesrepublikanischer Kulturpolitik im Ausland wagen will - hier darf er nicht nur das, sondern erfährt zugleich, was die Zivilcourage eines Liberalen dagegen vermag. Und er erfährt manches mehr über die spannenden Jahre Portugals als aus den revolutionstouristischen Berichten.

Bronislaw Malinowski: »Argonauten des westlichen Pazifik«, Syndikat, 1979, 520 Seiten, DM 38,-

Das klassische Werk über die Trobriander (Melanesien) und ihre Tauschrituale -eine aufschlußreiche Lockerungsübung für die traurigen Ritter vom Gebrauchswert. (Der erste Band einer Trilogie).

Peter Rühmkorff: »Haltbar bis Ende 1999«. Gedichte Rowohlt 1979 120 Seiten, 15,-

Poesien, die -endlich! - weder mit dem Maul voll Rrrrevolution daherkommen noch Genickstarre verschaffen vor lauter Zustimmung, nein, »Kunst-Stücke« (Lieblingswort des Poeten), der Anstrengung ästhetischer Arbeit furchtlos in die Zeile blickend, aber immer feste aufm Boden gesellschaftlicher Rrrrelevanz, heiter auch im Zitat aus dem entlegenere literarischen Unterholz.

(Ja, und bei der Gelegenheit ein Hinweis auf den besten Gedichtband des Vorjahrens:

Nicolas Born Gedichte. Rowohlt, 240 Seiten, DM 22,-)

Literatur-Konkret 1979, S. 90

Kurt Neff

Ich habe gelesen

Vier professionelle Leser empfehlen die ihnen wichtigsten B□ cher des Jahres:

Carlo Ginzburg: »Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600«. Aus dem italienischen von Kar F. Hauber. Syndikat 219 Seiten, ca. DM 28,-

Ginzburg ist ein Sozialhistoriker, der, in nachahmenswerter Weise, Brechts »Fragen eines lesenden Arbeiters« zum Ausgangs- und Angelpunkt seiner Untersuchungen gemacht hat. Darüber hinaus empfiehlt ihn, daß er schreiben kann, und zwar auf allen stilistischen Ebenen: Nicht nur gibt es in dem ganzen Buch kein einziges überflüssiges, schlecht gewähltes oder fehlplaziertes Wort, sondern auch die Themenführung ist von der ersten bis zur letzten Seite mit musikalischer Sensibilität »durchkomponiert«. Eine jedenfalls hierzulande noch einigermaßen selten anzutreffende Wissenschaftsprosa. Worum geht es? Um das aufschlußreiche Ende eines Mannes aus der »Unterschicht«, um die Gedanken und Gefühle, Träume und Hoffnungen eines aufmüpfigen Müllers, in Friaul, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts sich das Recht herausnahm, seinen eigenen Kopf zu gebrauchen, und der daraufhin vor die Inquisition zitiert, verhört, gefoltert und verurteilt, physisch und psychisch zugrunde gerichtet und zum Schluß verbrannt wurde.

Pier Paolo Pasolini: »Ketzererfahrungen. (Empirismo Eretico). Schriften zu Sprache, Literatur und Film«. Aus dem Italienischen übersetzt, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Reimar Klein. Carl Hansen 1979, 300 Seiten, ca. 25 Mark

Wer die Aspekte der *gegenwärtigen* Kulturvernichtung begreifen will, kommt um die Beschäftigung mit Pasolini nicht herum. Es sei in diesem Zusammenhang noch einmal - man kann es gar nicht oft und nachdrücklich genug tun - auf die »Freibeuterschriften« (Wagenbachs Quartetheft 96) hingewiesen. Der Hanser-Band, ausgeprägter theoretisch orientiert, bringt Bausteine einer kritischen Kultursemiotik, einer Disziplin, die in Pasolinis Händen ein ganz anderes Ding ist als die vergleichsweise blut- und erfahrungsleeren Begriffsgespinste so vieler ihrer akademischen Vertreter. Ein Auszug aus der italienischen Originalausgabe - in den vorliegenden Band nicht mehr aufgenommen - erschien im »Pasolini«-Band der Hanser-Reihe »Film«, Hrsg. von P.W. Jansen/W. Schütte.

»Freibeuter. Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik«. Redaktion Klaus Wagenbach, Barbara Herzbruch. Jeweils 130 bis 160 Seiten. Einzelpreis DM 9; im Abonnement: DM 7,50. (Heft 1: September 1979. Verlag Klaus Wagenbach)

Wagenbachs neue Zeitschrift mit hohem Anspruch auf - formuliert im Titel (der an Pasolini angeknüpft) und in einer Hommage an Alfred Anderschs »Texte und Zeichen« (soeben als Nachdruck bei 2001 herausgekommen). Man darf also erwarten, daß der »Freibeuter« (u.a.) den ausdauernden Versuch darstellen wird, das politische Potential der Literatur zu nachhaltiger öffentlicher Geltung zu bringen - ein Versuch, den man voll unterstützen sollte (vorzugsweise mit einem Abonnement).

»Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat seit 1945. Ein Nachlesebuch für die Oberstufe«. Zusammengestellt von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Mit einem Vorwort von Peter Rühmkorff. 339 Seiten. Kartoniert, DM 14,80. (Quartheft 100, Verlag Klaus Wagenbach)

Das »Nachlesebuch« ist Schlichtweg Pflichtlektüre für jedem, der sich ein möglichst anschauliches Bild davon verschaffen möchte, wo's mit der politischen Kultur im 30-jährigen Deutschland/Deutschland langgegangen ist.

Franz Jung: »Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit«. Zweitausendeins, 1979, 494 Seiten, 28 Mark (im Abonnement der »Republik«: 21 Mark)

Das Portrait des Intellektuellen als Revolutionär zeigt einen unsicheren Kantonisten - und viel von unserem 20. Jahrhundert. Dieser Modellfall einer literarischen Autobiographie liegt hier beinahe 2 Jahrzehnte nach dem ersten

Erscheinen endlich wieder in » authentischer« Ausgabe vor.

KURT NEFF

EVA

Literatur-Konkret 1979, S. 91

Werner Schartel

Literatur des Exils

Schartel, Mitherausgeber der im Konkret Literatur Verlag erscheinenden Reihe □ Bibliothek der verbrannten Bücher□ , stellt die letzt erscheinenden Bände vor

AM 10. MAI 1933 loderten in Deutschland die Scheiterhaufen. Die Bücher fast aller bedeutenden Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler wurden in einer lange vorbereiteten, zentral gelenkten Propagandaaktion in allen größeren Städten des »Dritten Reiches« öffentlich verbrannt. Tausende von Autoren wurden ausgebürgert und mußten fliehen, um sich, meist unter den erbärmlichsten Bedingungen, in Ländern durchzuschlagen, deren Gastfreundschaft häufig nicht gerade überwältigend war, deren Sprache sie oft nicht sprechen, gewiß nicht schreiben konnten. Ihre unter den schwersten Exil-Bedingungen entstandenen Werke erschienen, der deutschen Leserschaft und damit ihrer Adressaten beraubt, wenn überhaupt, in meist geringer Auflage in kleinen Exil-Verlagen.

Auch nach dem Ende des Faschismus in Deutschland blieb oft für lange Zeit das Verhältnis der exilierten Schriftsteller zu ihrer ehemaligen Heimat belastet und verso das der Heimat zu ihren verjagten und verfemten Schriftstellern, was viele von ihnen von einer Heimkehr abhielt. Das antifaschistische, das »andere Deutschland« sollte und wollte draußen bleiben.

Angesichts der Leichenfelder des Exils, der erlittenen materiellen Not, Verfolgung, Demütigungen, Lagerhaft, der Todesstrafe, dem »Herzasthma des Exils« (Thomas Mann), muß es den exilierten Schriftstellern wie bitterer Hohn erschienen sein, zu erfahren, daß die literarischen Statthalter des »Dritten Reiches« in Westdeutschland, wenn nicht in Amt und Würden, so doch in Würden und Ansehen verblieben, während die Exilierten wie Aussätzige behandelt und gerufmordet wurden, Opfer einer neuen, kaum weniger ungeheuerlichen Legende eines »literarischen Dolchstoßes«. Auch dies eine Facette der westdeutschen Nachkriegsentwicklung. Sie erklärt, weshalb von Tausenden exilierter Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler nur wenige, und dann zögernd, in die Bundesrepublik, in diesen » freiesten Staat der westlichen Welt«, zurückgekehrt sind oder sie nach kurzfristiger Rückkehr wieder verlassen haben.

Selbst exilierte »Klassiker«, die schon vor 1933 Weltruhm genossen hatten - Brecht, Feuchtwanger, Thomas und Heinrich Mann, Arnold Zweig mußten Schmähungen und Verleumdungen über sich ergehen lassen oder wurden totgeschwiegen, andere gar, wie Armin T. Wegner, wurden glattweg für tot erklärt. Eine einigermaßen vollständige, textkritische Heinrich Mann-Ausgabe steht bis heute aus.

Die Bücher der verbrannten Dichter sind, nach der »Säuberung« deutscher Bibliotheken, bis heute nicht dorthin zurückgekehrt, die meisten der im Exil entstandenen Werke sind auch in 34 Nachkriegsjahren Bundesrepublik hier nicht veröffentlicht worden, die Rehabilitierung fand nicht statt. Die nationalsozialistische literarische »Endlösung« war allzu gründlich. Sie wirkt, unterstützt von kalten Kulturkriegern, bis heute nach, so stark, daß westdeutsche Parlamentarier erneut ungestraft dazu aufrufen dürfen, die Bücher Erich Frieds, eines dieser nicht zurückgekehrten Exilierten, noch einmal zu verbrennen. Nobelpreisträger fliehen heute wieder, wie schon einmal, auf den Kehrichthaufen. Noch immer verbreitetes Schweigen über die verbrannten Dichter und die Literatur des Exils wird nur allmählich und zögernd durchbrochen.

Seit einem Jahr nun erscheint im Konkret Literatur Verlag die » Bibliothek der verbrannten Bücher«, benannt nach der von Alfred Kantorowicz im Pariser Exil unter dem Patronat von Heinrich Mann 1934 begründeten Bibliothek gleichen Namens, die dann in »Deutsche Freiheitsbibliothek« umbenannt wurde. Die Reihe begann mit dem autobiographischen Tagebuch-Roman des 1934 nach Holland geflüchteten Konrad Merz » Ein Mensch fällt aus Deutschland«, der, zuerst 1936 in einem holländischen Exilverlag erschienen, nach mehr als 40 Jahren erstmals in der Bundesrepublik erschien.

Es folgte Theodor Plieviers 1932 entstandener und 1933 verbotener und verbrannter, seither nicht wieder auferlegte Reportageroman über die nicht stattgefundene deutsche Revolution von 1918 »Der Kaiser ging, die Generäle blieben«.

In diesem Frühjahr nun wurde Heinz Liepmans Tatsachenroman »Das Vaterland« vorgelegt. Liepman, 1905 als Sproß der einzigen Hamburger jüdischen Schiffshandwerkerfamlie geboren, arbeitete ab 1925 als Regie- und Dramaturgie-Assistent an den Städtischen Bühnen Frankfurt, seit 1926 als Dramaturg an den Hamburger Kammerspielen. 1929 erschien sein erster Roman »Nächte eines alten Kindes«, 1930 folgte »Die Hilflosen«. Im März 1933 stand sein Name auf der ersten Ausbürgerungsliste der Nazis. Liepman floh über Holland, Frankreich und England nach Amerika und arbeitete dort in der Redaktion des Magazines »Time«. 1947 kehrte er nach Hamburg zurück und arbeitete als Journalist für verschiedene Zeitungen. 1961 erschien der Roman »Der Ausweg«, 1962 emigrierte er ein zweites Mal, nach Zürich, wo er 1966 starb.

1934 erschien in Holland sein Roman »Das Vaterland«. 45 Jahre mußten vergehen, bis dieses deutsche Buch über Deutschland nun endlich auch hier erscheint. Die Fabel: Ein Hamburger Fischdampfer läuft Ende 1932 aus, ist einige Monate unterwegs auf Fangreise, ohne Nachrichtenverbindung mit der Heimat, kehrt Anfang 1933, 2 Monate nach der »Machtübernahme«, nach Hamburg zurück. Die Besatzung soll ihr Vaterland nicht wiedererkennen. Eine Rückkehr in ein fremdes Land. Naziterror beherrscht die Straßen, Haß und Gewalt, Verfolgung Andersdenkener, Verrat, Denunziation, die Auflösung menschlicher Beziehungen und Freundschaften. Der Schrecken hat sich in allen Lebensbereichen ausgebreitet. Es herrschen Willkür und Rechtlosigkeit. Als der Roman 1934 in Holland erschien, wurde Liepman verhaftet, wegen »Beleidigung des Staatsoberhauptes einer befreundeten Nation«, Hindenburg verlangte Liepmans Auslieferung.

»Das Vaterland« verfehlte seine Wirkung nicht, 14 Auslandsausgaben erschienen schnell laufend aufeinander, und heute, nach 45 Jahren nun endlich in der Bundesrepublik erschienen, erweist sich das Buch als »erstaunlich frisch und seine faktische Direktheit als ernüchternd ... eine notwendige Erinnerung an das, was menschenmöglich ist.« So Heinrich Böll in seinem Vorwort. »Und darum, und darum und darum, wegen zehn und hundert und tausend unschuldig gemarteter, zerstörter, zum Irrsinn getriebener, widme ich dieses Buch den in Hitler-Deutschland ermordeten Juden« schrieb Heinz Liepman 1933 im Pariser Exil.

Im Herbst nun erscheint in der Reihe, neben den »Geschichten aus 7 Ghettos« von Egon Erwin Kisch und Alfred Kerrs »Die Diktatur des Hausknechts und Melodien« das »Spanische Kriegstagebuch« von Alfred Kantorowicz. Im Februar 1936 fanden in Spanien unter einer rechtsgerichteten Regierung allgemeine Wahlen statt, durch die ein demokratisches, von Liberalen, Demokraten, Linkssozialisten und wenigen Kommunisten gebildetes Parlament gewählt wurde. Dagegen schlugen, im berechtigten Vertrauen auf die Hilfestellung Hitlers und Mussolinis, die Mächte der spanischen Reaktion los, unter Führung des Kolonialoffiziers Franco, zur »Rettung der christlichen Zivilisation«; so brutal, daß die Welt aufschrie vor Entsetzen und Empörung, nachzulesen in den Aufrufen und Protesten von Rolland, Einstein, Camus, Picasso, Dreiser, Toller, Sinclair, Thomas Mann, Hemingway. Tausende Freiwilliger aus aller Welt eilten dem spanischen Volk zu Hilfe und kämpften in den Internationalen Brigaden -ein Kapitel Weltgeschichte, das bis heute weißer Fleck im Bewußtsein der Bundesrepublik geblieben ist, dem einzigen Land der Welt, in dem die Freiwilligen bis heute als » Rotspanienkämpfer« diskriminiert werden, während die ehemaligen Mitglieder der faschistischen deutschen »Legion Condor«hohes Ansehen und ansehnliche Pensionen genießen.

Der 2. Weltkrieg, darauf verweist Kantorowicz in seinem Vorwort zur Neuausgabe mit Nachdruck, begann bereits 1936 auf spanischem Boden.

Kantorowicz, 1899 in Berlin geboren, mußte 1933 aus Deutschland fliehen, wurde 1934 ausgebürgert, ging ins Exil nach Frankreich. 1936 bis 1938 nahm er als Freiwilliger bei den Internationalen Brigaden am Spanischen Bürgerkrieg teil, 1938 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde mehrfach interniert, 1941 nach dem Einmarsch der deutschen Truppen gelang ihm auf abenteuerlichem Wege die Flucht nach Amerika. 1946 kehrte er nach Deutschland (Ost-Berlin) zurück, ging 1957 in die Bundesrepublik und lebte seit 1962 in Hamburg, wo er am 27. März 1979 starb. Das »Spanische Kriegstagebuch«, zuerst 1948 im Aufbau-Verlag erschienen, ist keine objektive Studie über den Spanischen Bürgerkrieg und erhebt auch nicht diesen Anspruch. Es ist ein aus unmittelbarem Erleben und aus der Teilnahme auf Seiten der Interbrigaden entstandener, subjektiver und parteilicher Erlebnisbericht über den Kampf, den Geist und die Atmosphäre bei den Freiwilligen. Ein in der Bundesrepublik absichtlich unterdrücktes Kapitel deutscher und spanischer Geschichte wird farbig und fesselnd geschildert. »Mag man, wie es nun wieder gekommen ist, hier noch für eine schwarze Weile die große Lüge verlängern: es seien nicht die Mörder, sondern ihre Opfer schuldhaft. Was im Bewußtsein der ganzen Welt wach ist: die Wahrheit über die faschistischen Verbrechen in Spanien und die zu relativierende Wahrheit über die Freiwilligen, die den Überfallenen selbstlos zu Hilfe eilten, wird dereinst auch der unbelasteten, schuldlosen deutschen Jugend, auf die Hoffnung zu setzen ist, zugänglich sein.«

Literatur-Konkret 1979, S. 93

Peter Bichsel

Bilderbuch-Verschw rung

Nur f r und mit Kindern lassen sich Kaninchen aus dem Hut zaubern. Die Erwachsenen nennen es Betrug

MIT KINDERGESCHICHTEN kann man zum Beispiel auch Geld verdienen, vielleicht nicht gerade so viel wie mit Kindersocken, Kinderschuhen oder Kindernahrung, aber immerhin. Daß man damit Geld verdienen kann, das ist eine Binsenweisheit, und es ist eigentlich schade, daß man allzu oft verzichtet, Binsenwahrheiten auszusprechen und aufzuschreiben. Kinder dürfen es, und für Kinder darf man es, ein weiterer Grund, Kindergeschichten zu schreiben.

Binsenwahrheiten sind Wahrheiten, die wir einfach nicht wissen wollen, weil wir glauben, wir wüßten sie schon. Also, zum Trotz noch einmal: Mit Kindergeschichten kann man auch Geld verdienen -das ist weiter nicht schlimm -, aber es will halt dann doch nicht so ganz zu der scheinbar harmlosen und freundlichen Welt der Kindergeschichten passen. Daß diese Welt freundlich und harmlos ist, das haben nicht die Kinder erfunden, das haben die Erwachsenen für sie erfunden. Die Kindergeschichten sind Erfindungen von Erwachsenen, und sie sind - ich habe den Verdacht -,sie sind ein Betrug. Betrügen ist etwas Übles, und es wird Kindern ganz und gar nicht empfohlen - Erwachsenen auch nicht, aber sie tun es trotzdem.

Und nur Kinder, die es nicht tun sollen, wissen, wie schön das ist. Der Zauberer, der ein Kaninchen aus dem Zylinder zieht, ist ein Betrüger; und würden wir glauben, daß er ein echter Zauberer ist, es wäre nicht halb so schön. Aber wir tun alle so, als würden wir's glauben, und wenn wir »Oh« rufen, dann betrügen wir mit ihm zusammen ihn und uns.

Wenn man solche Dinge zusammen tut, dann nennt man das eine Verschwörung, und Verschwörungen sind dann nützlich und nötig, wenn man die Welt verändern will - wenn man zum Beispiel will, daß aus Zylindern Kaninchen steigen, wenn man es will, aber eben nur für Kinder und nur mit Kindern.

Und der Grund dafür ist, daß eben der Betrug unter Erwachsenen zwar häufig ist, aber keinen Spaß macht. Man kann sich mit Erwachsenen nicht verschwören, weil sie sich nicht vergessen können und weil sie keinen Spaß an Geheimnissen haben, mit denen man kein Geld verdienen kann. Die Erwachsenen wollen ganz einfach nicht, daß man Kaninchen aus Zylindern ziehen kann.

Dagegen können Schriftsteller nichts tun, und Kinder auch nicht. Und die Welt wird immer so bleiben, immer so bleiben, immer so bleiben, und die Zylinder, die es schon fast nicht mehr gibt, bleiben leer.

Dagegen muß etwas getan werden, Die Welt muß verändert werden, muß ganz anders werden, und da hilft nur die Verschwörung, und in Kindergeschichten verschwören wir uns auf Binsenwahrheiten mit Kindern.

Die gute Tante, die ihrer lieben Nichte ein Buch mit diesen Geschichten zu Weihnachten schenkt, die gute Tante wird uns nicht entdecken. Sie wird das Buch durchblättern und die schönen Bilder sehen, und dann wird sie vielleicht die schönen Geschichten lesen, und sie wird sich vielleicht darüber freuen, daß es nur Binsenwahrheiten sind, denn sie glaubt, daß Binsenwahrheiten niemandem schaden. Und dann schaut sie auch, ob das alles von Kindern verstanden werden kann, und sie schaut, daß man den Kindern mit den Geschichten nichts Böses beibringen will.

Was sie aber nicht entdecken wird, das ist unsere Verschwörung. Sie wird nicht zur Polizei laufen, sie wird uns nicht anzeigen. Sie wird keinen Brief an die Regierung schreiben und verlangen, daß alle Kindergeschichtenschreiber und alle Kindergeschichtenleser verhaftet werden sollen, weil das eine Verschwörung sei. Das wird sie nicht.

Aber das ist eine Verschwörung, eine gute Verschwörung, die dicht hält, weil keiner davon mehr will als eben das - die Verschwörung.

Außer der Verleger und außer der Buchdrucker, außer der Buchbinder, außer der Buchhändler, die wollen auch Geld. Aber die gehören ja auch nicht mit zur Verschwörung. Und der, der's geschrieben hat, der kriegt eben auch Geld dafür - da kann er nichts machen dagegen, weil er ein Erwachsener ist. Und da ist halt wieder der Betrug drin in der Verschwörung. Und die Kindergeschichtenzuhörer betrügen auch, denn sie wollen auch Erwachsene werden, und meistens sind sie es schon, bevor die Geschichte zu Ende erzählt ist, und in keinem Geschäft der Welt kann man noch Zylinder kaufen, und die Kaninchen liegen tiefgefroren im Supermarkt.

So ist das.

Und sollte die Polizei doch merken, daß dies eine Verschwörung ist, dann ist sie bereits zu spät, weil wir alle schon sehr erwachsen sind und vielleicht sogar Polizisten werden wollen.

Und vielleicht liest dann die Tante das Buch selbst nochmal und sagt: »Aha, aha«, und dann sagt sie: »Aber warum eigentlich nicht?« Und geht zur Polizei und zieht ihre Anzeige, die sie ohnehin nie gemacht hat, wieder zurück.

Und in der Ecke im Kinderzimmer liegt ein Kindergeschichtenbuch mit Eselsohren und ein paar Rissen, sieht etwas verbraucht aus und sehr harmlos, und nur es selbst weiß, wie sehr gefährlich es ist und bleiben wird.

Und die Welt? Die muß halt dann das ertragen.

Vorwort zu »Gleich um die Ecke beginnt die Welt« Kindergeschichten, Verlag Huber, Frauenfeld 1979

Literatur-Konkret 1979, S. 94

Christiane von der Groeben, Ilse Michaelis

Der Rote Elefant

Christiane von der Groeben und Ilse Michaelis beide Mitglieder des »Roter Elephant Arbeitskreis Kinder - Bücher - Medien e.V.«, (s. a. Literatur KONKRET 3/1978) stellen eine Auswahl der Herbstproduktion von Kinder- und Jugendbüchern vor.

Bilderbücher

zum Nachdenken

Lasker, Joe: Tommy ist mein Bruder, Carlsen 1979, 12,80 Mark.

Aus der Sicht eines gesunden Jungen wird sein autistischer Bruder in dessen »eigener Welt« beschrieben. Sprache und Illustrationen sind klar und deutlich und erleichtern das Verständnis.

Kirchberg, Ursula: Selim und Susanne. Selim ile Susanne. (deutsch/türkisch) Ellermann 1979, ca. 15 Mark.

Am Beispiel des Türkenjungen Selim wird die Isolation von Kindern ausländischer Arbeiter nachvollziehbar. Großflächige und klare Illustrationen ohne ästhetisierenden Schnickschnack. Ein Teil des Buches ist ohne Text und regt so zum eigenständigen Erzählen an. Ab 4.

Ek, Brigitta/Hultber, Ulf: Manuela - das Indianermädchen aus den Bergen. III. Margareta Nordqvist. Carlsen 1979, 14,80 Mark.

Das armselige Leben der Bergindianer in Ecuador. Ursachen für die Armut werden im Text nur vorsichtig benannt. Noch vorsichtiger sind die Informationen im Anhang über das Land und die Situation der dort lebenden Indianer. Die Autoren sind Weltmeister im vorsichtig Formulieren. Ab 6.

Aufklärung

Fagerström, Grete/Hansson Gunilla: Peter, Ida und das Minimum. Comic-Bilderbuch. O. Maier 1979, 9,80 Mark.

Gute Verbindung von Emotionalität und Sexualität, biologischer Aufklärung und der Veränderung der Familiensituation durch ein neues Baby - das idiotischerweise Minimum genannt wird. Schwachpunkte: Konflikte werden nur ganz kurz dargestellt, ansonsten haben alle ständig ein inniges Lächeln auf den Lippen.

Mit Witz und Spaß

Heime, Helme: Fantadu. Middelhauve 1979, 13,80 Mark.

»Fantasie und Fantadu schließe beide Augen zu. Stell dir mal vor, Du bist ...« ein Tischbein, acht Kinder, ein Springbrunnen, ein alter Mann und und und. Ein herrliches Buch zum Weiterspinnen. Ab 4.

Bergström, Gunilla: Wer rettet Willi Wiberg? Oetinger 1979, 7,80 Mark.

Eine neue Geschichte von Willi Wiberg. Der Phantasiefreund jedoch bringt Schwierigkeiten, denn Felix widerspricht und streitet, was Alfons nie tat. Sowohl von der Illustration als auch vom Text her eine gute Darstellung der Einsamkeit eines kleinen Jungen. ab 4.

Erzählungen

Vater und Tochter Koch, Ernestine: Wumme und Papa machen Ferien. Oetinger 1979, 14,80 Mark.

Heitere, jedoch nicht seichte Beschreibung der Situation eines alleinstehenden Vaters und seiner Tochter. Sehr gute Illustration von Edith Schindler. Auch zum Vorlesen geeignet. Ab 6.

Liebe

Härtling, Peter: Ben liebt Anna. Beltz & Gelber 1979, 12,80 Mark.

Erste Liebe zwischen zwei 10jährigen - mit allen Unsicherheiten, Ängsten, Zweifeln und natürlich Sexualität. Ab B.

Umweltschutz

Thiele, Colin: Kampf ums Bohrloch Albatros z. Aschendorf 1979, 13,80 Mark.

Leicht konsumierbarer Abenteuerroman gemischt mit vielen Informationen und technischen Details zum Thema Lebensstandard contra Umweltschutz. Sehr spannend und einfach geschrieben. Besonders auch für ungeübte Leser. Ab 10.

Familie und Arbeitsplatz

Kordon, Klaus: Schwarzer Riese, fünfter Stock. Beltz & Gelberg 1979, 15,80 Mark.

Endlich einmal ein Buch, in dem die problematische Arbeitsplatzsituation sowohl der Eltern als auch der Kinder (Schule) und die Auswirkungen auf das familiäre Zusammenleben gezeigt werden. Leider ein allzu abruptes happy-end. Ab 11.

Krankheit

Rück, Solfried: Weglaufen gilt nicht. Bitter 1979, 15,90 Mark.

Kurz vor ihrem 14. Geburtstag wird Billa krank - Diabetes. Überzeugende Schilderung der beschützenden Krankenhaussituation und den Schwierigkeiten, im Alltag mit Krankheit fertigzuwerden. Ab 11.

Jugendromane

Christopher, John: Leere Welt, Bitter 1979, 16,90 Mark.

Im Mittelpunkt stehen drei Kinder, die sich ganz allein durchschlagen müssen, nachdem alle anderen Menschen an einer rätselhaften Krankheit gestorben sind. Eine Verbindung von science-fiction Elementen, Gruselstory und spannender Unterhaltung. Ab 12.

Spätaussiedler

Kutsch, Angelika: Nichts bleibt wie es ist. O. Maier 1979, 15,80 Mark.

Die Freundschaft zwischen Silke und dem polnischen Spätaussiedler Armin. Auf einer gemeinsamen Urlaubsreise nach Polen kommt es zu einer Entscheidung: Für ihn bringt sie die Heimkehr und Befreiung aus einer Außenseiterposition, für sie Abschiednehmen von den Plänen für eine gemeinsame Zukunft. Ab 14.

Fehrmann, Helma/Weismanm, Peter: Und plötzlich willste mehr. Weisman 1979, 12,80 Ein Roman nach dem Theaterstück der Roten Grütze: »Was heißt hier Liebe«. Gezeigt werden die ersten Erfahrungen eines Mädchens und eines Jungens mit Liebe, Sexualität und dem gemeinsamen Erleben. Diese bewußt sehr eigenständige Bearbeitung ist genauso pfiffig und witzig wie das Theaterstück.

Zeugnisangst

Steenfatt, Margret: Das Schülertelefon. Signal 1979, 16,80 Mark.

Aktuelle Thematik: Zeugnisangst, Weglaufen und guter alternativer Lösungsansatz durch ein Schülertelefon mit der Zielsetzung: Hilfe durch Selbsthilfe. Schwäche: Magere Handlung und wenig überzeugender Schluß. Anhang: Verzeichnis der Telefonseelsorgestellen in der BRD. Ab 14.

Drogen

Wochele, Rainer: Absprung. Bitter 1979, 15,90 Mark.

»Heime Ducken war nicht mehr körperlich süchtig. Aber er war noch ein Fixer. Er dachte wie ein Fixer. Er fühlte wie ein Fixer.« Die sozialen Voraussetzungen, die zur Droge führen können, der ständige Kampf mit dem drohenden Rückfall, die Probleme bei der Integration in ein neues Umfeld - das alles wird überzeugend dargestellt. Aber: schwierige Sprache und winziger Druck. Anhang: Adressen der Drogenberatungsstellen in der BRD und Schweiz. Ab 14.

Schwangerschaft

Bolte, Karin: Ulla, 16, schwanger. Beltz & Gelberg 1979, 12,80 Mark.

Eine ungewollte Schwangerschaft mit allen sich daraus ergebenden Schwierigkeiten. Mit Hilfe anderer Frauen -die stark ihre eigene Situation und ihre Kinderwünsche auf das Mädchen projizieren - kommt Ulla zu einer Entscheidung. In den Handlungsablauf eingebunden sind Informationen über Beratungsstellen, Mutter - Kind - Heime sowie rechtliche Aspekte. Ab 16.

Bundeswehr

Kuppel, Christian: 456 und der Rest von heute. Weismann 1979, 14,80 Mark.

Tagebuchartige Aufzeichnungen eines Bundeswehr»insassen«. Bundeswehrsprache, Frustrationen, Repressalien und die Schwierigkeit, »drinnen« und »draußen« zu verbinden, werden deutlich. Trotz der anfangs positiven Grundeinstellung steht am Schluß -mit zunehmender Frustration - der Wunsch »auszusteigen«. Ab 16.

Holocaust und die Folgen

In den letzten dreißig Jahren waren Titel zum Thema »Drittes Reich - Vergangenheitsbewältigung« nur mit Spürsinn zu finden. Heute begegnet man ihnen auf Schritt und Tritt. Im Zusammenhang mit Holocaust hat offensichtlich jeder Verlag, der auf sich hält, zu diesem Thema etwas anzubieten. Da reicht die Palette von Trallala (bloß keinem weh tun) bis zu wirklicher Betroffenheit und kritischer Auseinandersetzung.

Aus diesem Sammelsurium vier Titel, die erwähnenswert sind:

Grün, Max von der: Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich. Luchterhand 1979, 18,80 Mark.

Ein gelungener Bericht über die Jahre 19261945. Die Kombination von historischer Darstellung und eigenen Erlebnissen aus dieser Zeit ermöglicht Information und Identifikation zugleich. ab 16.

Finckh, Renate: Mit uns zieht die neue Zeit. Signal 1979, 19,80 Mark.

Biographie einer BDM-Führerin, die bis zum Schluß “geglaubt« hat. Diese mutige und offene Beschreibung zeigt auch, unter welchen sozialen Voraussetzungen sich der Faschismus verbreiten konnte. Das späte »Aufwachen« wird leider zu einem gräßlich sentimentalen Bekenntnis. Ab 16.

Schönfeldt, Sybil Gräfin: Sonderappell. 1945- ein Mädchen berichtet. Ueberreuter 1979, 16,80 Mark.

Durch den Großvater (Offizier) zu Gehorsam und Pflichterfüllung erzogen, ist Mitmachen eine Selbstverständlichkeit. Erst durch den Arbeitsdienst und durch Repressionen gegenüber ihrer Freundin regt sich erste Kritik. Auch hier ist der Schluß der schwächste Teil des Buches. Er signalisiert: Es war alles nur ein böser Traum, das Leben geht weiter wie vorher. Ab 14.

Korschunow, Irina: Er hieß Jan. Benziger 1979, 16,80 Mark.

Im Mittelpunkt steht die Liebe einer 17jährigen Deutschen zu einem polnischen Zwangsarbeiter. Durch ihn und durch die Art, wie ihre Beziehung entdeckt und angeprangert wird, ändert sich die bisher unkritische Haltung des Mädchens. Ab 13.

Nachlese

Marcks, Marie: Die paar Pfennige. Bildergeschichten einer verschwenderischen Familie. rororo Rotfuchs 208, 1979, 4,80 Mark.

Langenfass, Evi und Hansjörg: Comic-Kochbuch. Heiße und kalte Tips für Kochkönige und Katastrophenköche. rororo Rotfuchs 212, 1979, 6,80 Mark.

Kettel, Andreas (Hrsg.): Volksliederbuch, rororo Rotfuchs 210, 1979, 8,80 Mark.

Christiane und Frederik: Der Spatz, 13 Spiel- und Erzähllieder für Kinder ab 4. Schallplatte. Pläne DK0098, 1979, ca. 15,80 Mark.

Literatur-Konkret 1979, S. 94

Thomas Rothschild

Ein Lichtblick

MIT WISSENSCHAFTLICHEN Abhandlungen zur Kinder- und Jugendliteratur sieht es noch trister aus als mit dieser Literatur selbst. Ein großer Teil dieser Veröffentlichungen ist bis auf den heutigen Tag von einer besserwisserischen Betulichkeit, daß es nicht erstaunen kann, wenn Alternativen dazu in ihrem gerechten Zorn zu Rundumschlägen neigen - ich denke insbesondere an die Arbeiten von Christa Hunscha und Melchior Schedler -, die beim Ratsuchenden nur Verzweiflung oder im besten Fall Hilflosigkeit hinterlassen. Eine der benutzbarsten Publikationen auf diesem Gebiet ist immer noch das von Dieter Richter und Jochen Vogt herausgegebene rororo-Sachbuch »Die heimlichen Erzieher«.

Nun ist als Uni-Taschenbuch ein Band zu diesem Thema erscheinen, das alle Stärken und Schwächen eines Konglomerats hat, das auf eine Tagung (in diesem Fall: der Kathologischen Akademie Hamburg) zurückgeht. Zwar wird das Thema sehr breit aufgefaßt - es reicht von historischen über psychologische und linguistische Überlegungen zu Abhandlungen über einzelne Gattungen wie Märchen und Bilderbuch, zu Medien wie Schallplatte und Fernsehen, die immer mehr neben dem klassischen Buch Literatur für Kinder und Jugendliche vermitteln, bis zu Fragen der Verlagstätigkeit und der Kritik -, aber der Pluralismus der Stellungen und auch die doch recht unterschiedliche *Quali*tät der Beiträge schaffen letzten Endes wenig Klarheit, etwa über die zentrale Frage des Verhältnisses von Phantasieförderung und Realitätserkenntnis.

Margarete Gorschenek / Annamaria Rucktäschel (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur, Wilhelm Fink Verlag, München, 1979, 384 S., DM 19,80

Literatur-Konkret 1979, S. 96

Hans Christoph Buch, Peter Schneider

“Denkfaul, irrelevant, opportunistisch”

Gespräch der Autoren Hans Christoph Buch und Peter Schneider über Kritiker und Kritik: »Auf die Phase des Existenzialismus folgte ein unverdauter Marxismus, die stereotype Frage nach der 'gesellschaftlichen Relevanz', und letzt sind wir wieder bei der 'existenziellen Betroffenheit' angelangt. Was im Rahmen philosophischer Systeme einen Sinn hatte, wird in den Feuilletons zur nichtssagenden Phrase plattgewalzt«

BUCH: Letzten Herbst ist dein Erzählungsband »Die Wette« erschienen, und bis heute gab es, so weit ich sehe, außer in KONKRET keine einzige Rezension dazu, obwohl sich das Buch sehr gut verkauft, also von Seiten der Leser offensichtlich Zustimmung findet. Wie erklärst du das?

SCHNEIDER: Ich vermute, daß die Kritiker den Schriftsteller mehr an ihren Erwartungen messen als an den Büchern, die er schreibt. Bei mir liegt der Fall so: Bisher hatten fast alle Texte, die ich veröffentlicht habe, etwas mit Politik zu tun, es gab also einen Aufhänger: Studentenbewegung, Berufsverbot.

Das trifft auf meine Erzählungen nicht zu. Sie sind aber auch nicht zuzurechnen dem, was man so schnell und dumm 'neue Innerlichkeit' genannt hat, also einer dezidiert apolitischen Literatur, die sich angeblich nur mit dem Ich beschäftigt. So fällt das Buch einfach durch die Maschen der paar Standards, über die Literaturkritik zu verfügen scheint: politische Literatur einerseits, die wahre, die Ich-Literatur andererseits. Ich habe das Gefühl einer Ratlosigkeit bei den Kritikern, und das hat man ja selten erlebt, daß ein Kritiker seine Ratlosigkeit beschrieben hätte.

BUCH: Das ist doch ein bemerkenswerter Vorgang. Es ist ja nicht so, daß das Buch schlecht wäre, - mir zum Beispiel gefällt es sehr gut, aber darum geht es gar nicht. Wenn die Kritiker es schlecht finden, dann sollen sie Verrisse schreiben, das ist ihr gutes Recht. Oder wenn sie aus irgendeinem anderen Grund nicht damit einverstanden sind, es weder gut noch schlecht finden -auch das könnte man begründen. Aber dieses Schweigen ist eigentlich eine Form der Bestrafung, die sehr bedenkliche Rückschlüsse zuläßt auf das Selbstverständnis der Kritik: Der Schneider hat schon so viel Erfolg gehabt, den wollen wir jetzt mal ein bißchen zappeln lassen. Ich bin sicher, hätte das Buch einen politischen Aufhänger wie etwa dein »Verfassungsfeind«, wäre die Kritik nicht daran vorbeigekommen. Oder wenn es ein 300-Seiten-Roman wäre, auch wenn nicht mehr Erzählsubstanz darin stecken würde als in dem schmalen Prosaband. Aber offenbar reagieren die Kritiker nur noch auf gröbste Reize und sind unfähig zur Wahrnehmung von etwas Neuem; das hieße ja auch, daß man einen Autor in seiner Entwicklung sieht.

SCHNEIDER: Du hast gesagt 'Bestrafung'. Das habe ich in Schwächemomenten auch so empfunden. Allerdings frage ich mich dann auch, was mit mir passiert ist, wenn ich dieses Schweigen so empfinde. Ich erinnere mich z.B., daß ich, als der »Lenz« herauskam, überhaupt nicht so neugierig war auf die Kritiken. Ich steckte noch so stark in der Studentenbewegung und in der guten Gleichgültigkeit, die mir diese politische Identität gegenüber den Sprüchen der Kunstrichter gestattete, daß ich da viel immuner war. Und nach wie vor denke ich, man sollte sich erst einmal und vor allem für das interessieren, was die Leser sagen, denn die Kritiker - und das meine ich ganz wörtlich - sind ja meist gar keine Leser, sondern Blätterer, und wenn sie ein Buch durchlesen, verbietet ihnen ihr Kunstrichteramt, ihre Empfindungen beim Lesen zu beschreiben. Aber leider ist diese Gleichgültigkeit nur noch ein frommer Wunsch und ich beobachte mich wieder dabei, daß ich erst das Feuilleton aufschlage, bevor ich den politischen Teil lese, nachschaue, wer da was über wen gesagt hat, mich beteilige an diesem höheren Klatsch ... Ich fürchte, wir sind wieder sehr bescheiden geworden, was die Maßstäbe angeht, mit denen wir Erfolg oder Mißerfolg messen.

BUCH: Ich meine, es ist ein Fehler zu glauben, daß es hier überhaupt noch um Bücher geht. Es geht um Personen, und nicht mal um die, es geht um Tendenzen, und auch das ist noch ein zu feines Wort, es geht um Trends, um ganz ordinäre, grobe Signale, die gesetzt werden, und zwar nicht einmal von einzelnen Kritikern, die man dafür beim Wort nehmen könnte. Vielmehr herrscht eine diffuse Atmosphäre von unausgesprochenen Vorurteilen, halber Kenntnisnahme und Verschweigen, eine Mischung aus kommerziellen Interessen und persönlichen Vorlieben bzw. Abneigungen, mit der dann Kulturpolitik gemacht wird, von wem, weiß man nicht ... Das Ganze wird nie recht faßbar.

SCHNEIDER: Die Gründe dafür sind, glaube ich, einfach. Es gibt einen immer schmaler werdenden Vorrat an kritischen Standards, die von den Kritikern angewandt werden, und die Kritiker sind nur noch imstande, über solche Bücher halbwegs kompetent zu schreiben, die diesen Standards entsprechen. Das Auffälligste an diesen Standards ist, daß sie weitgehend unbewußt angewandt und deswegen in der einzelnen Kritik kaum kontrolliert werden. Der gegenwärtig mächtigste

Standard läßt sich etwa so beschreiben: ein Text ist dann wichtig, ehrlich, literarisch seriös, vielleicht sogar groß, wenn er Chaos formuliert, das Auseinanderfallen von Ideologien und Wertsystemen, kurz die Hoffnungs- und Sinnlosigkeit unserer Existenz, wobei die übrigens möglichst undatiert bleiben muß. Sobald der Kritiker diese Hoffnungslosigkeit entdeckt, bricht er spontan in Jubel aus. Ein eigentlich erstaunlicher Vorgang, weil man doch denken sollte, daß ein solcher Text, wenn er ernsthaft wahrgenommen wird, Betroffenheit auslöst, vielleicht auch Scham, vor allem den Wunsch nach Veränderung. Aber das Merkwürdige, man kann auch sagen, das Verlogene an dieser feuilletonistischen Gier nach Verzweiflung ist eben: es darf keine Hoffnung geben. Ein Schriftsteller, der eine Utopie formuliert, gar einen konkreten Vorschlag für eine Veränderung, setzt sich sofort dem Verdacht der Oberflächlichkeit aus, er zeigt guten Willen, aber kein Talent, er hat sich aus den Tempeln der Literatur herausgegeben, vor allem, er hat eben nicht tief genug gelitten, nicht so tief, daß der Kritiker seine Gänsehaut kriegt. Verzweiflung scheint irgendwie schöner zu sein als der Versuch, sie zu überwinden. Hoffnungslosigkeit erhabener als Hoffnung, man kann auch sagen, Hoffnung ist einfach unästhetisch geworden, eine Sache für Schwärmer und Weltverbesserer, eine Entwicklungskrankheit wie Akne, die das wahre Talent hinter sich läßt. Übrigens darf auch nicht gelacht werden. Lachen ist ebenfalls unästhetisch geworden, genau wie das Weinen. Wer lacht oder weint, ist oberflächlich, nur ein gewisses vornehmes Frösteln ist gestattet.

Es dürfen auch keine genauen Orts-, Berufs- und Zeitangaben gemacht werden, denn wie gesagt, der Befund Hoffnungslosigkeit muß undatiert und undatierbar bleiben, weil es sich sonst vielleicht herausstellen könnte, daß sich hier keineswegs die Menschheit ausspricht, sondern eine kleine und geschlossene Kulturelite, die sich höchst beredt über ihre Kommunikationsunfähigkeit verständigt. In Wirklichkeit ist ja eine reine Redekultur entstanden, es werden immer brillantere Sätze darüber gesagt, daß Sätze nichts sagen und Schweigen ehrlicher sei, aber das alles wird immer nur in Sätzen ausgedrückt, und mir fällt es tatsächlich schwer, mir die Körper, aus denen solche Sätze kommen, in Bewegung vorzustellen, beim Tanzen oder eingekeilt in den Riesenkörper eines Rockpublikums, in einer Berührung, die nicht gleich wieder Ekel auslöst, ja, Berührung ist auch etwas Unästhetisches.

Ich behaupte nun einfach, daß es kein echtes Leiden gibt ohne den Wunsch, da herauszukommen. Und ich mißtraue einer Verzweiflung, die so beredt und konjunktursicher daherkommt, daß sie von Jahr zu Jahr immer fetter und gefräßiger wird und sich handeln läßt wie eine hochverzinsliche Aktie. Die Strenge Kafkas mit sich und seinem Werk, die ihn auf den Gedanken brachte, seine Texte alle zu verbrennen, dieses Zögern vor der Veröffentlichung und Verwertung der Verzweiflung könnte doch den heutigen Managern dieser Stimmung nur ein mitleidiges Lächeln abnötigen.

BUCH: Sieht man sich die Literaturkritik der letzten zwanzig Jahre an, so kann man mehrere Phasen unterscheiden, intellektuelle Moden sozusagen: Auf die Phase des Existentialismus folgte ein unverdauter Marxismus, die stereotype Frage nach der »gesellschaftlichen Relevanz«, und jetzt sind wir wieder bei der »existentiellen Betroffenheit« angelangt. Es handelt sich um Wortkategorien, die im Rahmen bestimmter philosophischer Denksysteme einmal ihren Sinn hatten, in den Feuilletons aber zur nichtssagenden Phrase plattgeklopft werden.

Eine solche Kritik ist nicht nur denkfaul, sie ist irrelevant, denn die Leser kümmern sich schon lange nicht mehr darum, was die Kritiker schreiben. Die Leser jedenfalls, auf die es uns ankommt, suchen sich ihre Lektüre jenseits der Bestsellerlisten aus, und der Erfolg von Vespers »Reise« oder von Verena Stefans »Häutungen« ist außerhalb der etablierten Kulturszene zustandegekommen. Und vielleicht ist das mit deinem Erzählband auch so. Insofern sollten wir aufhören, uns darüber zu ärgern, nur mit der Einschränkung noch, daß ein Begriff wie »die Kritiker« immer eine unzulässige Verallgemeinerung ist. Ich finde z.B., daß Schriftsteller, wenn sie Kritiken schreiben, sich sehr viel brauchbarer, produktiver äußern als die meisten Berufskritiker - wenn auch nicht unbedingt fairer. Das war schon in der Gruppe 47 so.

SCHNEIDER: Daß es so ist, liegt nicht nur daran, daß Schriftsteller im allgemeinen einfach besser, also genauer schreiben als Kritiker, d.h. zum Beispiel, die eigenen Maßstäbe untersuchen. Es liegt auch daran, daß Schriftsteller gar nicht anders können, als parteiisch zu schreiben. Damit meine ich zunächst nichts weiter als eine Haltung, gleichgültig, ob sie sich in einer expliziten politischen und ästhetischen Vorstellung ausdrückt oder einfach nur in der persönlichen Schreibweise eines Autors. Auf jeden Fall ergreifen die Schriftsteller Partei für oder gegen einen Text und tun das im Namen ihrer eigenen Produktion. Sie nehmen sich also das Recht, subjektiv zu sein. Das ist ein großer Vorteil. Die Kritiker, nicht gebremst durch eine eigene Produktion, sehen sich dagegen sehr schnell als Kunstrichter, deren Geist über den Klassen, Rassen, Ideologien und Stilen schwebt. Sie erliegen der Illusion und verbreiten sie auch, daß ihre Urteile objektiv wären: Die Muse höchstselbst spricht. Ich glaube nicht an eine objektive Literaturkritik, ich glaube vielmehr, daß die eingestandene Subjektivität eine Kritik viel ehrlicher und objektiver macht als der falsche Anspruch auf Objektivität.

BUCH: Was ich fast noch ekelhafter finde, ist ein bestimmter politischer Opportunismus bei vielen Kritikern, daß ausgerechnet in den Feuilletons Leute sich links gebärden, oft sogar linker als links, die diese Haltung durch keinerlei politische Arbeit begründen können.

SCHNEIDER: Da kommen wir zu einem Punkt, wo du mich wahrscheinlich bald bremsen mußt; da hat sich einiges angestaut. Ich kann tatsächlich nur die Urteile eines Kritikers respektieren, bei dem ich eine Haltung erkennen kann, und zwar eine, die er durchhält, für die er etwas riskiert, kurz, die er aus seinem Leben holt und nicht aus dem Gegenstand, den er gerade bespricht. Bei so unterschiedlichen Kritikern wie Hans Meyer, Raddatz, Baumgurt erkenne ich eine Kohärenz, ihre Kritiken haben den Vorzug der Einseitigkeit, man mag sich über ihre Urteile ärgern, aber eines kann man ihnen nicht vorwerfen: daß sie einfach nur in ihren Gegenstand hineinkriechen, um dann mit jeweils neuen Maßstäben wieder zum Vorschein zu kommen, die am nächsten Tag wieder vergessen sind. Genau das scheint mir aber charakteristisch für die gegenwärtige Kritik.

Ein solcher Kriech-Kritiker, und da möchte ich als Betroffener sprechen, ist H.C. Blumenberg. Man weiß ja, daß Blumenbergs Lieblingsfilm »Rheingold« von Schilling ist, seiner Meinung nach »einer der radikalsten Filme, die in den letzten Jahren in Deutschland gedreht wurden«. Gelegentlich hat er auch verraten, was Radikalität für ihn bedeutet, woran er sie mißt: Schilling, Faßbinder, Costard sind radikal, sofern sie ;>reines Kino« machen, sich »ohne pseudokritischen Vorbehalt auf eine mythisch geprägte Gefühlswelt einlassen«, ausschließlich mit »Bildern, Farben und Bewegungen« arbeiten. Cassavetes, weil er sich »wiederum als Meister des organisierten Chaos erweist«. Abgesehen davon, daß ich diese Kriterien für völlig verblasen und denkfaul halte -was ist »reines Kino«, was »organisiertes Chaos« - sie geben ja einen möglichen Standort an: Blumenberg will eben nun mal die saubere Leinwand, er will nicht mit »Deutlichkeit und Erklärungen« heimgesucht werden, schon gar nicht mit Politik, und wenn er diesen Standpunkt etwas genauer und konsequenter formulieren würde, dann wäre er zwar immer noch niemand, den ich duzen würde, aber vielleicht wäre er jemand. Stattdessen ist er aber nichts weiter als ein Blumentopf, in den jede Woche ein neues kritisches Pflänzchen umgetopft wird und dort verkümmert.

Was ist denn davon zu halten, wenn derselbe Blumenberg, kaum hat er es mit Filmen zu tun, die nicht 'reines Kino' sind, sich plötzlich als Ultraradikaler verkleidet und etwa Trottas »Christa Klages« und Hauff/ Schneiders »Messer im Kopf« scheinbar von links außen kritisiert. Plötzlich hat er Sätze parat, die er nicht im Traum auf einen Film von Faßbinder oder Schilling anwenden würde! »Das hätte ein zorniger, böser Film werden können«, fängt er seine Kritik an v. Trotta an, und an unserem Film bemängelt er, daß er »sich um eine klare Aussage drückt« und »garantiert niemanden wütend macht.« Wann sonst hat Blumenberg je verlangt, daß ein Film wütend machen, eine klare politische Aussage enthalten solle etc.? Der spleenigste KPD-Mann, der eine solche Kritik vorträgt, verdient meinen Respekt, weil er mit seiner Meinung etwas riskiert.

Am liebsten wäre Blumenberg zweifellos, daß sich Hoffmann, der Protagonist in »Messer im Kopf«, endlich als Terrorist bekennt und Hauff/Schneider als dessen Sympathisanten. Herr Blumenberg wäre vermutlich der erste, den Film und uns dann dem Staatsanwalt zu empfehlen, aber immerhin: dann hätte er, der haltlose Blumenberg, wenigstens Respekt vor unserer Standhaftigkeit. Tatsächlich wirft er uns vor, daß der Film überhaupt produziert werden konnte: »Wäre dieser Hoffmann nur entfernt mit terroristischen Aktivitäten verhandelt, hätte 'Messer im Kopf' nie produziert werden können«. Dann hätte ihn freilich niemand sehen können, aber Blumenberg, der Filme nach eigenen Aussagen überhaupt nur beurteilen kann, wenn er allein im Kinosaal sitzt, wäre beeindruckt. Wie aber, wenn Hauff und ich gar keinen Film über einen Terroristen machen wollten, wenn wir einfach etwas ganz anderes vorhatten? Das kann sich der Mogler Blumenberg nur als Mogelei vorstellen.

Er soll gefälligst zugeben, was in seinem Sprachbrei aus »pseudolinken Feierabendsanarchisten«, »sexual politics«, »regressiven Phantasien von aufgeklärten Angestellten« nur unfreiwillig zum Ausdruck kommt: daß er von solchen Filmen nichts versteht und daß sie ihn nicht interessieren.

Da beschwört er jetzt die »unvergessene Katharina Blum« - man muß einmal lesen, was er seinerzeit über diesen Film geschrieben hat. Ich bin gespannt, wann er das unvergessene »Messer im Kopf« gegen den nächsten Film von Ziewer oder Schlöndorff ausspielt.

BUCH: Goethe sagte einmal, ich glaube in den Gesprächen mit Eckermann, immer dann, wenn er sich redlich Mühe gegeben hätte, dem deutschen Volk mit einem neuen Buch etwas zuliebe zu tun, wären die Kritiker gekommen und hätten ein Mordsgeschrei erhoben und Forderungen gestellt, wie das Buch ihrer Ansicht nach hätte geschrieben werden müssen. Daß sie aber den Begriff der Sache überhaupt erst aus dem Buch bekommen hätten. Derselbe Zirkelschluß liegt heute noch den meisten Kritiken zugrunde, ob es sich nun um Bücher oder um Filme handelt: Der Kritiker bildet sich beim Lesen oder Zuschauen eine Idee davon, wie das Werk eigentlich hätte aussehen müssen, wenn er es geschrieben oder konzipiert hätte.

Aber er hat es eben nicht geschrieben -Gott sei Dank, kann man da nur sagen.

SCHNEIDER: Sie unterstellen also ein Thema, das meistens von ihnen stammt und nicht vom Autor, und dann untersuchen sie, ob der Autor das Thema erreicht hat. Sie lassen sich nicht auf den Prozeß der Wahrnehmung ein, den sie selber durchlaufen, wenn sie aufmerksam lesen oder aufmerksam schauen. Und nur so kann ja etwas Neues auch bemerkt werden.

BUCH: Wobei es natürlich immer so ist, daß der Leser Eigenes hineinprojiziert. Wenn er es aber zugibt ...

SCHNEIDER: Jeder, der etwas liest, holt, ob er will oder nicht, zunächst nur das Eigene aus einem Kunstprodukt. Und immer, wenn ich was geschrieben habe und mir Leute einigermaßen spontan darauf antworten, dann sagen sie mir, wo es ihnen an welcher Stelle wie gegangen ist, was ihnen dazu eingefallen ist, wo es sie betroffen und wo es sie gelangweilt hat, wo sie's ganz abscheulich fanden. Damit sagen sie aber immer sowohl etwas über sich wie über das Buch. In der Kritik scheint die ganze Operation nun darin zu bestehen, das, was in diesem Wahrnehmungsprozeß das Eigene ist, herauszustreichen. Und was dann bleibt, ist ein ärmlicher Rest.